This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

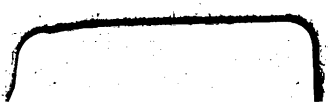
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07577118 2



Rabener.

NGY

~~[illegible]~~

Gottlieb Wilhelm Rabeners

sämmtliche

Schriften.

Fünfter Theil.

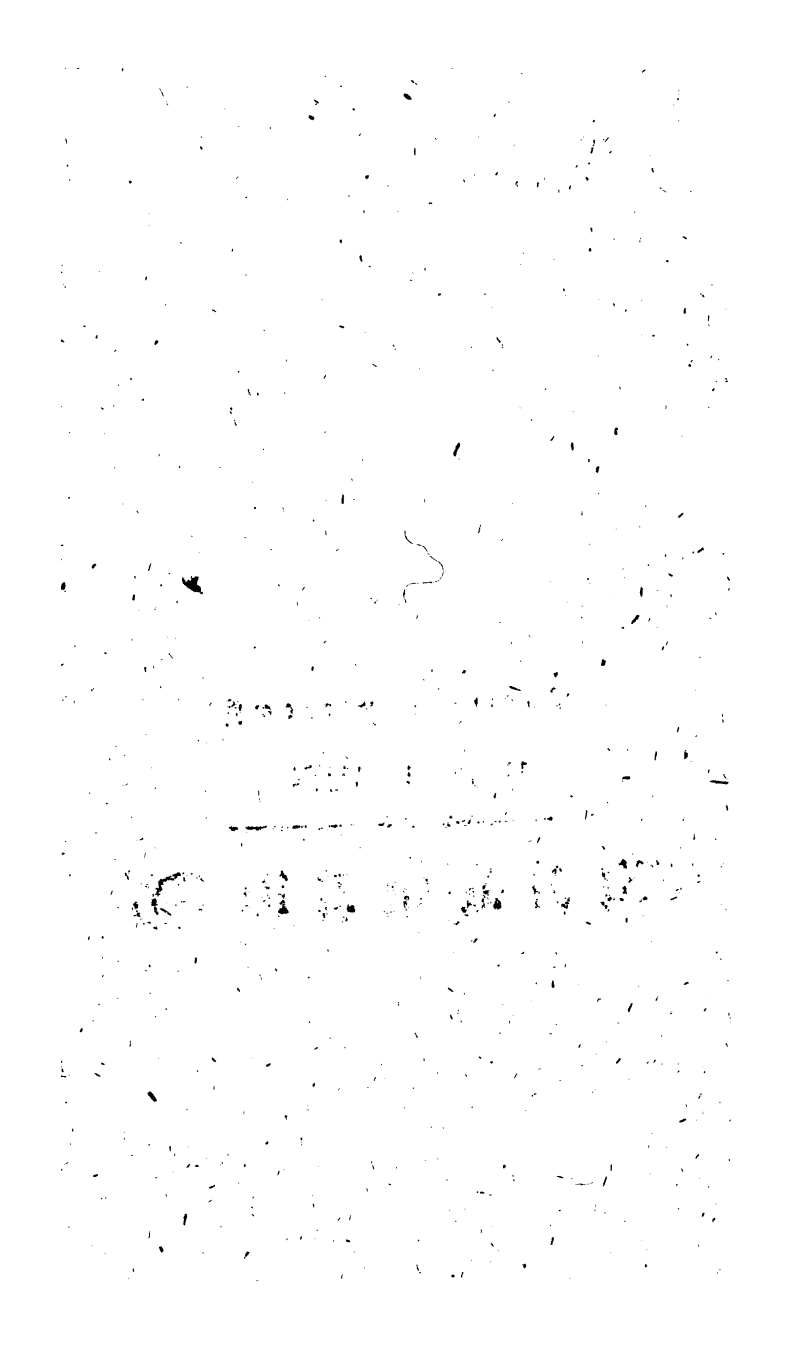
Leipzig, 1777.

Im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

Satyren.

Vierter Theil

Zwote Abtheilung.



Daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.

Eine Abhandlung,

welche den von der Königlichen Akademie zu Pau in Bearn aufgeſetzten Preis gewiſs erhalten wird.

1754.

An die Herren der Königlichen Akademie zu Pau in Bearn.

Meine Herren,

Ich finde in der Utrechter Zeitung, daſs Sie heuer den ordentlichen Preis für eine kurze Abhandlung in Proſa beſtimmet haben, in welcher unterſuchet werden ſoll: *Ob die Begierde,*

von andern Uebels zu reden, eben ſo wohl von dem Stolze, als von der Bosheit der Herzen herkomme.)?*

Ich werde Gelegenheit haben, Ihnen zu erzählen, wie ich bey dieſer Aufgabe durch einen ſonderbaren Zufall aufmerkſam geworden bin. Dieſer iſt die Urſache gegenwärtiger Schrift; aber zugleich auch die Urſache, warum ich bewieſen habe: *Daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.*

In der That beweiſe ich alſo das, was Sie nicht wollen bewieſen haben. Aber ich hoffe, Sie, meine Herren, ſollen eben ſo groſsmüthig ſeyn, als es die Akademie zu Dijon war. Ja, ich habe vielleicht mehr Urſache, auf den geſetzten Preis Anſpruch zu machen, als Monſieur Rouſſeau hatte, da ich eine Leidenſchaft vertheidige, die uns allen ſo natürlich iſt, und da ich einen Satz behaupte, der dem ganzen menſchlichen Geſchlechte zur Ehre gereichen muſs; anſtatt, daſs Monſieur Rouſſeau etwas zu beweiſen ſuchte, welches alle königliche Akademien der ſchönen Wiſſenſchaften und freyen Künſte um

*) In der Utrechter Zeitung Num. XXV. ao. 1754. L'Academie Royale de Sciences et des beaux Arts etablie à *Pau* dans le *Bearn* adjugera le Prix ordinaire de chaque année à une Ouvrage en Proſe, qui n'excédera pas une démie heure de lecture, et dont le ſujet ſera: *La médiſance, eſt-elle autant l'effet de l'orgueil, que de la malignité?*

um ihren Kredit bringen muſste, wenn die Welt ſeinen Beweis für Ernſt angenommen hätte.

Aber ich glaube, daſs ich auſser dieſem noch mehrere Verdienſte habe. Sie verlangen ausdrücklich, daſs man zu Vorleſung dieſer Abhandlung nicht mehr, als eine halbe Stunde Zeit nöthig habe. Ein ſchreckliches Geſetz für einen Deutſchen! und dennoch habe ich es genau beobachtet. Ich machte einen Verſuch damit, ſo bald ich fertig war; ich las es auf meinem Zimmer laut, und es war nicht völlig eine Minute über die geſetzte Zeit, als ich zum Ende kam. Sie haben vergeſſen, zu ſagen, ob man langſam, oder geſchwind leſen ſoll? Ziemlich geſchwind habe ich geleſen, das iſt wahr; ohngefähr ſo geſchwind, als ein junger Geiſtlicher ſeine Meſſe lieſt, wenn er weiſs, daſs eine artige Geſellſchaft mit dem Eſſen auf ihn wartet. Dieſe Selbſtverläugnung verdient, wie mich dünket, noch wohl eine Belohnung.

Ich habe ein Recht zu verlangen, daſs Sie, meine Herren, mich ſchadlos halten, da ich Gefahr laufe, bey meinen ſchreibenden Landesleuten alle Achtung zu verlieren. Diejenigen in meinem Vaterlande, die mich kennen, werden mir gewiſs vorwerfen, daſs ich meine Aeltern noch in ihrer Gruft beſchimpfe. Denn mein Groſsvater, ein orthodoxer Mann, ſchrieb Poſtillen in Quart; mein ſeliger Vater ſchrieb beynahe einen Zentner geheime Nachrichten in Folio vom ſpaniſchen Succeſſionskriege; und ich meine Herren, ich, der ich nach dem ordentli-

chen Laufe der Natur wenigſtens Opera omnia in Regal ſchreiben ſollte, ich, faſt ſchæme ich mich vor mir ſelbſt, ich ſchreibe ein Werkchen in Octav, und dieſes nur in der Abſicht, mich dem Preiſe zu næhern, den Sie ausbieten.

Die Unbilligkeit will ich Ihnen nicht zutrauen, daſs Sie mir den Preis um deſswillen entziehen werden, weil ich ein Deutſcher bin. Bey uns giebt man Ihren Landesleuten die Partheylichkeit Schuld, daſs Sie behaupten, der Rhein beſtimme die unüberſteiglichen Grænzen des Witzes. Aus dem Erfolge werde ich ſehn, ob dieſer Vorwurf gegründet ſey. Ich will es nicht hoffen; Ihnen, meine Herren, traue ich die Einſicht zu, daſs ſie von der Erfindſamkeit der Deutſchen richtigere Begriffe haben werden. Deutſche waren es, die das Pulver, die America *), die die Buchdruckerkunſt, ja, wo ich mich nicht ganz irre, ſo gar auch Acroſticha und Chronodiſticha erfanden: und mit Ihrer Erlaubniſs, meine Herren, ein Deutſcher iſt es der die Ehre hat, die unerhörte neue Wahrheit zu erfinden: Daſs

*) Man hat ſich, bey Gelegenheit dieſer Stelle, im *Journal Etranger*, und zwar im *Novembre* 1754. viel Mühe gegeben, zu beweiſen, daſs die Erfindung der neuen Welt kein Werk für einen deutſchen Kopf ſey. Der Streit iſt mir gleichgültig: ich bin ſchon zufrieden, daſs man uns die Acroſticha und Chronodiſticha nicht ſtreitig gemacht hat, zu denen doch die Ausländer vielleicht noch mehr Recht haben dürften, als wir Deutſche.

Daſs die Begierde, von andern Uebels zu reden, nur aus einer edlen Menſchenliebe entſpringe.

Ich weiſs nicht, meine Herren, ob Sie in gegenwærtiger Ausarbeitung das Mühſame und Schwerfællige wahrnehmen werden, welches ihre witzigen Schriftſteller uns Deutſchen ſo gern Schuld geben. Ich ſollte es kaum meynen. So viel kan ich Ihnen bey meiner Autorparole verſichern, daſs ich zu dieſer Abhandlung nicht vœllige zwölf Stunden nöthig gehabt habe. Wenigſtens hat mir mein Barbier, der ein Mann von Einſicht iſt und den meiſten von der franzöſiſchen Kolonie den Bart putzt, die Schmeicheley geſagt: Meine Abhandlung ſey ſo leicht und flüchtig geſchrieben, daſs ſie wohl verdiene, von einem gebornen Franzoſen geſchrieben zu ſeyn.

Aber, wenn ich nun den Preis nicht erhalten ſollte? Der Gedanke iſt mir ſchrecklich! Ich weis nicht, was ich thun würde. Rachen würde ich mich gewiſs. Bey den meiſten unſrer deutſchen Hæfe wollte ich Ihre ganze Akademie durch ſatyriſche Leberreime lacherlich zu machen; bey unſern Gelehrten wollte ich Sie durch Noten, Lesarten und Anmerkungen in Verachtung bringen; aber Sie, meine Herren, erſchrecken Sie vor meiner Rache, Sie wollte ich mit dem erſten Folianten, den ich ſchreibe, heimſuchen und Ihnen ſolchen zueignen, es müſsten denn, wie es beynahe das Anſehen gewinnen will, Ihre Gelehrten in kurzem auch Geſchmack an Folianten finden: alsdann würde

ich auf einem noch gröſſern Format, mich zu rächen, denken. Aber ich hoffe gewiſs, alle dieſe Sorge wird vergebens ſeyn.

Ich habe die Ehre, mit der demüthigſten Hochachtung eines Autors, der um den Preis buhlt, zu ſeyn,

Meine Herren,

Ihr ergebner Diener.

Nachſchrift:

Den Augenblick fällt mir ein Zweifel ein, der mich auſſerordentlich unruhig macht, und der alle meine groſſen Abſichten zerſtœren kann. Vielleicht verſteht von Ihnen, meine Herren, kein einziger deutſch! und vielleicht haben Sie auch im ganzen Bearn niemanden, der es Ihnen verdollmetſchen kann? Ich unglücklicher Autor! wie werden wir zuſammen kommen? Latein zu ſchreiben iſt in Deutſchland faſt gar nicht mehr mode, und in Frankreich iſt es ſchon lange nicht mehr mode geweſen, es zu verſtehen. Von Ihrer Sprache verſtehe ich zu wenig, als daſs ich es wagen mœchte, in ſelbiger zu ſchreiben. Ich dürfte Ihnen wohl zumuthen, deutſch zu lernen, damit Sie meine Schrift leſen und verſtehen mœchten: denn faſt in keinem Lande iſt ein Autor, der ſeine Schrift nicht für wichtig genug halten ſollte, den Auslændern dergleichen anzumuthen; aber ich kenne die Herren

ren Franzoſen ſchon. Sie glauben, daſs alle Deutſche reden, wie Ihre Schweizer, und um deswillen wollen Sie Ihre Gurgel nicht dran wagen, deutſch zu lernen. Was ſoll ich thun? Denn œkonomiſch von der Sache zu urtheilen, muſs mir mehr dran liegen, daſs Sie mich verſtehen, als Ihnen dran liegen kann, meine Schrift zu leſen. Wiſſen Sie was? Damit ſie wenigſtens vor den gothiſchen Characteren meiner Sprache nicht erſchrecken; ſo will ich mich überwinden, die Abhandlung mit lateiniſchen Buchſtaben drucken zu laſſen. Sehn Sie, meine Herren, ich thue den erſten und wichtigſten Schritt: es iſt billig, daſs Sie den andern thun. Lernen Sie deutſch!

Beweis: daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder vom Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, ſondern von einer wahren Menſchenliebe herrühre.

Es iſt gemeiniglich eine Folge unſrer hypochondriſchen Philoſophie, wenn wir diejenigen Handlungen der Menſchen, die wir ſelbſt zu begehen nicht im Stande, oder nicht geneigt ſind, dadurch verdächtig zu machen ſuchen, daſs wir ihre Quellen vergiften und ihnen einen thörichten oder laſterhaften Urſprung andichten. Wir empfinden bey dergleichen Entdeckungen der Fehler andrer Menſchen eine gewiſſe ſchmeichelhafte Beruhigung, die der Theolog ein zufriednes Gewiſſen, der Philoſoph das innere Bewuſstſeyn eigner Vollkommenheiten und ein Unpartheyiſcher einen menſchenfeindlichen Stolz nennet.

Es würde mir leicht ſeyn, dasjenige, was ich hier behaupte, weitläuftiger zu beweiſen; aber ich muſs befürchten, daſs ich eben dadurch den Vorwurf, den ich andern machen will, zuerſt verdiene. Ich würde vielleicht einen ſehr gelehrten Beweis führen, daſs der Theolog aus einem frommen Stolze verdamme und der ſchlieſſende Philoſoph ſeinen eignen Hochmuth demonſtrire; aber was würde ich Ihnen, meine Her-

Herren, antworten kœnnen, wenn Sie mich fragten, ob ich diesen gelehrten Beweis aus Demuth führte? Ob ich nicht in dem Augenblicke, da ich andre richte, über mich selbst das Urtheil spræche? Ob ich nicht dadurch doppelt strafbar wære, da ich eben den Fehler, den ich an andern so mühsam tadelte, aus Hochmuth und Eigenliebe selbst begienge? Ein Vorwurf, bey dem nur ein Moralist nicht errœthen darf!

Ich ersuche Sie also, meine Herren, dass Sie dasjenige, was ich hier gesagt habe, für nichts anders, als für eine gelehrte Aufgabe und für eine von denen problematischen Wahrheiten ansehen, welche eben so leicht nicht seyn kœnnen, als sie sind. Wenigstens wünsche ich dieses.

Da ich mich überwunden habe, diese Ehrenerklærung zu thun; so werde ich es wagen dürfen, öffentlich zu gestehen, dass ich bey mir selbst überzeugt bin, dass alle Handlungen der Menschen, auch diejenigen unter ihnen, die den Sittenrichtern am meisten verdæchtig sind, aus einer guten Quelle, und, wenn ich meinen Gegnern ja noch was einræumen soll, aus guten, doch übelverstandenen Absichten herkommen.

Wie viel Ehre macht diese patriotische Entdeckung dem ganzen menschlichen Geschlechte! Wie tugendhaft werden die Menschen, wie sehr werden sie wenigstens zu entschuldigen seyn! In diesem Augenblicke schenke ich meinen Mitbürgern eine unendliche Menge rechtschaffner Mæn-

Mænner, die ſie bisher entweder für Thoren, oder für Bœſewichter hielten. Die Laſter fliehen, die Welt wird tugendhaft! Die Welt, über welche der Fromme ſeufzet und die der Weiſe verachtet: dieſe mache ich itzt dem Frommen und dem Weiſen zur beſten Welt.

Da ich gegenwærtig die Rolle eines Autors übernommen habe; ſo iſt man ſchuldig, mir einen gewiſſen Hochmuth zu verzeihen, der den Autoren, und vornehmlich jungen Autoren, ſo wohl anſteht. Ich glaube, daſs ich itzt an meinem Pulte, in einer Minute, eben die Thaten ruhig verrichte, welche zu verrichten Herkules ſo viele Jahre lang den grœſsten Theil der Welt durchirren muſste. Er reinigte die Welt von Ungeheuern; die Fabel ſagt es; iſt der Dienſt, den ich der Welt leiſte, weniger wichtig? Aber ich glaube auch, daſs man die Fabel ganz unrecht verſteht. Hætte Herkules wirklich gethan, was die Poeten von ihm erzæhlen; ſo würde er mehr ein gewaltthætiger Rœuber, oder wenigſtens mehr ein Don Quixote des Alterthums, als ein Held geweſen ſeyn. Eine Heerde Ochſen zu plündern und einen Stall auszumiſten; verdient dieſes, vergœttert zu werden? Die Weisheit der Fabel hat unter dieſen Erzæhlungen etwas viel wichtigers verborgen. Herkules war ein Weltweiſer, der ſeine Schüler lehrte: daſs die Handlungen der Menſchen im Grunde tugendhaft und wenigſtens durch die guten Abſichten zu entſchuldigen ſind. Dieſer Satz fand allgemeinen Beyfall. Nun war niemand mehr

la-

laſterhaft. Vom äuſſerſten Ende Heſperiens bis an den Ganges ſahe man nichts als menſchenfreundliche Mitbürger, als tugendhafte Handlungen, als Vertraulichkeit, als Nachbarn, die einander entſchuldigten. Bittern Haſs, Verkätzerungen, denn auch die Prieſter des Saturnus verkätzerten ſchon, ungerechte Läſterungen; alle dieſe Ungeheuer des menſchlichen Geſchlechts rottete der Philoſoph aus. Dieſes waren die vergötterten Thaten, die Herkules, der Weltweiſe, verrichtete, ohne vielleicht jemals aus ſeinem Vaterlande zu kommen. Das kriegeriſche Alterthum machte daraus einen bewaffneten Held, mühſame Abentheuer, Hydren, und, was das billigſte war, ihn endlich zum Gott.

So weit geht mein Ehrgeiz nicht. Die Schriftſteller haben das alte Recht, ſich ſelbſt zu vergöttern; aber auch dieſem Rechte entſage ich. Ich werde mich für völlig belohnt halten, wenn Sie, meine Herren, meiner neuen Wahrheit Ihren Beyfall nicht entziehen, und wenn mein geſelliges Beyſpiel andre aufmuntert, die Handlungen ihrer Mitbürger als billig und gerecht zu vertheidigen, oder, wo ſie das nicht thun dürfen, ſie doch zu entſchuldigen. Wie ſehr wird dieſes der Menſchheit zur Ehre gereichen! Wie beneidenswerth würde dieſe glückliche Verwandlung unſern Vorfahren ſcheinen, wenn ſie zurückkommen und die Vollkommenheiten ihrer tugendhaften Kinder ſehen ſollten! Sie würden keine *Geizige* mehr finden, ſondern Patrioten, welche mitten unter ihren geſammel-

ten

ten Schätzen liebreich verhungern, um ihren Kindern, oder, welches noch eine ſtärkere Groſsmuth beweiſt, ganz Fremden, die ſie vielleicht nicht einmal kennen, Reichthümer zu hinterlaſſen, daſs ſie ſolche in Vergnügen und Ueberfluſs zerſtreuen kœnnen. Der Mann, den ſie einen *ungerechten Richter* heiſſen, iſt dieſes nicht mehr, ſondern ein theuer erkaufres Werkzeug der Gerechtigkeit: welche durch ihn den ſtreitenden Partheyen ihre feindſelige Thorheit koſtbar machen will, um ſie zu einem friedfertigen Betragen zu zwingen und welche zugleich durch die ungeſchickten Ausſprüche dieſes Richters den Stolz der Geſetzgeber demüthiget, deren wohlüberlegte und weitausſehende Vorſicht oft durch ein geringes Geſchenk vereitelt wird. Dieſe mürriſchen Alten würden keine Urſache weiter haben, die Iugend vor dem Umgange mit *Frauenzimmer* zu warnen, deren Aufführung ihnen *verdæchtig* ſchiene. Sie würden œffentlich geſtehen müſſen, denn innerlich waren ſie es ohnedem ſchon überzeugt, daſs dieſe reizende Geſchœpfe nichts thun, als die Natur predigen; daſs ſie nur der Iugend Gelegenheit verſchaffen, die angeborne Empfindung ihres Frühlings zu genieſſen; daſs ſie für das Vaterland ſich ſelbſt aufopfern, um die Mannsperſonen von gefæhrlichen Ausſchweifungen zurück zu ziehen; daſs ſie in trunkner Wolluſt ſehr geſchwind leben, daſs ſie wohl wiſſen, wie flüchtig dieſe Wolluſt ſey. Sollten wohl unſre Alten noch ſo hart ſeyn, unſre Alten, deren Herz immer auch zærtlich war, ſollten ſie ſo hart ſeyn und die freundſchaft-

ſchaftliche Wolluſt dieſer kleinen dienſtfertigen Geſchöpfe mit dem beleidigenden Namen einer verführeriſchen Ausſchweifung belegen?

Hier habe ich drey Proben gegeben, welche, wie ich hoffe, die Wahrheit meines Satzes deutlich genug unterſtützen werden.

Der kurze Raum einer halben Stunde, den mir die Geſetze der Akademie verſtatten, erlaubt mir nicht, weitläuftiger zu ſeyn: ich würde es auſſerdem mit Vergnügen, und gewiſs nicht ohne Nutzen ſeyn, wenn ich durch noch mehrere Beyſpiele zeigte, daſs die Handlungen der Menſchen, welche unſrer mürriſchen Ernſthaftigkeit oft ſo verdächtig ſind, immer noch eine gute Seite haben, von welcher man ſie der Welt zeigen kann, woferne man billig ſeyn will. Für itzt mag dieſes genug ſeyn, mein Vorhaben zu rechtfertigen, da ich beweiſen will: *daſs die Begierde, Uebels von andern zu reden, weder aus Hochmuth, noch aus Bosheit des Herzens, ſondern aus einer wahren Menſchenliebe herrühre.* Dieſes zu beweiſen, und von jenem den Urſprung zu zeigen, brauche ich weiter nichts, als Sie, meine Herren, von dem groſſen Einfluſſe zu überführen, den dieſe Begierde, Uebels zu reden, in das Beſte des gemeinen Weſens und in die Glückſeligkeit eines jeden einzelnen Mitbürgers hat! Ein Beweis, welchen man ſich von demjenigen gewiſs in Erfolg verſprechen kann, der Muth und Menſchenliebe genug hat, den Geizigen zum Patrioten, den ungerechten Richter zum nützlichen Mitgliede des Staats, und Frauenzim-

mer von einem schlüpfrigen Charakter zu Priesterinnen der Natur zu machen.

Ich verzeihe es den angeerbten Vorurtheilen unsrer Welt, welche von dieser Begierde, Böses zu reden, sich die fürchterlichsten Begriffe macht. Unsre Ammen, die uns Gespenster bereden, machen uns auch vor dieser Begierde zu fürchten: und in dem Augenblicke, da sie dieses thun, reden sie immer von ihren Nachbarinnen am meisten Böses. Ein Beweis, dass die Triebe der Natur, denn eben darunter gehören die Triebe, Böses zu reden, sich niemals ganz unterdrücken lassen!

Unsre deutsche Sprache, so reich sie ist, ist doch zu arm, diese Pflicht, Böses zu reden, mit einem anständigen, wenigstens gelinden Worte, auszudrücken. Schmähen, Lästern, Verunglimpfen, Splitterrichten, Verläumden etc. dieses sind etwa die gemeinsten Ausdrücke, die man braucht, wenn man von dieser grossen Pflicht, Böses zu reden, sich erklären will. Lauter verhasste Namen! Aber ich halte dieses mehr für einen Fehler der Grammatik, als des Herzens. Wir sind von der Nothwendigkeit dieser Pflicht allzuwohl überzeugt, als dass wir im Ernste so verhasste Begriffe damit verknüpfen sollten. Unsre Aufführung widerspricht diesem am meisten. Denn zum Ruhme meiner Deutschen muss ich hier bekennen, dass wir in der Kunst, Böses zu reden, es beynahe unsern Nachbarn gleich thun. Der Aberglaube der Mater hat diese mütterlichen Vorurtheile noch mehr gestärkt.

ſtærkt. Dieſe Herren ſind nicht allemal gewohnt, ihre Gemælde den Originalen gemæſs einzurichten. Sie ſchmeicheln den Leidenſchaften der Menſchen, oder kopiren denen nach, die vor ihnen gemalt haben. Und daher kœmmt es, daſs ſie alle Prinzen weiſe und groſsmüthig, alle Richter ehrwürdig, ernſthaft, alle Bræute mit einer reizenden Unſchuld, alle Geiſtliche fromm und heilig, alle Teufel mit Hœrnern und Schwænzen, und die Begierde, Bœſes zu reden, mit Schlangen und ſpitzigen Zungen malen. Lauter Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit.

Und würden wir wohl im Stande ſeyn, dergleichen übereilte Fehler zu begehen, wenn wir bedenken wollten, daſs die Begierde, Uebels zu reden, nichts anders ſey, als ein von der Natur uns vernünftigen Geſchœpfen eingepflanzter Trieb, die wirklichen, oder auch die eingebildeten Fehler einzelner Menſchen, und wohl ganzer Geſellſchaften und Vœlker gemeiniglich auf eine luſtige, oft auch ernſthafte Weiſe, andern bekannt zu machen, um ſich und andre dadurch zu ergœtzen, denen, die dergleichen Fehler wirklich haben, einen Abſcheu dafür beyzubringen, andre, die ſie nicht haben, dafür zu warnen, einen ieden aber gegen ſich und andre aufmerkſam, einen ieden tugendhaft, oder doch vorſichtig, mit einem Worte, die ganze Welt zu guten Mitbürgern zu machen!

Ich empfinde in mir ſelbſt einen heiligen Schauer, wenn ich an die groſſe Pflicht, Uebels von andern zu reden, gedenke. Ein patrioti-

ſches Mitleiden empfinde ich, wenn ich die unglückliche Blindheit derer erwæge, welche dieſe groſſe Pflicht nicht allein ſelbſt nicht beobachten, ſondern auch andern dafür einen Abſcheu beyzubringen ſuchen. Ein Werk der Natur, ein Werk, daſs ſie nur vernünftigen Weſen vorzüglich gegœnnet hat, dieſes wollten wir den Menſchen entreiſſen? So ſtoſſen wir ihn herab zu den nicht denkenden Geſchœpfen, die die weiſe Natur dieſes Vorzugs unwürdig gehalten hat; ſo reiſſen wir die vornehmſte Stütze über den Haufen, auf welcher das Vergnügen, die Sitten und das Wohl der Menſchen ſich gründen.

Ich hoffe, aus wahrer Menſchenliebe hoffe ich es gewiſs, das dieſe unerwarteten und doch unumſtœslichen Wahrheiten bey Ihnen, meine Herren, einen beſondern Eindruck machen werden. Noch ſcheinen Sie zweifelhaft. Ueberwinden Sie ſich! Nehmen Sie eine Wahrheit an, deren Gewalt Sie fühlen. Ein Weiſer ſchæmt ſich niemals, ſeine Vorurtheile zu erkennen.

Geſtehen Sie es nur, meine Herren; Sie empfinden nunmehr das Unrecht, das Sie der ganzen menſchlichen Geſellſchaft angethan, da Sie den Trieb, von andern Uebels zu reden, in einem eitlen Hochmuthe und in der Bosheit des menſchlichen Herzens geſucht haben? Aber ich will Ihnen aufrichtig geſtehen, was ich zu Ihrer Rechtfertigung von Ihnen glaube. Waren Sie vielleicht ſchon von der Wahrheit meines Satzes überzeugt!? Wollten Sie etwan eine ſo neue Meinung noch nicht œffentlich wagen? Vermuth-

muthlich war es nur Ihre Absicht, den witzigen Köpfen unvermerkt Gelegenheit zu geben, von der ganzen Welt Uebels zu reden, da Sie eine Handlung, die allen vernünftigen Geschöpfen so eigen ist, vom Hochmuthe und der Bosheit des Herzens ableiten sollten. Wie glücklich wissen Sie, meine Herren, den Menschen, auch wider Willen, auf seine Pflicht zurück zu führen! Ich bewundere diese Vorsicht, und sehe auch unter dieser angenommenen Maske den rechtschaffnen Patrioten.

Nunmehr, da ich Ihre wahre Absicht entdeckt habe, kann ich mit Ihnen schon ein wenig vertrauter reden, und ich habe weniger Ursache, dasjenige mühsam zu erläutern, was ich bereits eben gründlich erwiesen habe. Was ich also hievon noch sagen werde, das sage ich nur in der Absicht, mich gegen Sie deutlicher zu erklären, nicht aber in der Meynung, Ihnen eine Wahrheit begreiflich zu machen, von der Sie lange vorher überzeugt waren, noch ehe Sie mir die Gelegenheit wiesen, ihr selbst nachzudenken.

Diese neue Vertraulichkeit, die ich mit Ihnen itzt gestiftet habe, verbindet mich, Ihnen aufrichtig zu bekennen, was die Zweifel, die ich hier ausführe, bey mir zuerst veranlasst habe. Ich las in der Utrechter Zeitung die Stelle von Ihrer Aufgabe, mit eben der gleichgültigen Unachtsamkeit, mit der ich die Nachricht von den Actien der ostindischen Compagnie lese. In dem Augenblicke kam meiner Frau Bruder ins

Zimmer geſtolpert, ſtürzte auf mich los, umarmte mich, fluchte ſein Cadedis, und fragte mich mit gebrochnem Deutſche: wo hat der Donner deine Frau? Glauben Sie vielleicht, dáſs dieſer Menſch aus dem Tollhauſe entſprungen ſey? Unwahrſcheinlich iſt es nicht. Allein, mit Ihrer Erlaubniſs, es war ein junger Deutſcher, der den Augenblick aus Paris kam, wo er ſich ſechs Wochen lang aufgehalten hatte. Meine Frau empfieng ihn ſchweſterlich; aber das Erſte, was er ihr ſagte, waren ein paar Unflätereyen wegen ihrer Schwangerſchaft. In dieſem Tone fuhr er fort, und rühmte ſeine Ausſchweifungen, die er in Paris begangen und die er auch wohl nicht begangen hatte. Alle verdächtige Häuſer zählte er in einer ſo richtigen Ordnung her, wie Homer die Schiffe der Griechen. Wir erfuhren die ſchändlichſten Krankheiten, die er gehabt haben wollte, und von wem er ſie bekommen, wenigſtens eine Marquiſinn muſste dieſe ſeyn. Er vertraute uns, in welchen zweydeutigen Umſtänden ſein entkräfteter Körper noch itzt ſey. Dieſes alles ſagte er uns mit einer faſelnden Lebhaftigkeit, die man nur von einem Raſenden erwarten kann.

Meine Frau, welche ſich nicht ſchämt, eine vernünftige Chriſtinn zu ſeyn, ſchlug die Hände zuſammen. Biſt du es denn, Bruder? ſagte ſie, haſt du denn vor Gott und vor Menſchen keine Scheu? Du deutſche Beſtie! war ſeine Antwort: Schweſter, du weiſst nicht, was Leben iſt! komm mit nach Paris! Ihr Deutſchen lebt hier ſo ordentlich und geſund, wie das liebe

Vieh,

Vieh, und daher kœmmt es, dafs ihr auch so denkt. Mit deiner Gottesfurcht! Die Religion eines ehrlichen Mannes, die lasse ich noch gelten, das andre ist alles Quakerey, hol mich der Teufel Quakerey! Eure Pfaffen machen euch zu Narren. In Paris haben wir ein Sprüchwort - - - Meine Frau hielt ihm den Mund zu und liefs ihn nicht weiter reden. Er schwieg endlich; aber das mufsten wir ihm erlauben, dafs er uns zwey Gassenlieder vorheulte, eines wider den Kœnig und das andre wider die Beichtzeddel.

Was halten Sie, meine Herren, von diesem deutschen Franzosen? und von seiner Begierde Bœses zu reden, von welchem gewifs die Hälfte erdichtet war? Das meiste Bœse redete er von sich selbst; sollte er das aus Hochmuth, oder aus Bosheit des Herzens gethan haben? Wie wenig wahrscheinlich ist dieses! Aus Hochmuth konnte es nicht seyn: denn alles, was er erzählte, war zu seiner Schande. Aus Bosheit gegen sich selbst konnte es noch viel weniger seyn: denn das Zeugnifs kann ich ihm geben, dafs er nichts in der Welt so sehr liebt, als seine kleine Person. Also mufste wohl noch eine andre Ursache übrig seyn, die ihn bewegte, Bœses von sich und seinen Freunden zu reden. Noch zweifelhafter machten mich die Gassenlieder, die er uns sang. Wenn das Volk in Paris schændliche Lieder von dem singt, der ihnen ihr *Liebster* ist und darüber spottet, wovor es niederkniet; sollte es dieses wohl aus Hochmuth oder aus Bosheit thun? Das war mir unwahr-

scheinlich. Ich dachte weiter nach, und endlich war ich so glücklich, diese neue Entdeckung zu machen, dass die Begierde, Böses zu reden, aus einer ganz andern Quelle herzuleiten sey.

Wenn ich beweisen will, dass diese Begierde, Böses zu reden, [illegible]diglich aus einer wahren Menschenliebe herrührt; so habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu thun, als dass ich den unentbehrlichen Nutzen zeige, den sie in der menschlichen Gesellschaft hat. Und beynahe ist auch dieses überflüssig, da der gemeinste Mann solches aus der täglichen Erfahrung lernt. Ich will also weiter nichts thun, als meine Leser an diejenige Empfindung erinnern, die Sie gehabt haben, ohne vielleicht aufmerksam dabey gewesen zu seyn, weil sie Ihnen gar zu gewöhnlich war.

Das Band der bürgerlichen Gesellschaft, worauf sich die ganze Republik gründet, ist das Vergnügen, welches die Innwohner einer Stadt in dem Umgange mit einander empfinden. Der Satz ist klar, und wer daran noch zweifelt, der stelle sich eine Stadt vor, wo alle Thüren verschlossen bleiben, wo die Fenster verhangen sind, wo niemand auch nicht den Nachbar kennt, und wo derjenige, welcher nicht vermeiden kann auszugehen, doch nur im Finstern ausgeht, um nicht gesehn und von niemanden angeredt zu werden. Diese traurige Stadt stelle er sich vor. Würde *Peau*, würde *Leipzig* anders seyn, wenn seine Bürger nicht mit Vergnügen einer des andern Gesellschaft suchten? Und würden sie dieses Vergnügen geniessen, wenn sie nicht eben dadurch

durch Gelegenheit fänden, Uebels von andern zu reden? Nur dieſer Unterſcheid iſt dabey, daſs eine iede Geſellſchaft ihre eigne Art hat, Bœſes zu reden.

Der Greis ſeufzt über die ſchlimmen Zeiten; die Jugend über den Eigenſinn und Geiz des Greiſes. Ehrwürdige alte Jungfern reden Bœſes von den flatterhaften Mædchen, die ſchon gern ſündigen und doch nur achtzehn Jahre alt ſind; und dieſe lachen über die fromme Buhlerey der alten Heiligen. Die Bürger reden Bœſes von den Preſſungen und der Parteylichkeit des Magiſtrats; und dieſer noch mehr Bœſes von dem Ungehorſame und müſsigen Leben des Bürgers. Der Narr redet Bœſes von der Religion, und der Kætzermacher zankt ſich mit dem Teufel. Der junge Marquis iſt nie witziger und muthwilliger, als wenn er etwas Bœſes von einem Philoſophen erzæhlen kann, und der Philoſoph unterſucht, ob dieſer Muthwille aus Hochmuth, oder aus Bosheit herrühre. Mit einem Worte: die ganze Stadt redet Uebels, und die ganze Stadt eilt mit Vergnügen in die Geſellſchaften, wo ſie es reden kann. Man nehme ihnen die Erlaubniſs, Bœſes zu reden, ſo nimmt man der Welt ihre Sonne.

Diejenigen, welche die unglückliche Leidenſchaft des Spielens zu Sklaven gemacht hat, wiſſen ſich immer damit zu entſchuldigen, daſs man alsdann, wann geſpielt wird, nicht Zeit habe, Uebels von andern zu reden. Welche Thorheit! Einen Fehler damit entſchuldigen, daſs man eine Tugend unterlæſst! Aber ich will mir dieſe Art

der Entschuldigung zu Nutze machen. Die Begierde und die Gelegenheit, Böses zu reden, ist ein bewährtes Mittel, unzählige Thorheiten zu vermeiden. Zu der Zeit, wenn die Gesellschaft Böses redet, entfernt sie sich von der Seuche, zu spielen und ein mühsam verdientes Vermögen durch einen unglücklichen Augenblick unter ängstlicher Hoffnung zu zerstreuen. Der Richter versäumt, ungerecht zu seyn, wenn er Böses von andern redet. Der Advokat merkt es nicht, dass zween Nachbarn in vertraulicher Einigkeit leben, und lässt ihnen daher dieses Glück ungestört. Der Arzt, wenn er Uebels von andern spricht, vergisst sein Amt, und die Menschen bleiben leben.

Die erste Regel, die uns der Moralist einprägt, ist diese, dass man alle Mühe anwenden soll, sich und die Welt kennen zu lernen. Ist wohl eine bequemere Art, dieses zu lernen, als wenn man die Gesellschaften fleisig besucht, wo am meisten Böses geredet wird? Man wähle sich nur zwo der besten, und die besten sind diese, wo eine Betschwester oder ein Müsiggänger das grosse Wort führen; so lernt man die ganze Stadt kennen, und auch diese beiden Gesellschaften lerne man kennen, weil gewiss keine die andre schonen wird. *Philin* ist mildthätig. Er ernährt mit seinem eignen Brodte die Kinder einer Wittwe, welche der Mann in äusserster Armuth hinterliess, weil er zu ehrlich war. Philen hat wohl Ursache, mildthätig zu seyn, denn drey von diesen Kindern sind sein. *Herkenmann* ist ein Gerechtigkeit liebender Advokat, wel-

welcher sich ein Vergnügen daraus macht, Wittwen und Waisen beyzustehen. Im Ernst? Warum nicht? denn Herkommann ist ein Erbschleicher. Aber *Suffen*, der Patriot, wird doch ohne Tadel seyn? Suffen, welcher mit Thränen die Noth der Unterthanen sieht, und der Regierung flucht? Suffen ist ein Misvergnügter, den der Hof beleidigt hat, weil er ihm das Amt nicht geben wollte, das er suchte, um die Unterthanen selbst zu drücken. Wie lehrreich ist die Schule derer, die von andern Bœses reden! Ohne diese Gesellschaft würde ich niemals Gelegenheit gehabt haben, den Philon, den Herkommann, den Süffen kennen zu lernen.

Aber werde ich auch Gelegenheit haben, mich selbst kennen zu lernen? - - - Warum nicht? mein Herr. Sind Sie allein so tugendhaft, oder so ehrwürdig, dafs man von Ihnen allein nichts Bœses reden wird? Ich mœchte es Ihnen wohl im Vertrauen entdecken, was man von Ihnen sagt; aber verdrüslich müssen Sie nicht werden. Man spottet über Ihre pedantische Mühe, die Sie sich machen, andre kennen zu lernen. Der gute Mensch glaubt, er sey weise genug, die Fehler andrer zu entdecken; bey der klugen und gesetzten Miene, die er sich giebt, ist es nur der Geiz und der Hochmuth, der ihn abhält, lasterhaft zu seyn. In Gesellschaft redet er wenig, damit man glauben soll, er sey im Stande, sehr vernünftig zu reden, wenn er sich nur entschliessen wollte zu reden. Sein Anzug ist reinlich und ohne Pracht, aber

aber er hat keinen Kredit. Wenn er von der Religion mit Ehrfurcht ſpricht; ſo geſchieht es, um diejenigen in der Stadt auf ſeine Seite zu ziehen, deren Zorn am gefährlichſten iſt. Ungeachtet er unverheurathet iſt, ſo wird er doch niemals anders, als mit einer gewiſſen Ehrfurcht, vom weiblichen Geſchlechte reden; aber, wollen Sie etwan einen Roman wiſſen? In zwo Minuten will ich - - - Verzeihen Sie mein Herr; warum ſehen Sie ſo wütend aus? Sie verſtehn mich unrecht. Ich hatte gar nicht in Willens, Sie zu beleidigen. Nur aus Freundſchaft gab ich mir die Mühe, Ihnen das Böſe wieder zu erzählen, das man in allen Geſellſchaften von Ihnen ſpricht. Sie ſollten das Glück haben, Sich kennen zu lernen, und nur in dieſer Abſicht redete ich ſo viel Uebels von Ihnen.

Und wenn die Begierde, Böſes zu reden, weiter gar keinen Nutzen hätte, als dieſen, daſs ſie uns gegen andre und gegen uns ſelbſt aufmerkſam und vorſichtig macht; ſo verdiente ſie ſchon, auch dieſes einzigen Nutzens wegen, alle Hochachtung. So gar diejenigen, die am meiſten eigenſinnig und von dem Vorurtheile nicht abzubringen ſind, daſs die Begierde, Böſes zu reden, ein Laſter ſey, auch dieſe würden ſie wenigſtens für ein ganz unentbehrliches Laſter halten, wenn ſie dieſen Nutzen gelaſſen überdenken wollten. Die Dieberey, ob ſie ſchon ihren eignen Gott hatte, war dennoch auch bey denen ein Laſter, die dieſen Gott anbeteten; und gleichwohl fanden die Lacedæmonier einen

ſo

ſo groſsen Nutzen darinnen, daſs ihre Jugend ſchlechterdings eine Geſchicklichkeit im Stellen erlangen muſste, wenn man ihr nicht den Vorwurf machen ſollte, daſs ſie künftig ein ſehr unnützes Mitglied des Staats ſeyn würde. O, machten doch dieſe Worte einen Eindruck in die Herzen unſrer Aeltern! O, kœnnten ſie ſich doch entſchlieſsen, ihre Kinder, die ihnen die Natur anvertraut hat, in Zeiten an die wichtige Kunſt, Uebels zu reden, zu gewœhnen! Zu ihrer eignen Ehre, zum Nutzen des Vaterlandes, und vornehmlich zum Nutzen ihrer Kinder würde es gereichen, wenn ſie dadurch vorſichtig gegen ſich ſelbſt und gegen andre gewœhnt würden. Dieſer Theil der Erziehung iſt vornehmlich ein Werk der Mütter. Von ihren Hœnden wird es das Vaterland fodern. Die Natur verlangt es ſelbſt. Sollte wohl die Natur, die nichts umſonſt thut, den Müttern die Triebe, Bœſes von andern zu reden, umſonſt ſo verſchwenderiſch mitgetheilet haben?

Es giebt wenige Fehler, die der menſchlichen Geſellſchaft ſo beſchwerlich ſind, als der Hochmuth. Der Hochmüthige ſelbſt leidet dabey; aber derjenige noch mehr, der ſeinen Umgang nicht vermeiden kann. Der Theolog und der Philoſoph, arbeiten gemeinſchaftlich daran, das Herz des Menſchen demüthig zu machen. Jener beweiſt es ihm aus Staub und Erde, und dieſer noch gründlicher daraus, daſs unmœglich ein Ding zugleich ſeyn und auch nicht ſeyn kœnne. Für beide Beweiſe habe ich alle Ehrfurcht die

ein

ein unphilosophischer Laye für alle Theologen und Philosophen haben muss; und dem unerachtet bin ich verstockt genug, zu glauben, dass man einen Hochmüthigen dadurch, dass man Uebels von ihm spricht, in einer Viertelstunde weit zahmer und menschlicher machen kann, als durch eine lange traurige Predigt, und eine Reihe von finstern Schlüssen.

Ehe ich schliesse, werde ich Gelegenheit haben, hievon noch einmal zu reden. Bis dahin verspare ich es, weitläuftiger zu seyn.

Ich übergehe zugleich noch eine unzählige Menge andrer Vortheile, welche ein jeder Mensch für sich und das ganze gemeine Wesen überhaupt dadurch erlangt, wenn einer von dem andern Uebels spricht. Da das Vergnügen, welches wir dabey empfinden, so gross ist: so ist wohl nichts geschickter, uns in den traurigen Stunden unsers Lebens aufzuheitern. Wir vergessen unsre eigne Thorheit, da wir uns mit der Thorheit andrer belustigen. Durch eine beständige Uebung, Böses von andern zu reden, machen wir den Witz lebhaft. Kann wohl bey unsern Zeiten etwas wichtiger seyn, als dieses, da ein lebhafter Witz mehr gilt, als ein scharfer Verstand? Auch diejenigen werde ich auf meiner Seite haben, die den Werth einer Sache finanzmässig beurtheilen. Wie gross ist der Einfluss, den die Begierde, Uebels von andern zu schreiben, und dieses zu lesen, in Handel und Wandel hat. Holland ist nie reicher gewesen, als eben zu der Zeit, da alle Pressen beschäff-

schäfftigt waren, über die Schwachheiten eines alten Königs zu spotten, dessen Jugend ihm so schrecklich gewesen war. Holland zog durch diese Schatzung die Reichthümer ganzer Länder zu sich, und gab uns dafür seinen Witz. Peter Marteau in Kœln, den die witzige Welt auch alsdann noch nennen wird, wenn seine Schriftsteller längst vergessen sind, der ward reich, und wodurch anders, als durch die Begierde der Welt, Bœses zu reden?

Sollte wohl, meine Herren, noch jemand an der Wahrheit meines behaupteten Satzes zweifeln, dass diese Begierde, Bœses von andern zu reden, einen unendlichen Einfluss in die Glückseligkeit eines ganzen Staates habe? Und müssen Sie nunmehr nicht gestehen, dass eine Handlung, welche der Grund der menschlichen Gesellschaft ist, welche das Vergnügen über alle Familien ausbreitet, welche uns Gelegenheit schaft, andre und uns selbst kennen zu lernen, welche uns aufmerksam und vorsichtig macht, welche den Stolz des menschlichen Herzens so sehr demüthigt, welche macht, dass wir das Bitte re dieses kümmerlichen Lebens vergessen, welche ganze Lænder bereichert und die Seele eines Staats belebt, müssen Sie nicht gestehn, sage ich, dass eine solche Handlung keinen geringern Ursprung, als die Menschenliebe, haben kann, und dass derjenige wohl verdient, als ein wahrer Patriot verehrt zu werden, der sich angelegen seyn lässt, diese Handlung allgemein zu machen?

Ich

Ich ersuche Sie, meine Herren, noch um eine kleine Aufmerksamkeit, und bitte mir die Erlaubniss aus, gelehrt zu seyn. Ich habe mir diese ganze Zeit über Gewalt angethan, mit meiner Gelehrsamkeit an mich zu halten: länger ist es mir nicht möglich. Ich stehe zu viel aus. Ich muss mich schlechterdings meiner Belesenheit entschütten, oder ich erlebe den Preis gewiss nicht, den ich von ihrer Akademie erwarte. Ich will Ihnen die Wahrheit meines Satzes aus dem Alterthume unterstützen. Mit einem Worte, ich muss allegiren, denn ich bin ein Gelehrter. Ich werde Ihre Geduld nicht missbrauchen, darauf können Sie sich verlassen.

Die Götter würden ohne den Momus *) einen sehr unvollkommnen Himmel gehabt haben. Es war iemand unter ihnen nöthig, vor dessen Begierde, Böses zu reden, sie sich scheuen mussten. Ihr Umgang würde endlich zu schläfrig geworden seyn; sie würden zu wenig auf sich selbst Achtung gegeben haben.

Dieses sahe Julian **) wohl ein. Damit es an der Tafel seiner Götter nicht zu traurig seyn möchte, setzte er den Silen an die Seite des Bac-

*) Momus, μωμος, Deus reprehensor Hesiodo, in Theogonia. Was ich sonst noch hievon hätte sagen können, das findet der geneigte Leser in Basilii Fabri Sexani Thesauro eruditionis scholasticae.

**) Vid. ΙΟΥΛΙΑΝΟΥ ΑΥΤΟΚΡΑΤΟΡΟΣ Καισαρος

Bacchus: denn ohne ihn würde auch Bacchus, der Gott der Freuden, schlæfrig geworden seyn. Silen musste von den Göttern und von den Kaisern Uebels reden, und die Götter vergnügten sich dabey *). Wollen wir Menschen über eine Sache eifern, die Jupiter sich selbst gefallen læsst? Wollen wir ein Vergnügen von uns verbannen, ohne welches auch die Götter nicht aufgereimt seyn kœnnen?

Die Fabel vom Prometheus **) hat man bisher ganz unrecht verstanden. Sie sagt, er habe Menschen geschaffen. Kœnnen wir dieses nach den Worten nehmen, da wir wissen, dass Menschen waren, ehe Jupiter und Prometheus geboren wurden? Die Begierde, Bœses zu reden, war damals nur ein Vorzug der Götter. Prometheus lernte es unter ihnen und brachte dieses Ge-

*) Παντων ὑν των Θεων κυκλω καθημενον ὁ Σειληνος, ἐρωτικως ἐχειν δοκων μον τυ Διονυσυ καλυ και νευ, και τω πατρι τω Διι παραπλησιυ, πλησιον ἀυτυ, τροφευς τι ὁιω και παιδαγωγος καθητο, τατ' αλλα φιλοπαιγμονα και φιλογελωτα και χαριτοδοτυν ὀντα τον Θεον ὑν φρωινων, και δη και το σκαπτειν τα πολλα, και γελοιαζειν.

**) Prometheus Iapeti, vnius ex Titanibus et Climenes Filius. Fabula nota ex Hesiodo et Metamorphosi Ouidii. Wie viel kœnnte ich hier abschreiben, wenn ich wollte!

Geheimniſs unter die Menſchen. Dadurch machte er ſie geſellſchaftlich, vorſichtig, witzig, mit einem Worte, er machte ſie menſchlich. Dieſes, und nichts anders, war das Feuer, das er vom Himmel entwandte, und wodurch er die kalten und ſchlæfrigen Menſchen belebte. Durch dieſes Feuer, durch dieſen vom Himmel entwandten Trieb, Bœſes zu reden, ſchuf er die Menſchen, die vorher nur Kreaturen waren, zu vernünftigen Kreaturen und machte ſie den Göttern ähnlich *). Jupiter ward eiferſüchtig darüber. Sonſt hatte er nur Urſache gehabt, ſich vor den zuſammengeſetzten Kræften der rebellirenden Menſchen zu ſcheuen; nun ward ihm auch ihr Witz furchtbar. Für die Verrætherey ſollte Prometheus büſsen. Daſs er die Menſchen glücklich und witzig gemacht, daſs er die Begierde, Bœſes zu reden, dieſes Feuer vom Himmel entwandt hatte, das durfte Zevs nicht beſtrafen; ſeine miſsgünſtige Eiferſucht würde zu merklich geweſen ſeyn: man ſuchte alſo, ſo lange man konnte, einen ſcheinbaren Vorwurf zur Ungerechtigkeit. Er hatte dem Jupiter Knochen für Fleiſch vorgelegt **), dafür ſollte er büſsen.

*) *Lucian*, im Geſpræche: *Prometheus* oder Caucaſus. Ἐγω δε - - ἐνενοησα ὡς ἀμεινον ειη ὀλιγον ὁσον τυ πηλυ λαβοντα, ζωα τινα συστησασθαι και αναπλασαι (daſs muſs alles figürlich verſtanden werden:) τας μορφας μεν ἡμιν αυτοις προσεοικοτα - - Ταυτ' ἐστιν ἁ μεγαλα ἐγω τυς Θευς ἠδικηκα.

**) Lucian hat im nur angeführten Geſpræche alle Klagen

büſsen. Man fühlte gleichwohl, daſs dieſe Urſache lächerlich war: er hatte alſo Menſchen geſchaffen, boshafte Geſchœpfe, und beſonders Frauenzimmer *). Aber würde Jupiter Gelegenheit gehabt haben, ſich bald in einen Stier, bald in einen Schwan zu verwandeln, wenn Prome-

gen zuſammengenommen, wenn er den Mercur mit dem Prometheus dieſe Unterhandlung halten läſst: ΠΡΟΜΗΘ. Ὦ Κρονε καὶ Ἰαπετε, καὶ συ, Γῆ μητερ, οἱα πεπονθα ὁ κακοδαιμον, οὐδεν δεινον εἰργασμενος; ΕΡΜ. Ὀυδεν δεινον εἰργασω, ὦ Προμηθευ, ὁς πρωτα μεν την νομην των κρεων ἐγχειρισθεις, οὕτως ἀδικον ἐποιησω καὶ ἀπατηλην, ὡς αὐτο μεν τα καλλιστα ὑπεξελεσθαι, τον Δια δε παραλογισασθαι, ὁστα κακυψας ἀργετι δημω; - - ἐπειτα δε τους ἀνθρωπους ἀνεπλασας, πανουργοτατα ζωα, καὶ μαλιστα γε τας γυναικας. Ἐπι πασι δε το τιμιωτατον κτημα των Θεων (Dieſe Worte ſind wohl zu merken) το πυρ κλεψας, και τουτο ἐδωκας τοις ἀνθρωποις. Τοσαυτω δεινα εἰργασμενος, φης, μηδεν ἀδικησας δεδεσθαι; κ. τ. λ.

*) In dem darauf folgenden Geſpräche des Lucians, zwiſchen dem Prometheus und dem Jupiter, findet dieſer daſs grœſste Verbrechen darinnen, und ſagt dem Prometheus, er habe noch viel ſchwerere Feſſeln und ſchwerere Strafen verdient: ἀνθ' ὧν τοιαυθ' ἡμιν ζωα τους ἀνθρωπους ἐπλασας - - και τας γυναικας ἐδημιουργησας.

theus dieses grausame Verbrechen nicht beg
gen hætte *)? Prometheus blieb immer unsch
dig: man musste also das wahre Verbrech
nennen. Er hatte das Feuer vom Himmel
stohlen und es den Menschen mitgetheilt.
Ohne sich nunmehr weiter entschuldigen zu
sen, (denn ein Prinz, der Unrecht hat, læsst
zum dritten male nicht widersprechen) ward
aus dem Himmel gestossen und vor den Au
der beneidenswürdigen Menschen, seiner Gesc
pfe, an den Caucasus geschmiedet ***). Kœnner

*) Ich bleibe beym Lucian, weil ich ihn einmal
mir liegen habe. Prometheus sagt: ὁ δε μαλιστ
πνιγει, τουτ' ἐστιν' ὁι μεμφομενοι την ἀνθρωποποιιαν,
μαλιστα τας γυναικας, ὁμως ὁρατε αὐτων, και ὁ
λειπετε κατιοντες, ἀρτι μεν ταυροι, ἀρτι δε σα
και κυκνοι γενομενοι θεους ἐξ αὐτων ποιειθαι ἀ
τες.

**) Vulkan war darüber am meisten empfindlich. S
Verbitterung wider den Prometheus gieng so
dass er nicht einmal sein Richter, sondern sein
klæger seyn wollte. Μὰ Δι, heisst es: ἀλλα
τηγορον ἀντι δικαστου, ἰθι με ἑξων, ὁς το πυρ ὑφ
μενος ψυχραν μοι την καμινον ἀπολελοιπας. M
man dieses wohl nach dem todten Buchstaben
stehn, ohne etwas ungereimtes zu denken?

***) Dieses sagt der Anfang des lucianischen Gespr
Ich kœnnte ihn auch abschreiben. - - Eheu!
satis est! Gelehrt genug sehn meine Noten aus

es verantworten, meine Herren, wenn Sie ein Geſchenk des Prometheus verdächtig machen wollen, welches die Götter nur für ſich allein zu beſitzen wünſchten, welches ſie den Sterblichen mißgönnten und worüber der groſsmüthige Prometheus zum Märtyrer werden muſste?

Bey den weiſen und vernünftigen Griechen war die Kunſt, Uebels zu reden, ein Theil des öffentlichen Gottesdienſtes. Männer und Weiber ſtanden bey den Eleuſiniſchen Feſten zu beiden Seiten der Brücke, und ſagten denen, die in Proceſſion über dieſe Brücke giengen, die bitterſten Vorwürfe *). Gleiche Freyheit hatte das Volk bey den Ithyphalliſchen Feſten **), Den Epheſiern war zu dergleichen feyerlichen Muthwillen ein Tag im Januar heilig. Das

 trau-

gelehrt, daſs, ſo Gott will, ſie niemand leſen wird. Aber ich leſe ſie ſelbſten: und ein wahrer Gelehrter ſchreibt allemal mehr für ſich, als für andre.

*) Vid. Meurſius Attic. Lect. V. 31. Graecia feriata p. 73. Eleuſin. 87. Caſaubonus ad Strabon. p. 400. Suidas in Γεφυριζον et Αχαια, et ibi Kuſter. Kuſter ad Ariſtoph. Acharn. v. 709. Bochart. Geogr. Sacr. S. II. l. 1, 6, 21. Valckenaer. Animadv. ad Ammonium p. 209. Heſychius v. Γεφυρισμος et ibi Alberti. Wie gelehrt muſs der Mann ſeyn, der ſo viel Titel von Büchern weis? werden meine Leſer von mir denken, wenn ſie billig ſind.

**) - - - Sed truncum forte dolatum,
Arboris antiquae numen, venerare Ithyphalli.
Columell.

traurige Beyſpiel des Thimotheus hätte Sie, meine Herren, wohl abſchrecken ſollen, wider dergleichen Freyheit zu eifern *).

Auch bey den Römern hatte die Gewohnheit, Böſes zu reden, einen heiligen Urſprung **). Man ſuchte die erzürnten Götter durch Spiele zu verſöhnen, welche der Grund zu den Fescenniniſchen Bitterkeiten und vielen feyerlichen Gelegenheiten waren, von andern Uebels zu reden. Cäſar, welcher Gallien und Germanien zitternd gemacht hatte, war bey dem öffentlichen Einzuge eine Spötterey ſeiner eignen Soldaten. Seinen Stolz zu demüthigen, ſeine Fehler ihm mitten unter dieſem ſchmeichelnden Pompe erinnerlich zu machen, ihm zu zeigen, daſs er noch ein Menſch ſey, dieſen Zweck zu er-

*) Epheſii die 22. januarii celebrabant feſtum καταγωγια dictum, quo licebat honeſtos quosque viros et foeminas verbis et factis vexare et inſultare. Quod cum Timotheus, ad quem Paulus epiſtolam ſcripſit, tollere vellet, trucidatus a plebe fuit. Conf. du Cange Gloſſ. Graec. ſub Καταγωγια.

**) Liv. Lib. VII. c. 2. etc. Et hoc et inſequenti anno peſtilentia fuit. - - quum vis morbi nec humanis conſiliis nec ope divina leuaretur, victis ſuperſtitione animis ludi quoque ſcenici - - inter alia coeleſtis irae placamina inſtituti dicuntur - - ludiones ex Etruria acciti - - imitari deinde eos iuuentus ſimul incondita inter ſe ioculatria fundentes verſibus coepere - - Iuuentus hiſtrionibus fabulorum actu relicto, ipſi inter ſe more antiquo ridicula intexta verſibus iactitare coepit. etc.

erlangen, fingen sie bey seinem Triumphwagen öffentlich: er sey ein kahler Ehebrecher*). Ein schrecklicher Vorwurf für einen Kaiser, der sich über keine von seinen Handlungen, aber über seinen kahlen Kopf untrœstlich, schæmte **).

*) Sueton. in Cæs. c. 51. Ne prouincialibus quidem matrimoniis abstinuisse vel hoc disticho apparet, iactato aeque a militibus per Gallicum triumphum:

Urbani, seruate vxores, moechum caluum adducimus.

Aurum in Gallia effutuisti, (ein vornehmer Trost für unsre junge Deutsche, die nach Paris reisen,) heic sumsisti mutuum.

Im 49. Cap. sagt Suedon: Gallico denique triumpho milites eius inter caetera carmina, qualia currum prosequentes iocularitet canunt, etiam vulgatissimum istud pronunciauerunt:

Gallias Cæsar subegit, Nicomedes Cæsarem, etc.

**) Caluitii deformitatem iniquissime tulit, saepe obtrectatorum iocis obnoxium expertus. Idcoque et deficientem capillum reuocare a vertice assueverat, et ex omnibus decretis sibi a senatu populoque honoribus, non aliud aut recepit aut vsurpauit libentius, quam ius laureae perpetuo gestandae. Suet. in Caes. c. 45.

Dieser war auch einer von den bittersten Vorwürfen des Silens, da er vom Cæsar sagte: Καιγαρ, ὡς ὁρας, ἐστι μεγας, και καλος, ἐμοι γουν, εἰ και μηδεν ἄλλο, τα γουν περι τον κοφαλον και προσομοιος. S. Iul. Cæs.

Wünschen Sie es nicht, meine Herren, daſs ich anfange, von den Saturnalien zu predigen *). Sie würden erschrecklich viel Gelehrsamkeit auszustehen haben. Ich würde von dem Jupiter, da er noch als ein Kind den Zæhnen seines Vaters entfloh **), anfangen und beym Davus des Horaz aufhœren; und vielleicht da noch nicht aufhœren ***).

Alle diese gelehrte Nachrichten, die ich hier angeführt, und die ich aus Mitleiden gegen Sie auch nicht angeführt habe, erlæutern meinen Satz, daſs die Erlaubniſs, von andern Bœses zu reden, vornehmlich auch diese Absicht gehabt, diejenigen in einem gewissen Grade der Demuth zu erhalten, welche das Glück, oder ihre Tapferkeit ****), oder ihre Weisheit weit über andre Menschen zu

*) V. Macrobium, Athenaeum, und alle Gelehrte, die diese beide geplündert haben.

**) Πρωτον δε φασι, Ρεαν ὑσθεισαν τῃ τεχνῃ - - και ὁ τα μυστηρια ἀνατο τους τεχνους αυτων. οἱ γαρ τεριορχυιονει, διεπαιτοντο αυτῃ τον Δια, ὡστε καιπατρου εἰκοτως ἀν ὁ Ζευς. ὁ φοιλειν ἐμελεγειν ἀστοις ἐκφυγων δια τῆν αὐτων ὀρχησιν τους πατρωους ὀδοντας. S. den Lucian vom Tanzen.

***) Horat. Sat. 7. Lib. II.

****) - - - - - - - - - et sibi consul
Ne placeat, curru servus portatur eodem.

Wer von meinen Lesern nicht begreifen kann, wie diese Stelle hieher kommt, der bedenke nur, daſs ich den Juvenal noch nicht angeführt hatte.

zu erheben scheinen. Wie heilig *) scheinen uns diejenigen Mittel seyn, welche die Menschen so tugendhaft machen!

Weil man nur von griechischen und lateinischen Sachen gelehrt reden kann: so will ich mich bey dem nicht aufhalten, was ich zum Beweise meines Satzes aus den folgenden und neuern Zeiten anführen könnte. Ich finde darinnen unzählige Exempel.

Der König der Britten wird von den witzigen Kopfen und Bootsknechten in London alle Tage daran erinnert, daſs er ein Mensch sey. Nirgend ist seine Majestät kleiner, als auf der Themse.

War bey Ihnen in Frankreich, das berühmte Narrenfest etwas anders, als eine Schule der Demuth für die Geistlichen Ihres Landes? Sie war ein wenig ausschweifend und beynahe rasend, ich kann es nicht läugnen; aber eben diese Raserey hatte einen mystischen Verstand, den Herr Tilliot nicht wahrnehmen wollte, weil er gar zu vorsichtig war **).

Ich wundre mich, daſs die Engländer und auch Ihre Landesleute, uns Deutschen die Hof-

*) Der berühmte Rabbi Ben-Maimon in seinem מורה נבוכים sagt hievon nicht ein Wort.

**) Memoires pour servir a l'histoire de la Fête des Fous, qui se faisoit autre fois dans plusieurs eglises, par Mr. du Tillot.

narren vorwerfen *), welche bey uns so einen grossen Theil der fürstlichen Belustigungen, und dieses mit Recht, ausmachen. Sie suchen darinnen einen Beweis eines unausgearbeiteten Geschmacks? ich aber sehe sie an als einen Beweis der deutschen Freyheit, die uns billig so sehr am Herzen liegt, und die wir, besonders gegen Sie, meine Herren, nicht eifersüchtig genug vertheidigen können. Ich könnte zum Ruhm unsrer autorisirten Narren sehr vieles sagen; aber das ist schon Ruhm genug, dass sie den Beyfall unsrer Fürsten mit Lachen erlangen, um welchen sich so viele Hofleute Zeitlebens ängstlich und kostbar, und oft wohl umsonst bemühen. Es ist wahr: die Scherze dieser Narren sind immer niedrig; aber wie vortheilhaft ist dieses für den Witz mancher Hofleute, die auch scherzen! Werfen Sie uns nicht vor, dass ihr Anzug etwas barbarisches und gothisches an sich habe. Bey uns gehen die Narren buntscheckig und reden altern; In Frankreich gehen sie schwarz und plaudern die witzige Sprache eines jungen Abbés. In Engelland hüllen sie sich in einen Frok und murren politisch: mit einem Worte, iedes Land hat seine Narren, nur gestehn sie es nicht in allen Ländern. Alle diese Vorzüge unsrer deutschen Hofnarren und noch hundert andre, übergehe ich mit Stillschweigen, und will nur dieses erinnern, dass sie wegen ihrer privilegirten Freyheit, Uebels zu reden, einem Hofstaate ganz unent-

*) Von hundert Stellen will ich nur das XLVII. Stück im I. Theile des englischen Zuschauers anführen.

entbehrlich zu seyn scheinen. Der Hofmann muss sich schönen, Thorheiten zu begehen, um ihren öffentlichen Vorwurf zu vermeiden; und der Prinz lernt durch dieses Mittel seine Hofleute kennen, die sich sonst so wohl vor ihm zu verstellen wissen. Ja sich selbst lernt der Prinz durch dieses Mittel kennen, welches noch weit schwerer ist. Mit einem Worte: derjenige weise Spruch: *wenn man die Wahrheit nirgends fände, so muss man sie doch bey den Prinzen finden!* dieser weise Spruch, den man so oft hört und doch so oft nicht versteht, redet nur von unsern deutschen Hofnarren!

Welches alles zu erweisen war.

Vielleicht haben Sie, meine Herren, in Willens, mir noch einige Einwürfe wider den bisher behaupteten Satz von der edlen Quelle der Begierde, Böses zu reden, und wider den allgemeinen Nutzen zu machen, den diese Begierde über die ganze menschliche Gesellschaft ausbreitet. Sie wollen etwan sagen: ich hätte einen deutlichern Unterschied fest setzen sollen, zwischen der nothwendigen Verbindlichkeit, andern ihre Fehler liebreich vorzuhalten und zwischen der boshaften Neigung, die Uebereilungen andrer auszubreiten, oder gar denen, die unschuldig sind, Fehler anzudichten; ich hätte das Heilige einer vernünftigen und bessernden Satyre mit dem niederträchtigen Splitterrichten und den Pasquillen des Pöbels nicht vermengen sollen; es sey eine Tugend offenherzig zu seyn, es sey eine wichtige Kunst, diese Offenherzigkeit

durch einen muntern und lebhaften Scherz angenehm und zugleich die bitterſten Wahrheiten erträglich zu machen; aber eben dieſe Kunſt ſey unendlich weit von derjenigen unterſchieden, welche man mit keinem gelindern Namen, als mit dem Namen einer niederträchtigen Verunglimpfung belegen könnte; dieſe ſey ein Grund zu ewigen Verbitterungen zwiſchen denen, die ſonſt die beſten Freunde waren; niemand ſey empfindlicher, wenn Böſes von ihm geredet werde, als derjenige, der es von andern am meiſten rede, und dieſer verdiene es doch am meiſten; ein Menſch, der in den Geſellſchaften herumſchleiche, Unſchuldige zu läſtern, ſey weit gefährlicher, als jener, der uns den verborgnen Dolch in die Bruſt ſtößt; die abſcheulichſten Verbrechen . . .

Gut, meine Herren! ich verſtehe alles, was Sie ſagen wollen! Ich könnte Sie widerlegen; aber ich ſehe an meiner Uhr, daſs ich ſchon eine Minute länger geredet habe, als es die Geſetze der Akademie erlauben. Ich würde noch eine halbe Stunde Zeit nöthig haben, Ihnen Ihren Irrthum zu benehmen; aber darüber würde ich den aufgeſetzten Preis verlieren. Glauben Sie denn, daſs ein Philoſoph um deswillen ſchreibt, damit er Wahrheiten ausfindig mache? Er ſchreibt, um bezahlt zu werden: und ich, meine Herren, ich bin ein Philoſoph;

Realregiſter.

Vorbericht des Verlegers.

Ich habe, wie es bey uns immer gewöhnlich iſt, vorſtehende Schrift von einer unbekannten Hand zugeſendet bekommen. Der Verfaſſer bittet mit einer wahren Autordemuth, daß ich mich entſchlieſſen möchte, ſie zum Drucke zu befördern; er thut dieſes auf eine ſo verbindliche Art, daß ich unmöglich ſo hart ſeyn können, ihm ſein Bitten abzuſchlagen. Inzwiſchen befürchte ich, wenn ich es aufrichtig geſtehen ſoll, daß ich dabey ſchwerlich auf meine Koſten kommen dürfte. Ich weis in der That nicht, was ich aus dem Werkchen eigentlich machen ſoll. Es ſcheint mir ein Zwitter von Witze und von Gelehrſamkeit zu ſeyn. Und ich weis nicht, ob ich es ſagen darf: beynahe bin ich auf die Gedanken gekommen, daß es, ich möchte mich zwar nicht gern an den Herrn Autor verſündigen, aber, wie geſagt, Gott gebe, daß ich lüge, mit einem Worte, ich halte es gar für eine Satyre! Mein Herr Gevatter, ein Mann, der nicht unrecht iſt und immer weiter ſieht, als andre, findet ſehr viele darinnen, das ſich auf die korſiſchen Unruhen beziehe. Das dachte ich nun eben nicht, wenigſtens ſtehe nicht ein Wort von den Korſen darinnen; aber der Henker mag den Schriftſtellern trauen. Dem ſey aber wie ihm ſey,

ich

ich halte es für eine gelehrte Abhandlung: denn witzig kann ſie unmöglich ſeyn, weil ſo erſchrecklich vieles Griechiſch darinnen ſteht. Inzwiſchen iſt es wahr, daſs ſie weit über die Hälfte ſehr ungelehrt ausſieht: denn auf den erſten Seiten iſt nicht eine einzige kleine Note. Das iſt noch mein Troſt, daſs ſie lateiniſch gedruckt iſt. Aber zur Hauptſache zu kommen, damit dieſes Büchlein eine recht gründlich gelehrte Miene erlangen und auch denen närrlich ſeyn möge, welche, als männliche Gelehrte nicht den ſpielenden Witz, ſondern das Solide lieben; ſo habe ich mir die Mühe gegeben, bey einer Pfeife Tabak einen Verſuch von nachſtehenden Realregiſter daraus zu fertigen, daſs ich künftig weiter ausführen werde. Der unbekannte Herr Autor wird mir dieſe Freyheit nicht ungütig nehmen. Hätte ich gewuſst, wo er anzutreffen wäre, ſo würde ich ihn um Erlaubniſs hiezu gebeten haben. Aber der Himmel mag wiſſen, unter welchem Dache er ſteckt: denn, als ein witziger Autor, der er doch wohl ſeyn will, wohnt er vermuthlich fünf Treppen hoch. Wie geſagt, das Realregiſter habe ich ſelbſt dazu gemacht. Sollte der Herr Autor den Preis von der Akademie zu Pau erlangen; ſo will ich nun eben nicht ſagen, daſs er ihn in Anſehung meines Realregiſters erlangt habe; aber man weis doch das zehntemal die Urſachen nicht, warum etwas in der Welt geſchieht. Inzwiſchen mag er ihn behalten.

Versuch eines Realregisters.

Advokate,
Gewissenhafter, ist einmal einer gewesen 24. Ob das Ernst sey? ibid. ist als ein ehrlicher Mann verhungert 25. Ein Kennzeichen einer weisen Regierung, wo die Advokaten verhungern 26. Sind einem Staate nothwendig 27. Geschichte von Heuschrecken 27. Von welchen Advokaten eigentlich die Rede sey? 58. Warum die Richter wider die Advokaten eifern? 30. Die Fabel vom Wiesel und der Katze. ib. Anatomie eines Advokaten 39.

Akademie,
Die zu Dijon ist grosmüthig 5, die zu Pau soll sich daran spiegeln ib. Der Autor ist in Leipzig zu erfragen ib. Der Autor droht, die Akademie lächerlich zu machen 9. Wie er sich sonst an der Akademie rächen will, wenn er den Preis nicht kriegt 10. In diesem Falle schreibt er nur für die Ehre, und ist zu gros, als dass er sich aus dem Preise etwas machen sollte 11. Klagen des Autors über die Parteylichkeit der Franzosen 12. Will diese Klagen widerrufen, wenn er den Preis kriegt ib.

Autor
ist demüthig 3. und droht ib. kennte sich selbst vergöttern 9. will es aber nicht thun ib. schreibt nur wegen der Ehre 7. bittet flehentlich um den Preis 7. 8. 9. 10. 11. 29. 30. 32. Autor schämt sich

sich 5. in welchen Fällen sich ein Autor schämen dürfe 6. Autor beweist gründlich 8. denkt mit den Fingern 9. Autor giebt seinen Gegnern einen Stich 15. schimpft ib. hat noch mehr Verdienste 19. ist berühmt ib. schreibt mehr für sich, als für andre 20. ist mit sich wohl zufrieden 14.

Autorparole

siehe Meineide.

Ammen

lehren uns die Gespenster 19. Vom Einflusse der Ammen in unsern Gemüthscharakter 20. Wie die Amme eines Kunstrichters gewesen seyn müsse 21.

Betschwestern

sind würdige Präsidentinnen in der Gesellschaft, wo Uebels geredet wird 24. Warum die lüderlichsten Weibspersonen in ihrem Alter die grämsamsten Betschwestern werden? 29.

Belustigung

Ob aus der Belustigung eines Menschen sein Gemüthscharakter zu schliessen 9. Wird verneint ib. und mit Exempeln bewiesen ib. Gelehrte belustigen mit sich selbst 10.

Bibliothek

ist eine Art von Tapeten 15. Ein deutscher Graf fodert sechs Ellen Bücher, um ein Local auszufüllen, 19.

Buhlen

15. der Autor buhlt um den Preis der Akademie zu Pau 7. das Buhlen ist allen Ständen gemein 15. von der geistlichen Coquetterie, ib. dass sie eine ehrgeizige Begierde sey, fromm zu scheinen

nen ib. Die meiſten Verketzerungen entſpringen daraus ib. Ob ein Autor mit ſich ſelbſt coquettire? ib. Mannsperſonen coquettiren mehr, als die Frauenzimmer 16.

Coquetterie

ſiehe Buhlen.

Cæſar

Julius, viel Bœſes von ihm 37.

Chronoſtichicha

machen ihrem Erfinder Ehre 18. ſind der einzige Witz gewiſſer Gelehrten 30. der Witz wird dadurch geſchärft und der Verſtand ruht dabey aus 31. Angſt eines Verfaſſers, dem noch ein L fehlt ib. Welche Kœpfe dazu die geſchickteſten ſind ib.

Charlatan

ſiehe Marktſchreyer.

Deutſche

ſchreiben nicht gern kleine Werkchen 4. Warum junge Deutſche ſo gern nach Paris reiſen? 7. warum ſie gemeiniglich nærriſch und ungeſund zurück kommen? ib. Warum die Franzoſen die Deutſchen verachten? 19. Warum die Deutſchen ihre eignen Landesleute verachten, wenn ſie aus Paris zurück kommen? ib. Warum die deutſche Sprache den Franzoſen ſo ekelhaft iſt? 37. Eine Stelle aus dem Sueton: aurum in Gallia effutuiſti, hoc ſumſiſti mutuum, wird jungen Deutſchen zum Troſt angeführt 38. Deutſche lieben die Hofnarren 40. thun daran Recht ib. iſt ein Zeichen der alten deutſchen Freyheit ib.

Dummheit

ein Mittel reich zu werden 16. In welchen Stänen man am meiſten damit verdienen kann? ib. Klugheit hat mehr Leute unglücklich gemacht, als die Dummheit ib. Iſt eine groſse Kunſt, zu rechter Zeit dumm zu ſeyn 17.

Dichter.

Warum itzt alles von Poeten wimmelt? 19. Ob es bey des Horaz Zeiten nicht eben ſo viel Dichter gegeben habe, als itzt? ib. wo ſie hin ſind? ib. Welche Art von Dichtern bey Hofe noch in einigem Anſehen iſt? 27. Woher das komme? ib. Wodurch ſich die Poeten um ihren Kredit bringen? 14. Ob ſie mehr Schuld daran ſind, als der Hof? 15. Ein Vorſchlag, wie das Anſehen der guten Dichter zu retten 16. Warum unſre Mæcenaten, wenn ſie auch noch ſo billig und vernünftig ſind, zwar einen wirklich groſsen Dichter bewundern, aber doch verhungern laſſen? 16. Lob der Kœche ib.

Ehrgeiz.

Was das heiſse, wenn ein Autor ehrgeizig heiſst? 19. Berechnung des Autorehrgeizes nach itzigem Münzcours ib.

Ehe.

Warum alte Junggeſellen am liebſten über die Ehen ſpotten? 34. Warum die Ehen nicht mehr im Himmel geſchloſſen werden? 36.

Eiferſucht

iſt gemeiniglich ein Kennzeichen eines bœſen Gewiſſens 13. Mænner, die als Junggeſellen am meiſten geſündiget haben, ſind am meiſten eiferſüch-

süchtig 14. Eifersucht eines witzigen Kopfes geht über alle Eifersucht 19.

Einwurf.

Dem Autor werden verschiedne Einwürfe wider seinen Satz gemacht 43. Hat nicht Zeit, sie zu beantworten ib. Kœnnte es wohl thun ib. Einem Schriftsteller Einwürfe zu machen, ist gefährlich 17. bey welchen Gelehrten es am meisten gefährlich sey? ib.

Financen

werden durch die Begierde, Bœses zu reden, vermehrt 28. S. Projektmacher.

Frauenzimmer.

Die von einer zweydeutigen Aufführung werden entschuldigt 11. Warum alte Jungfern gern beten? 13. Wie lange sie verliebt seyn dürfen? 14. Warum sie über junge Mædchen sich so christlich ærgern? 14. Ob junge Mædchen Unrecht thun, wenn sie im sechzehnten Jahre das wünschen, was alte Jungfern schon vor 40 Jahren sich gewünscht haben? ib. Warum alte Junggesellen so gern Bœses vom Frauenzimmer reden? 43. Frauenzimmer geht auf die Heurath 37. Warum das billig sey? ib Liebæugeln und coquettiren ist nichts anders, als auf die Heurath ausgehen ib.

Franzosen.

Die Deutschen geben ihnen viel Vorurtheile Schuld 18. Der Autor wird binnen Jahr und Tag sehen, ob dieser Vorwurf gegründet ist ib. Der Autor bewundert ihre Akademien, besonders weil sie Preise austheilen 29. Der Autor

verharrt mit demuthsvoller Hochachtung 7. Hat ein groſses Vertrauen zu ihrer Einſicht ib. Iſt wegen des aufgeſetzten Preiſes ſehr gleichgültig ib. und droht ib.

Gewiſſen.

In welchen Fällen das Gewiſſen zu branchen 16. Erklärung einer Stelle aus dem Panciroll, de rebus deperditis, 19. des gemeinen Mannes altväteriſche Begriffe vom Gewiſſen 30. Beſchreibung vom Gewiſſen eines Hofmanns 32. eines Generalpachters ib eines Domherrn ib. Der Autor macht ſich ein Gewiſſen 40. Ob das Heucheley ſey, wenn der Autor das ſagt? ib.

Geizige

ſind Patrioten, weil ſie für andre verhungern 13. Warum die Autores beſtändig wider den Geiz eifern? 29. Autores ſind ſelbſt geizig ib. in welchen Fällen ſie es nicht ſind? ibid.

Geſchenke

ſind bey uns nicht gebräuchlich 13. Was an deren Stelle eingeführt iſt 14. Wie ſie nach dem Stylo curiæ genennet werden 15. von ſchuldiger Erkenntlichkeit ib. von gehorſamſter Bezeigung ib. von geringer Vergeltung auf Abſchlag, wegen auſſerordentlicher Bemühung ib. von einer Hand voll Devotion ib. Was das heiſst: mit Devotion klimpern ib. Ob das ein Nationalwort ſey? ib. Vom Porte-bras eines Klienten ib. Was das in Sachſen heiſse? der Kandidat hat ſchöne Studia? ibid.

Gold-

Goldmacher.
Warum alle herumirrende Goldmacher Bettler sind? 29. Von ihrer Quakerey 49. Von der Groſsmuth dieſer Goldmacher, die allemal andre und niemals ſich ſelbſt reich machen wollen ib. Daſs ſie den Galgen nicht verdienen 43.

Geſpenſter,
wo ſie herkommen? 16. Warum ſie an den wenigſten Orten mehr mode ſind? 9. Warum ſich der Teufel am liebſten von alten Weibern ſehen läſst? 33.

Gewichte.
Werth eines deutſchen Buchs wird nach Pfunden ausgerechnet 9. Des Autors Vater ſchrieb einen Centner geheime Nachrichten 6. Woher die Berechnung der Verdienſte nach Pfunden bey den Deutſchen komme? 7. Iſt ein bequemes Mittel, den Werth eines Buchs zu beſtimmen ib. alle Parteylichkeit der Kunſtrichter wird dadurch vermieden ib. Dieſe Urtheile ſind gemeiniglich ſo zuverläſsig, als die übrigen Urtheile von Büchern ib. Vorſchlag zu einer Kunſtrichterwage ib. Autor ſeufzt über die Kunſtrichter 13. Fürchtet ſich aber gar nicht ib. Thut wenigſtens ſo ib. Zuruf des Autors an ſeine Kollegen, wie ſie es machen ſollen, daſs ihre Bücher bey den Kunſtrichtern ins Gewichte fallen 13.

Griechen
waren weiſe 37. Griechiſche Noten ſehen gelehrt aus 36. Warum der Autor ſo gern Griechiſch allegirt 37. Ob man nœthig habe, die Sprache zu verſtehen, die man allegirt? ib. Es giebt ſich, wie das Griechiſche, wo das herkomme? 19.

warum die Gelehrten kein Griechiſch mehr lernen? 30.

Geſchmack.

was das heiſst? 8. warum ein jeder glaubt, daſs ſein Geſchmack der beſte ſey? 9. ob nicht oft der Geſchmack des Kutſchers beſſer ſey, als deſſen, den er fährt? 10. Recept, wie ein guter Geſchmack zuwege zu bringen, wenn man den Geſchmack eines Kammerjunkers und eines Profeſſors zuſammen miſcht 10.

Herkules.

ein Kritikus 4. miſtet aus ib. wird vergœttert 5. der Autor ſieht ein, daſs er wichtigere Thaten verrichtet, als Herkules 9. verlangt dem ungeachtet nicht vergœttert zu werden ib. ob dieſes Kompliment einem Schriftſteller von Herzen gehen kœnne? 10. Schuldigkeit der Leſer in dergleichen Fällen 11. Wie die Fabel zu verſtehen, daſs Herkules geſponnen habe? 19. Vom Zeitvertreibe junger Officiers, die in Garniſon müſsig ſtehen ibid.

Hof.

Wer wider den Hof am meiſten eifre? 24.

Ketzer

Schon die Prieſter des Saturnus verketzerten 12. Ketzerfabrik 13. Warum gemeiniglich da die meiſten Ketzer gemacht werden, wo die Geiſtlichen am dümmſten ſind? 14.

Komödie,

Warum diejenigen am heftigſten darwider eifern, die

die die meiſten Komœdien ſpielen 32. Beytrag aus der Kirchengeſchichte ib.

Kupfer.

Warum die Schriftſteller ſich ſo gern in Kupfer ſtechen laſſen? wie es komme, daſs die Kupferſtiche der Gelehrten meiſtentheils ernſthaft und tiefſinnig ausſehen? 20, warum Monſieur Rouſſeau wider das Kupfer geſchrieben hat? 39.

Leipzig.

Darinnen redet man Uebels von andern 2. Han- und Wandel wird dadurch in die Höhe gebracht 21. Warum daſelbſt mehr Uebels geredet wird, als anderwærts? 23. Verdienſte der Gelehrten um die Kunſt, Uebels von andern zu reden ib. In welcher gelehrten Sprache ſich am beſten reden læſst? 24. Der Autor iſt in Leipzig zu erfragen 5.

Latein.

Siehe Rœmer.

Mæcenat.

Siehe Zueignungsſchrift. Warum es keine armen Mæcenaten gebe? 59. Wie man es anfangen müſſe, einen Mæcenaten freygebig zu machen? 60. Ob ein deutſcher Kaufmann ein Mæcenat ſeyn kœnne? 61. Der Autor erinnert ſich eines Exempels 62. Mæcenat ſchenkt einem Autor ein abgetragnes Kleid 64. Wird bey der zweyten Auflage abgeſetzt ib.

Mütter.

Sind ſchuldig, ihre Kinder die Kunſt zu lehren, Bœſes von andern zu reden 19. Ihnen hat

die Natur dazu die Gaben im reichen Maaſse verliehen ib.

Maler.

Begehen Fehler wider die Wahrſcheinlichkeit 16. haben mit den Poeten groſse Freyheit 19. werden beſſer bezahlt, als Poeten ib. bilden ſich auch mehr ein ib. warum ein ſchlechter Maler erträglicher ſey, als ein elender Poet? 36.

Magiſtrat.

Siehe Vater der Stadt.

Meſſe.

Wenn ein junger Geiſtlicher die Meſſe geſchwind zu leſen pflegt? 4.

Marktſchreyer.

Deſſen Unterſchied von einem Gelehrten, der lauter neue Wahrheiten ankündiget 19.

Nachwelt.

Für die Nachwelt ſchreiben die Schriftſteller 13. Ob die Itztlebenden verbunden ſind, ihre Bücher zu leſen? ib. Grammatikaliſche Anmerkung über das Wort: Nachwelt 14. Nachwelt heiſst im myſtiſchen Verſtande der Autoren ſo viel, als der Magen, ib.

Natur.

Jeder ahmt die Natur nach 3. Was daraus für den Witz für traurige Folgen kommen ib. Horazens Mæv glaubte auch, er ahme die Natur nach ib. Und - - - glaubt es noch itzt ib. Was der Natur ſchwerer ſey, einen witzigen Kopf, oder einen Wechsler hervorzubringen? ib. Wie man den Fehlern der Natur zu Hülfe kommen könne? 4. Ob es nicht dadurch am leichteſten geſchehe,

ſcheke, wenn die Wechsler genœthigt würden, die witzigen Kœpfe zu Erben einzuſetzen? ib. Warum die Frauenzimmer ſo gern an der Natur meiſtern? 7. Was die erſte Gelegenheit zur Schminke gegeben? ib. ſiehe Schminke.

Obrigkeiten.

Siehe Magiſtrat.

Philoſophen.

Sind gemeiniglich hypochondriſch 9. wie das komme? ib. Ob ſie über die Thorheiten der Menſchen ſich wirklich ærgern 10. warum ſie ſich über die ihrigen nicht ærgern? 11.

Projektmacher.

Ob ſie die Projekte für ſich oder für den Staat machen? 19. die leichteſten Projekte ſind, wenn man die Abgaben verdoppelt 24. warum die Projektmacher nur vom landesherrlichen Intereſſe und von ihrem niemals reden? 25. warum ſie ſo gern Patrioten heiſsen? 26.

Politiſch.

Geheime politiſche Nachrichten ſchrieb des Autors ſeliger Herr Vater in folio 4. einen ganzen Centner ib. warum man ſo gern geheime Nachrichten ſchreibt? 6. Ein Gelehrter überſieht in ſeinem Groſsvaterſtuhle die ganze politiſche Welt 9.

Pedanten.

Wer der erſte geweſen? 5. Bey Hofe giebt es mehr Pedanten, als auf Schulen 6. Von Frauenzimmerpedanten 9. Von der Pedanterey eines Petit Maitre ib.

Poet.

Siehe Dichter.

Querini,

Kardinal, warum unſre Gelehrtgn ſo gern an ihn ſchreiben? 19.

Richter.

Wie nützlich ein ungerechter Richter ſey? 13. von der Gewohnheit, im Finſtern zu richten 19. Warum dieſe abgeſchaft? ib. Warum ſie wieder eingeführt werden kœnnte? ib. Daſs man auf dieſen Fall dem Richter nur die Hœnde frey laſſen dürfe 20.

Religion.

Wer darüber ſpottet? 22. Die Religion eines ehrlichen Mannes 38. ihre groſse Bequemlichkeit ib. Junge Deutſche, wenn ſie aus Paris kommen, bringen gemeiniglich die Religion eines ehrlichen Mannes, einen entkrafteten Kœrper und Schulden mit 40.

Rabbi.

Der berühmte Rabbi Ben Maimon ſagt davon nichts 43.

Römer.

trugen keine Hüte 40. Wie es gekommen, daſs ihre Kinder ſchon im fünften Jahre Latein redeten? 32. Ob alle diejenigen Gelehrte ſind, die Latein kœnnen? ib. Latein iſt nicht mehr mode 33. Ob ein Gelehrter in der lateiniſchen Sprache beſſer ſchimpfen kœnne, als ein Kutſcher in der deutſchen? 15. Ob es ſchon bey den Rœmern Pedanten gegeben? 13. Warum man diejenigen ſo gern Pedanten nennt, die kritiſch Latein lieben?

ben? 14. Anekdoten von deutſchen Micheln ib. Daſs dieſe oft die groeſsten Pedanten ſind ib. in der Note b.

Schrift.

Durch welchen Zufall gegenwærtige Schrift entſtanden? 3. Nachricht von vielen andern Schriften des Verfaſſers, die alle wichtig ſind 4. Warum die Autores mit ihren Schriften ſo wohl zufrieden ſind? 5.

Stolz.

Was der kriechende Stolz ſey? 27. Warum diejenigen am meiſten ſtolz ſind, die ſich am tiefſten beugen? 29. Berechnung der Grade des Stolzes, vom Portier bis in die Garderobe 30. warum ein armer Poet mehr Stolz habe, als ein reicher Wechsler? 32. Ob ein witziger Kopf bey einer Zueignungsſchrift an einen Wuchrer im Ernſte ſtolz bleiben kœnne? 33. Warum ein Frauenzimmer, die auf ihre Schœnheit ſtolz iſt, doch bey zunehmender Hæſslichkeit nicht demüthig wird? 17. Daſs man nur aus Stolz andern ihren Hochmuth vorwirft 18. Der Autor weis ſich dabey auf eine feine Art zu entſchuldigen ib.

Schminke.

Was die erſte Gelegenheit zum Schminken gegeben? 7. War bey den alten Baktriern in den elteſten Zeiten eine Art der Strafe für Weibsperſonen, welche nicht mehr errœtheten 8. Ward in folgenden Zeiten bey ihnen eine Art der Galanterie ib. Scholia zur Stelle des Lucans: - - - - tinxere ſagittas ib. Die Mode zu ſchminken, wie ſie auf uns gekommen ib. Ob ſie die

Ge-

Gothen eingeführt? ibid. Ob man sich von einem Frauenzimmer um deswillen kœnne scheiden lassen, weil sie sich beständig geschminkt, und man das vor der Hochzeit nicht gewust hat? 19.

Trauer.

Warum eine junge Wittwe in der Trauer am meisten reizend sieht? 11. Vier Exempel aus dem Alterthume von jungen Wittwen, die ihre alten Mænner im Ernste betrauert haben 12. Eines von diesen Exempeln ist noch zweifelhaft 13. Der Autor giebt der Akademie zu Pau einen wohlgemeinten Rath, im künftigen Jahre demjenigen den Preis zuzutheilen, welcher vier dergleichen Exempel aus neuern Zeiten beybringen wird 14. Die Bedingungen, so dabey erfordert werden ib. Ein Exempel weis der Autor in seinem Lande ib. Zu noch einem ist ihm Hofnung gemacht ib. sagt sich vom Preise los ib.

Vorurtheile.

Ein Weiser schæmt sich nicht, sie zu bekennen 18. Sind der Grund aller menschlichen Zufriedenheit 33.

Vater der Stadt.

Warum der Magistrat mit den Bürgern unzufrieden ist? 22. wie alt ein Vater der Stadt seyn muss? 38. Von einem Vater der Stadt im Flügelkleide ib. Vater der Stadt læst sich zum erstenmale barbiren ib. Freude seiner Mama über die Erstlinge des Barts ihres wohlweisen Sohnes ib.

Verdienste.

Eines Autors 4. sind unendlich 5. jeder Autor ist

ist darinnen sein eigner Zeuge ib. warum ihre Verdienste so selten belohnt werden? 3. Ein herzlicher Seufzer über alle Verleger ib.

Wahrheiten.

Gelehrte suchen lauter neue 22. Warum sie mit den alten nicht zufrieden sind ib. Definition einer neuen Wahrheit ib. Die meisten Wahrheiten erfinden die, so die Wahrheit am wenigsten leiden kœnnen 24. Nachricht von einem Gelehrten, welcher nach vielen Wahrheiten endlich auch die erfunden, dass er gar nichts weis 30. Ein alphabetisches Verzeichniss vieler itztlebenden Gelehrten, welche dieses noch nicht erfunden 31. Der Autor erwæhnt seiner eignen Person mit einem sehr bescheidnen Stolze 2. Erwartet von seinen Lesern darüber eine Schmeicheley ib.

Wissenschaften.

Schœne, siehe Kastraten.

Zueignungsschriften.

Sind gemeiniglich Satyren auf die Mæcenaten 49. aus der Zueignungsschrift kann man schliessen, wie hungrig der Autor sey 50. warum die Dedikationen abkommen? 62. Nachricht von verschiednen Mæcenaten, die nicht lesen kœnnen, und doch gut bezahlen 63.

Zorn.

Warum die Moralisten gemeiniglich so viel Galle haben? 26. Ueber wen sich die Schriftsteller am meisten erzürnen? ib.

Zahnarzt

siehe Marktschreyer.

ERRATA.

Ich war halb todt, da ich nach Hauſe kam und vorſtehendes Realregiſter ſo gedruckt fand, wie es hier iſt. Im Koncepte hatte ich die Seiten des Manuſcripts beygeſetzt; und bey meiner Abweſenheit hatte der Korrektor vergeſſen, ſie nach dem gedruckten Exemplar zu ændern. Es iſt alſo nicht eine einzige Zahl richtig allegirt und die Meſſe iſt zu nahe vor der Thüre, als daſs ich Zeit hætte, es umdrucken zu laſſen. Wer kann ſich helfen! Es wird dieſes Regiſter noch immer ſeinen Nutzen haben: denn man kann doch mit einem Blicke die Realien überſehen, ſo in dieſem Werkchen anzutreffen ſind. Bey einer neuen Auflage will ich es ændern; itzt werden es meine Kæufer thun.

Das Mährchen
vom
ersten Aprile.

Aus dem Holländischen in das Hochdeutsche übersetzt.

Art Benzelaars van Saerdamm
Zueignungsschrift
an seine
liebe Amme,
Aaf je Praatmoer van Sloten.

Liebe Amme,

ch erinnere mich der langen Abende noch immer mit Vergnügen, an denen ich, als ein junger Knabe, deinem Schooße saß und meinen zitternden Arm ich um deinen Hals schlung, wenn du uns das gliche Märchen vom Seehunde, das traurige

Mär-

Mährchen vom verwünschten Prinzen ohne Kopf, oder das fromme Mährchen vom lahmen Esel erzähltest. Damals konnte ich mir noch nicht vorstellen, daß der Nutzen hievon und die Lust zu Mährchen, die mir durch dergleichen Erzählungen beygebracht ward, einen so wichtigen Einfluß in mein Glück und in mein ganzes Leben haben sollten. Nur dir habe ich es zu danken, meine liebe Amme, daß ich in männlichen Jahren alle Mährchen von den Verdiensten gewisser Gelehrten, von neuen tiefsinnigen Wahrheiten und von der Einsicht einiger Privatpersonen in die Kabinette der Prinzen mit eben dem Vergnügen habe lesen und anhören können, wie dein Mährchen vom redenden Affen. Ich bin an Höfen gewesen, und man hat mich lieb gewonnen, da ich auf ihre Mährchen von Gnadenversicherungen, von Freundschaft, von Verdiensten um das Vaterland eben so aufmerksam war, als ich auf dich hörte, wenn du uns das lustige Mährchen vom bezauberten Schlosse in der Luft erzähltest. Du siehst wohl, liebe Amme, daß dein Säugling sich aller deiner Wohlthaten mit Vergnügen erinnert. Damit du aber auch sehen sollst, daß ich nicht unerkenntlich bin; so schenke ich dir hier ein Mährchen vom ersten Aprile, welches ich bey meinem letzten Aufenthalte in Batavia von einem Braminen bekommen habe. Nimm es an und lies es, und behalte mich lieb. Lebe wohl.

Erstes

Erstes Buch,

enthält

das Mährchen vom ersten April.

SIT. MIHI. FAS. AVDITA. LOQVI.

Virg.

Es war einmal ein alter König auf der mächtigen Insel Chrekock, welchen die Götter und seine Unterthanen liebten, weil er fromm und gerecht war. Jucamosamma hieß sein wahrer Name, ob ihn schon einige Chroniken ohne Grund Camosamma nennen. Zur Belohnung seiner Tugenden ließ ihn der Himmel alle Glückseligkeiten eines Fürsten genießen. Die Nachbarn suchten seine Freundschaft, und überließen ihre Streitigkeiten seinen billigen und uneigennützigen Aussprüchen. Seine Feinde unterstunden sich nicht, ihn zu beleidigen: denn sie würden dadurch den Zorn aller benachbarten Prinzen wider sich erregt haben. Er hatte viele getreue Diener an seinem Hofe, und nicht einen einzigen Schmeichler. Er gab nur wenige Gesetze, weil sein Exempel das Land tugendhaft machte; und wenn er ein Gesetz gab, so war es noch in zwanzig Jahren eben so unverbrüchlich und eben so heilig, als es in der ersten Woche gewesen. Die Unterthanen waren in ihrer Arbeit freudig und unermüdet,

weil sie wußten, daß sie für sich und ihre Kinder arbeiteten. In seinem ganzen Lande war kein Bettler: denn niemand gieng müßig, niemand verschwendete, und ein jeder war genügsam; so gar die Priester seiner Götter waren es. Er strafte selten: denn sein Volk war tugendhaft, nicht aus Furcht vor der Strafe, sondern aus Furcht, seinem Fürsten zu mißfallen. Mit einem Worte: ein jeder Unterthan war sein Freund. So glücklich war der alte Juocamosamma!

Aber er hatte keinen Erben; und auch damit war er zufrieden, weil er mit allem zufrieden war, was er für den Willen der Götter hielt. Desto untröstbarer war seine Gemahlinn. Sie kniete Tag und Nacht vor dem Bilde der Fekula-Pussa und bat um einen Sohn. Sie that sieben Wallfahrten auf den Gipfel des Fusinogamma. Der König war mit dieser ungestümen Andacht wenig zufrieden; aber er schwieg still, so bald sie ihm vorstellte: das Wohl der Unterthanen erfodere einen Thronerben. Ihre Unfruchtbarkeit war eine Folge der Bosheit des alten Zauberers Ciongock, den ihr Großvater beleidigt hatte. Endlich erbarmte sich die Göttin Pussa über sie, und gab ihr von ihren schwarzen Kirschen aus Japan zu essen: sogleich hörte die Bezauberung auf, und sie ward schwanger.

Ciongock gerieth darüber in Wut; er schwur den Untergang der Mutter und das Unglück des Sohnes. Die guten Feen, welche allerseits Freundinnen der tugendhaften Königinn waren, hörten den Schwur und erzitterten: denn sie kannten die Gewalt des Zauberers, welcher verwegen genug war, die Götter und die Feen zu trotzen. Ihre Freundschaft verband sie, auf Mittel zu denken, wie sie den traurigen Folgen dieses Schwurs vorbeugen könnten.

Sie

Sie versammelten sich bey der Niederkunft der Königinn. Zoimane, die ansehnlichste unter den Feen, nahm den neugebornen Prinzen auf ihren Schoos; sie küßte ihn dreymal auf das Herz und sprach: sey ein Freund der Götter! Asaide, eine gütige Fee und große Freundin der Menschen, nahm ihn in die Arme und sprach: regiere, wie dein Vater! Zimzime, welcher Name eine einsame und wahlthuende Fee bedeutet, berührte siebenmal mit ihrem Daumen seine Zunge und seine Hand, und sprach: sey weise und reich! Alcimedore, eine junge und lebhafte Fee, küßte ihm die Augen und den Mund, und sprach: sey liebenswürdig.

Da dieses geschehen war, legten sie das Kind an die Brust seiner Mutter, welche vor Freuden außer sich und eben im Begriffe war, ihnen die aufrichtigsten Versicherungen ihrer Dankbarkeit zu geben, als der Zauberer Ciongock in einer finstern Wolke über ihrem Sopha erschien, das Kind mit einem grausamen Lächeln ansah und mit fürchterlicher Stimme herabrief: ich aber will dein Feind seyn! So bald er dieses gesagt hatte, hüllte er sich in einen schwarzen Dampf, und zog langsam und brausend über die Gefilde von Chiekock. Die Feen erblaßten, und die ungluckliche Mutter überlebte diese schreckliche Erscheinung nur wenige Minuten.

Zoimane übernahm die Erziehung des Prinzen. Zwar wußte sie wohl, daß ein Zauberer zu unvermögend sey, die Geschenke der Feen zu zernichten; und um deswillen war sie überzeugt, daß der junge Prinz, der den Namen T'Siamma bekommen hatte, ein Freund der Götter und ein gütiger Regent, liebenswürdig, weise und reich werden würde; aber sie kannte

auch die Gewalt des schrecklichen Ciongock, und wußte, daß dieser tausend Wege finden würde, den Ruhm und die Vortheile zu verhindern, welche der Prinz von diesen Geschenken der Feen erwarten konnte. Um deswillen wandte sie bey seiner Erziehung alle Sorgfalt an, ihn zur Standhaftigkeit und Gewissenheit zu gewöhnen. Sie wiederholte ihm diese Vermahnungen bis in sein achtzehntes Jahr, da er nach den Gesetzen des Landes die Regierung übernehmen konnte. Sie führte ihn selbst zu dem erledigten Throne, übergab ihn dem Beystande der versammelten Räthe, umarmte ihn noch einmal mit einer mütterlichen Zärtlichkeit und sprach: **Prinz! sey deines Vaters würdig, und vergiß nicht, daß die Tugend ihre Freunde belohnt, wenn sie auch von der ganzen Welt verkannt wird!** Hier schwieg sie, sah ihn zum letzten male liebreich und mitleidig an, und schwung sich auf einer blauen Wolke in die Höhe, um nach ihren glücklichen Wohnungen zurück zu kehren, oder in einem andern Lande die Erziehung eines jungen Prinzen zu übernehmen, welches sie, als eine Freundinn der Menschen, ihre einzige und liebste Beschäftigung seyn ließ, da sie wußte, daß durch die tugendhafte Erziehung eines einzigen Prinzen Millionen Menschen glücklich werden.

Ciongock saß eben an dem Eingange seiner traurigen Höhle und sann auf Verderben, als er die Foimane in der Luft erblickte. Er verbarg sich: denn der verruchteste Bösewicht erschrickt bey dem unvermutheten Anblicke eines Tugendhaften. Nunmehr wußte er, daß T'Siamma den Thron bestiegen hatte und weiter nicht unter dem Schutze der Fee war. Er brüllte vor Freuden, und rüstete sich, sein Vorhaben auszuführen.

„Ja,

»Ja, T'Siamma, dein Feind will ich seyn, wie ich »der Feind deiner Aeltern gewesen bin. Sey immer»hin ein Freund der Götter, sey tugendhaft, sey weise »und gerecht; alle diese Geschenke der Feen sollen dir »unnütze seyn. Ich will mich der Herzen der Unter»thanen und deiner Nachbarn bemächtigen. Deine »Frömmigkeit sollen sie für Heucheley halten. Du »wirst regieren, wie dein Vater; und doch wird sich »das Volk wider dich auflehnen. Sey immerhin lie»benswürdig und weise; man wird dich hoch verach»ten. Du sollst nach Schatten greifen; deine größten »Unternehmungen sollen sich endigen, wie ein lächerli»cher Traum verschwindet.«

Das sagte der drohende Ciongock mit einer rauhen Stimme. Er lachte dreymal, und dreymal seufzte die Natur. Er setzte sich auf seinen Wagen, welchen vier graue Drachen zogen, und eilte nach der Insel ChieKock, sein Vorhaben auszuführen. Die Dichter erzählen, daß die Blätter unter ihm verwelkt und die Vögel verstummt sind, da er durch die Lüfte fuhr.

Inzwischen hatte das Volk erfahren, daß T'Siamma den väterlichen Thron bestiegen habe. Es versammelte sich vor den Thoren des Pallasts, und verlangte, seinen neuen König zu sehen. Der Ruhm von seiner Weisheit und Güte hatte sich schon seit vielen Jahren im Lande ausgebreitet. Das Volk betete ihn um deswillen an; und hätte er auch diese großen Gaben nicht besessen, so würde es ihn doch geliebt haben, weil er der Sohn ihres Juocamosamma war.

T'Siamma wollte sich diese Gelegenheit zu Nutze machen, und so wohl die Ehrfurcht als die Liebe sei-

ner Unterthanen gewinnen, wenn er sich in der Majestät eines Königs und zugleich in der Freundlichkeit eines liebreichen Vaters zeigte. Die Könige in Chiekock redeten, wider die Gewohnheit der morgenländischen Könige, öffentlich zu ihren Unterthanen. T'Siamma, dessen Zunge die göttliche Fee siebenmal berührt hatte, nahm sich vor, seinen Unterthanen bey dieser feyerlichen Gelegenheit zu sagen, daß er sie liebe. Er freuete sich, als ein guter König, daß er ihnen dieses sagen konnte. Die Thüren des Pallastes wurden geöffnet. Und der König erhob sich vom Throne zu seinem Volke.

In eben diesem Augenblicke langte der Zauberer über der königlichen Burg an. Er sah die freudige Ungeduld des Volks und knirschte mit den Zähnen. Er murmelte drey schreckliche Worte: sogleich kehrte sich das bezauberte Volk um und lief nach einer andern Seite des Schlosses, eine Bande chinesischer Gaukler zu sehen, die der Zauberer dahin gestellt hatte, den Pöbel zu belustigen. Man urtheile einmal von der Bestürzung des T'Siamma, welcher bey dem Austritt aus dem Zimmer keinen von seinen Unterthanen fand, und welcher erfahren mußte, daß sie ihn verlassen hatten, um einer Bande Gaukler nachzulaufen. Er betrübte sich darüber; aber er gab sich auch alle Mühe, die Leichtsinnigkeit des Volks zu entschuldigen. Er wartete lange Zeit vergebens auf die Zurückkunft des Volks und kehrte endlich bekümmert in sein Schloß zurück. Sogleich endigte sich die Bezauberung. Das Volk versammelte sich von neuem und ward ungeduldig, daß es so lange auf seinen König warten sollte.

Man hinterbrachte dem Könige diese Ungeduld des Volks, welches ihn zu sehen verlangte. T'Siamma

war ein zu gütiger Fürst, als daß er vermögend gewesen wäre, seinen Unterthanen eine Bitte abzuschlagen, welche ein Beweis ihrer Ehrfurcht und Liebe war. Er gieng etliche mal in seinem Zimmer auf und ab, um sich von der vorigen Bestürzung zu erholen, und zu überlegen, wie er in wenigen Worten seine Unterthanen am nachdrücklichsten an ihre Pflicht erinnern und sie zugleich von der liebreichen Vorsorge, mit welcher er ihr König seyn werde, versichern könne. Er eilte nunmehr, seinem Volke sich vorzustellen, welches ihn mit einem jauchzenden Zuruf und allgemeinen Händeklatschen empfieng. Einem gütigen Könige kann nichts angenehmers seyn, als die Freude seiner Unterthanen. Er wartete, bis das Geräusch des Volks sich würde gelegt haben, um mit ihm zu reden. Das Jauchzen verdoppelte sich, und T'Siamma brannte vor Begierde, ihnen die Worte zu sagen, von denen er hoffte, daß sie bey der Freude seines Volks einen noch einmal so starken Eindruck haben müßten. Da das Volk nicht aufhören wollte, zu jauchzen; so gab er ihnen das gewöhnliche Zeichen, daß er reden wolle, und erwartete ein ehrerbietiges Stillschweigen; aber das Lärmen verdoppelte sich. Nunmehr war es kein Jauchzen oder Händeklatschen mehr; es war ein wildes und wüstes Geschrey eines trunkenen Pöbels. Der König erschrack, seine Räthe erblaßten. Sie würden es für einen Aufruhr gehalten haben; aber sie sahen, daß das Volk sich ruhig hielt und nur bey einem unaufhörlichen Jauchzen und Händeklatschen zu rasen schien. Mit einem Worte: es war dem Könige nicht möglich, zu seinem Volke zu reden. Er kehrte zurück und überdachte sein Schicksal mit der Traurigkeit eines liebreichen

Vaters, welcher nicht mehr weis, wie er seinen Kindern helfen soll, die auf ihn nicht hören wollen.

Alles dieses war ein Werk des Zauberers, welcher die Freude seiner Unterthanen in einen ausschweifenden Unsinn verwandelt hatte, damit sie, wie die Trunknen, nicht wissen sollten, was sie sähen, oder was sie hörten.

T'Siamma merkte wohl, daß ihm eine mächtigere Hand widerstund. Er erinnerte sich der weisen Vermahnung seiner gütigen Zoimane, welche ihn beständig aufgemuntert hatte, standhaft und gelassen zu seyn, wenn er auch unglücklich wäre. Sie hatte ihm merken lassen, daß er einen mächtigen Feind habe; aber daß dieser Feind ein Zauberer und zwar der grausame Ciongock sey, das hatte sie ihm niemals sagen wollen, damit er den Muth nicht gänzlich fallen lassen und nicht müde werden möchte, seinem Unglücke zu widerstehen.

Ciongock freute sich, wie sich ein Böswicht freut. Er saun auf neue Mittel, wie er den tugendhaften T'Siamma kranken könne; und da er einer von den gefährlichsten und grausamsten Zauberern war; so nahm er sich vor, die Frommigkeit und Weisheit des gütigsten Königs seinen Unterthanen und Nachbarn lächerlich zu machen.

Die Gesetze des Reichs erfoderten, daß der neue König in den ersten dreyßig Sonnen seiner Regierung eine Wallfahrt zu dem Haine des großen Tamu-Ami da thun sollte. T'Siamma unterwarf sich diesem Gesetze mit Vergnügen, da es ihn zu einer heiligen Handlung verband und da er den meisten Theil seiner Unterthanen beysammen sehen sollte. Er zog fort, in Begleitung der Aeltesten seines Reichs, und hatte die an-

ansehnlichsten Geschenke auf einen weißen Elephanten geladen, um sie seinem Gotte zu heiligen.

Ciongock sahe wohl, daß er alles verlieren würde, wenn er geschehen ließe, daß die Unterthanen ein öffentliches Zeugniß seiner Frömmigkeit und Andacht sähen; aber daß er desto mehr gewinnen würde, wenn er dem Volke diese Frömmigkeit verdächtig machen könnte. Er that es.

Der König näherte sich dem Haine, und legte sich dreymal auf sein Angesicht nieder, um sich zu dem Anschauen des Namu-Amida zu heiligen. Seine Unterthanen, die ihn in unzähliger Menge am Haine erwarteten, freuten sich über ihren König, und fielen dreymal mit ihm nieder, und beteten für ihn: denn das fromme Beyspiel eines Königs macht fromme Unterthanen, und die Frömmigkeit macht treue Bürger. Nun zog er mit seinem Gefolge nach dem Tempel. Die Priester tanzten ihm in langen weißen Kleidern, und mit Kränzen in den Händen entgegen, um ihn zu segnen, und seine Geschenke unter sich zu theilen. Sie ließen ihn ihre Kränze küssen, und fragten im Namen ihres großen Gottes nach den Geschenken. Er befahl, daß man den Elephanten herbey führen sollte; aber, wie bestürzt war er, und wie wütend waren die Priester, als man, an statt des aufgeputzten Elephanten, einen grauen Esel brachte, der zween Körbe mit Reis und Bohnen trug! Sie warfen den Staub gen Himmel, hörten die Entschuldigungen des Königes nicht, und riefen dem Volke zu: Sie sollten die Beschimpfung ihres Gottes rächen, und den ungläubigen T' Siamma erwürgen. Das Volk fieng schon an zu murren. Der unglückliche König flüchtete sich in sein Schloß, wo er

drey Tage lang verschlossen blieb, und auf seinen Knien rohe Bohnen aß, um den Zorn des schrecklichen Tamu-Amida zu versöhnen: denn er glaubte, daß dieser auf ihn erzürnt sey und aus Zorn seine Geschenke in so verächtliche Sachen verwandelt habe. Am vierten Tage versammelte er den großen Rath. Es ward beschlossen, der König solle durch einen seiner verschwiegensten Knechte den Priestern Geschenke senden und solche verdoppeln. Er that es. Die Priester ließen sich endlich großmüthig bewegen, die Geschenke anzunehmen, und ihr Gott ward versöhnet.

Seit diesem Zufalle blieb der König immer traurig: denn die Gnade seiner Götter und die Liebe seiner Unterthanen verloren zu haben, das waren diesem guten Könige zwo schreckliche Sachen. Die Räthe merkten seine Schwermuth, welche weder die Geschäfte seiner Regierung, noch die öftern Lustbarkeiten zerstreuen konnten. Sie riethen ihm an, er solle sich vermählen. Es vergiengen dreyßig Monden, ehe er sich entschließen konnte. Endlich stellten sie ihm vor: das Wohl seines Landes erfodere dieses; und sogleich entschloß er sich.

Man schickte Gesandten an den König der benachbarten Insel Saykock, die um seine Enkelinn werben sollten; eine Prinzeßinn, welche so tugendhaft, so weise und so schön war, daß man ihr den schmeichelhaften Namen Tizizi beygelegt hatte. Der König freute sich über die Gelegenheit, die man ihm gab, sich mit dem Sohne seines alten und besten Freundes auf eine so genaue Art zu verbinden. Er gab seine Einwilligung zur Vermählung; er bat aber zugleich, daß T'Siamma selbst zu ihm kommen und die Prinzessinn von seiner

Hand

und annehmen ſollte, damit ſie ſich mündlich unterre-
n könnten, wie das gute Vernehmen zwiſchen beiden
eichen und das Wohl ihrer beiderſeitigen Unterthanen
n ſicherſten zu befeſtigen ſey. Eine einzige von dieſen
rſachen wäre ſchon vermögend geweſen, den C'Siam-
a zu dieſer Reiſe zu bewegen.

Er ſegelte alſo mit einem prächtigem Gefolge von
ndert Schiffen ab. Zur Ueberfahrt nach Saykock
anchte man nur wenige Zeit. T'Siamma ſahe
on den Hafen. Er näherte ſich ihm, ungeduldig vor
ebe, Freundſchaft und Begierde, ſeine Unterthanen
ücklich zu machen. Der alte König von Saykock ſtand
it ſeinen Dienern und ſeinem Volke am Ufer, ſeinen
reund zu erwarten; als ein jählinger Sturm die
lotte ergriff, aus dem Hafen zurück warf und mit ſol-
er Heftigkeit um die ganze Inſel Saykock herum
ieb, daß er mit der dritten Sonne ſchon wieder vor
m Hafen war. Die Inwohner entdeckten ſeine
lotte, die Freude breitete ſich durch die ganze Stadt
us, und der König eilte mit ſeinem Hofe nach dem
afen, ſeinen Freund und Sohn zu empfangen, den er
on verloren gegeben hatte. Sie ſahen ſich, ſie wink-
n einander, um ihr Vergnügen über dieſe unvermu-
ete Zurückkunft auszudrücken; das Ufer und die
lotte ertönten von dem Jauchzen des freudigen Volks;
er, eine ſchreckliche Nacht umhüllte die Flotte. Es
ar nicht möglich, weiter zu kommen; man zog die
egel ein, damit die Schiffe nicht an einander ſchei-
rten. In dieſer ängſtlichen Unbewegſamkeit blieb
e Flote liegen. Der Nebel verzog ſich; aber wie
ſchrack T'Siamma, da er ſah, daß er nicht mehr
r dem Hafen, ſondern an den Ufern von Chiekock,
icht weit von ſeiner Burg, war. Er warf ſich auf

dem

dem Verdecke seines Schiffes nieder, betete zu seinen Göttern, und befahl, die Segel von neuem aufzuspannen. Er flog zum dritten male nach der Insel Saykock seinen Wünschen entgegen. Zum dritten male kam er in den Hafen und fand den König mit seinem Volke wieder versammelt, welche eine außerordentliche Freude über diese dritte Ankunft empfanden. Der alte König stand am Ufer; er richtete seinem Freunde die Hand, welcher eben im Begriffe war, aus dem Schiffe zu steigen, als das Volk auf dem Schiffe und auf dem Lande, Verrätherey! Verrätherey! rief. T'Siamma sprang ins Schiff zurück und suchte sein Volk zu besänftigen. Der alte König riß seinen Unterthanen die Waffen aus den Händen. Er rief ihnen zu; aber niemand hörte auf ihn. Das Geschrey auf dem Lande und auf den Schiffen war, wie das Geschrey zweyer feindlichen Heere, die sich erwürgen. Die Flotte des T'Siamma kehrte zurück und flohe, und keiner von seinem Gefolge hatte den Muth, sich umzusehen, bis sie in dem Hafen von Chickock angelangt waren. Hier versammelten sich die zerstreuten Schiffe. T'Siamma, welcher wohl merkte, daß ihn eine mächtigere Hand hinderte, trat traurig ans Land. Sein Gefolge erwachte, wie von einem unruhigen Traume, und sie wußten nicht, was ihnen wiederfahren war, oder warum sie geflohen waren. Sie schämten sich vor ihren Weibern, sie schlugen die Augen vor ihrem Könige nieder; aber dieser gute König erkannte wohl, daß es nicht ihre Schuld sey. Er richtete sie auf und unterwarf sich dem Willen der Götter, welcher ihm unbegreiflich war.

Ciongock freute sich grimmig: denn er sahe die Angst des Königs, welche dieser vor seinem Volke zu ver-

verbergen suchte. Seine Verbindung mit der tugendhaften, weisen und schönen Zizizi war ein zu großes Glück für den T'Siamma, als daß ihm dieser wütende Zauberer solches ungestört hätte überlassen sollen. Denn er war es, welcher den Sturm erregte, welcher die Nacht über die Schiffe verbreitete, und welcher Wut und Mord unter das Volk hauchte.

Der alte König von Saykock war fromm, aber nicht abergläubisch. Dieser dreyfache Zufall hielt ihn nicht ab, die Unterhandlung von neuem anzufangen. Das sahe er wohl, daß diese Hinderungen kein Werk der Götter waren: er kannte seine Götter und wußte, daß diese das Vergnügen zweyer tugendhaften Personen und das Glück zweyer mächtigen Reiche nicht hinderten. Er hielt also alles, was ihm begegnet war, für einen ungefähren Zufall, und wollte, daß die Vermählung vollzogen werden sollte; nur das wollte er nicht zulassen, daß T'Siamma zum vierten male zu ihm käme. Um deswillen setzte er sich selbst mit einem kleinen Gefolge in ein Schiff, und landete in Chiekock an, ohne daß sich T'Siamma dessen versah. Man meldete ihm die Ankunft des alten Königs. Er erstaunte und eilte ihm mit offnen Armen entgegen, den Freund seines Vaters und seine göttliche Zizizi zu umarmen. Er küßte dem Alten den Bart; und als ihn der Alte gesegnet hatte, so übergab er ihm die Prinzessinn, welche sich zu den Füßen des T'Siamma niederwerfen wollte. Dieser fieng sie in seine Arme auf und zog ihr, zur Versicherung seiner ewigen Treue, nach der Gewohnheit des Landes, in Gegenwart des Hofs und des ganzen Volks, den Schleyer vom Gesichte.

Man

Man kann wohl glauben, wie heftig ſein zärtliches Verlangen war, diejenige zu ſehen, welche ganz Morgenland für die ſchönſte Prinzeſſinn hielt; aber man ſtelle ſich auch das Schrecken vor, das ihn überfiel, als er die unangenehmſte und häßlichſte Geſtalt vor ſich erblickte. Ein übelverwachſener Zwerg mit einem kahlen Haupte, einer gerunzelten und mit Haaren bewachſenen Stirne, triefenden und ſchielenden Augen, herabhangenden welken Backen, einem ſpitzigen Kinne und hervorragenden ſchwarzen Zähnen; das war die Geſtalt der göttlichen Zizizi.

T'Siamma blieb einige Minuten unbewegt vor ihr ſtehen. Er ſahe ſie, er ſahe ihren Vater, er ſahe das Volk an und warf ihr endlich den Schleyer über das Geſicht. Die unglückliche Prinzeſſinn weinte, und wußte die Urſachen dieſes allgemeinen Erſtaunens und traurigen Stillſchweigens nicht. Der ehrwürdige Greis verhüllte das graue Haupt in ſeinen Rock; unter dem Volke erhob ſich ein mißvergnügtes Murren, und hoch in der Luft hörte man ein lautes Lachen, wie das Lachen eines Rieſen iſt, der in ſeiner gewölbten Höhle vom Weine taumelt und jauchzet. Der alte König erkannte dieſe Stimme des Zauberers. Er enthüllte ſein Geſicht, warf den Staub gen Himmel und rief dreymal den Namen des mächtigen Tamu-Amida. Das Lachen des Zauberers verwandelte ſich in ein wildes Heulen, welches ſich in den entfernten Wolken verlor; aber die unglückliche Prinzeßinn behielt ihre Häßlichkeit, von der ſie nichts wußte.

Der alte König nahm ſie bey der Hand, und gieng mit ihr und dem T'Siamma in das Zimmer, wo er ſie alſo anredete: Ich ſehe nunmehr, meine Kinder, daß

die alten Drohungen eines der mächtigſten Zaube-
erfüllt ſind; aber zu meiner Beruhigung weis ich
h dieſes, daß ich nur noch wenige Monden lebe,
d mit meinem Tode die Zauberey ſich endigen wird.
Siamma, ſey großmüthig und gerecht; verſtoß mei-
Tochter nicht; liebe ſie und erwarte bald ein beßres
rgnügen. Und du, meine Tochter, hier umarmte
ſie, du wirſt nicht immer unglücklich bleiben. Er-
ge dein Unglück! Tugend und Weisheit hat dir die
nd des mächtigen Zauberers nicht rauben können;
: die vergängliche Schönheit war es, die er auf eine
Zeit verſtören konnte. Hier ſtellte er ſeine Tochter
den Spiegel, damit ſie die traurige Verwandlung
ihren ſollte. Sie ſahe ſich, ſie erſchrack, ſie fiel halb
ohnmächtig in die Arme des Vaters zurück, und ver-
i über den Verluſt ihrer Schönheit bittre Thränen:
n ſie war ein Frauenzimmer; aber ſie faßte ſich
h nach einigen Minuten wieder: denn ſie war ein
nünftiges Frauenzimmer. Die Hand unſers Fein-
, ſagte ſie, hat eine Zerſtörung angerichtet, die ich
iedem einige Jahre ſpäter von der Zeit erwartet
ßte. Ich werde mich zu beruhigen ſuchen; aber,
Prinz, ſo redete ſie den T'Siamma an, du biſt
i deinem Verſprechen befreyt. Ich kehre wieder mit
inem Vater zurück. Ich liebe dich zu ſehr, als daß
von dir verlangen ſollte, mich zu lieben. Lebe ohne
h vergnügt.

T'Siamma, welcher Zeit gehabt hatte, ſich von
er erſten Betäubung zu erholen, ward durch dieſe
rede empfindlich gerührt. Er nahm ſie bey der
nd, umarmte ſie, und ſchwur, ſie ewig zu lieben.
e feyerliche Vermählung ward vollzogen. T'Si-
ma bewunderte ſeine Gemahlinn; aber der Böſe

in

in Chiekock sang spöttische Lieder von seiner neuen nigin. Sie erfuhr es und lachte: denn ein W lacht mitleidig über den Witz des Pöbels. Sie bem sich, ihrem Gemahle zu gefallen: und dieser wa weise und gerecht, daß er ihre Verdienste bald ei und sie mit Hochachtung liebte. Sie bemühte auch, das Volk von ihrer Tugend und ihrem Ver de zu überführen; und diese Mühe blieb verge denn sie war häßlich. Lag sie in dem Tempel vor ten Göttern und betete andachtig; so sagten die sta Geister zu Chiekock, daß sie, wie der frömmste Pr andächtig bete, weil sie nicht vernünftig denken kon Redete sie, wie der weiseste Bramine von den Gött von der Natur und von den heiligsten Pflichten Menschen; so nennte man sie eine traurige Pedanti War sie gefällig und freundlich gegen die, mit denen sprach; so gab man ihr eine gemeine und niedrige A führung Schuld. War sie freygebig; so nannte m es eine übel angebrachte Verschwendung. Mit ein Worte: Der Pöbel am Hofe und der Pöbel in Stadt, fand nichts als Untugenden und lächerliche F ler an ihr: denn sie war sehr häßlich.

Diese allgemeine Verachtung war ihr sehr e pfindlich. Sie wußte die Ursachen derselben; sie wuß daß diese Ursachen aufhören würden, so bald ihre Z zauberung aufhörte. Sie wünschte aus Liebe zu ihr Gemahle, zu ihrem Volke und zu sich selbst, daß sie te vorige Gestalt wieder bekommen möchte; aber in ten in diesem Wunsche hielt sie inne und zitterte, we es ihr einfiel, daß dieser Wunsch nicht anders, als du den Tod ihres Großvaters, den sie so sehr liebte, erfü werden könnte. Sie wünschte, daß er noch lange leb

mö

möchte; und damit dieſes deſto gewiſſer geſchähe; ſo verlangte ſie, häßlich und ungeſtaltet zu bleiben *).

Ihr gemeinſchaftlicher Feind, der unverſöhnliche Ciongock, wußte wohl, daß dieſe Zauberey durch den Tod des alten Königs aufhören werde; er wußte auch, daß dieſer Tod in wenigen Monaten erfolgen müſſe. Er konnte urtheilen, wie ſehr T'Siamma und ſeine Gemahlinn ſich alsdann lieben würden, da nicht einmal ihre Häßlichkeit dieſe Liebe hatte hindern können. Ein ſolches Glück gönnte der Grauſame ſeinem Feinde nicht. Er merkte wohl, daß T'Siamma, ſo großmüthig er auch war, doch mit Ungeduld auf die Zeit ihrer Verwandlung wartete. Er, als ein Zauberer, war allein vermögend, die ſtillen Wünſche der Königinn zu entdecken, die ſie nach ihrer Schönheit that, ſo oft ihr die Verachtung des Volks unerträglich ward. Alles dieſes ſahe er und ſpottete ihrer Wünſche: denn er hatte einen grauſamen Einfall, den König durch die Schönheit ſeiner Gemahlinn noch weit unglücklicher zu machen, als er ihn durch ihre Häßlichkeit gemacht hatte.

Es war an einem Morgen, als die Königinn mit Anbruch der Sonne in ihrem Zimmer vor dem Bilde des Gottes Nſum lag und für die Seele ihres ſterbenden Großvaters betete, deſſen gefährliche Krankheit man ihr

*) Hier muß ein Fehler im Originale ſeyn: denn kein Frauenzimmer, wenigſtens in Europa keines, wird einen ſo widernatürlichen Wunſch für das Leben ihres Mannes, geſchweige ihres Großvaters, thun.

ihr gemeldet hatte. Sie war eben im Begriffe, vom Gebete aufzustehen, als sie von einem Schlage, wie der Schlag eines starken Donners ist, niedergeworfen ward. T'Siamma hörte es; er eilte nach ihrem Zimmer und fand sie ohnmächtig auf der Erde liegen, aber mit einer Schönheit, die ihn blendete, so schrecklich ihm sonst dieser Anblick war. Er nahm sie in seine Arme und sie kam in wenigen Augenblicken wieder zu sich selbst. Der König war in großer Unruhe, wie er ihr diese glückliche Verwandlung entdecken sollte, da er es nicht anders thun konnte, als ihr zugleich die Nachricht von dem Tode ihres Großvaters, den sie so zärtlich liebte, zu entdecken. Sie saß noch auf seinen Knieen und zitterte vor Schwachheit. Sie sahe ihren Gemahl und die Umstehenden mit einer wilden Unordnung an, wie ein Kranker, der von einem schweren Traum erwacht. Endlich erblickte sie ihre eigne Gestalt in einem Spiegel. Sie riß sich aus den Armen ihres Gemahls, drängte sich durch die Bedienten des Hofs und blieb einige Minuten unbeweglich vor diesem Spiegel stehen. Ja, ich bin es! rief sie mit einer ungemäßigten Freude. Sie setzte sich vor dem Spiegel nieder, zog ihre schwarzen Haarlocken durch die weiße Hand und bewunderte die Schönheit von beiden. Von ungefähr lächelte sie, und sie fand dieses Lächeln schön. Sie wiederholte es und gab sich Mühe, auf verschiedne Art zu lächeln, um zu versuchen, welches Lächeln eigentlich ihrem Munde und ihren Zähnen am vortheilhaftesten sey. Sie ward nicht müde, ihre Augen zu betrachten. In einer einzigen Minute machte sie die Blicke einer Zärtlichen, einer Spröden, einer Gebieterinn, einer Schmachtenden, einer Traurigen, und tausend Blicke, in welchen sich der Leichtsinn eines europäischen Frauenzimmers

vor

vor dem Spiegel übt. Mit einem Worte: ſie buhlte mit ſich ſelbſt, und fand endlich, daß die Blicke der Gebieterinn ihren ſchwarzen Augen am anſtändigſten wären. Mit dieſer Miene wandte ſie ſich um und erwartete die Anbetung derer, die um ſie waren. Ihr Gemahl, welcher mit Erſtaunen alle dieſe ungewohnten Bewegungen an ihr wahrgenommen hatte, ſtund ganz betrübt neben ihr, ohne von ihr geſehen zu werden. Er nahm ſie bey der Hand; aber ſie zog ihre Hand kaltſinnig zurück und ſah ihn an. Endlich ſchien ſie ſich zu erinnern, daß er ihr Gemahl ſey. Sie überließ ihm die Hand nachläßig, ohne auf die Zärtlichkeit Acht zu haben, mit welcher er ſie küßte. Er wagte es endlich, ſie an den Tod ihres Großvaters zu erinnern. Der Wille der Götter, ſagte er mit einer ängſtlichen Miene zu ihr, ſeine Weisheit, ſeine Tugend, das Glück der Todten, das ſchwächliche Alter deines Großvaters . . . Iſt er todt? unterbrach ſie ihn ganz gelaſſen. T'Siamma ſah traurig auf die Erde. Alſo iſt er todt! wiederholte ſie nochmals und zuckte mit den Achſeln. Aber er war alt und verdrüßlich; ſein . . . Indem ſie dieſes ſagen wollte, ſo entdeckte ſie im Spiegel, unter ihrem linken Auge, ein kleines faſt unmerkliches Blätterchen. Aber, große Götter! ſchrie ſie, was iſt dieſes? Sie ward unruhig, ſie verlangte die Aerzte und ſank kraftlos auf einem Sopha nieder.

T'Siamma ſtand vor ihr, wie ein Träumender. Er ſah ſeine Gemahlinn, als die ſchönſte Perſon des Morgenlandes, vor ſich; aber ohne Zärtlichkeit, ohne Empfindung der Tugenden, die ihr ſonſt ſo eigen waren. Er ſah einen ſchön gemalten Körper, welcher nur mit ſich beſchäftigt war, nur ſich liebte und die Hochachtung der Menſchen erwartete, ohne ſie verdie-

ten zu wollen. Er schlug an seine Stirne und bat die Götter, sie möchten ihm diese Schönheit wieder nehmen, welche so viele Tugenden verdrängt hätte: aber die Götter wollten ihn noch nicht hören, und der Zauberer freute sich über seine Verwüstung.

Bey dem Pöbel hatte diese Verwandlung eine ganz andre Wirkung. Er betete ihre Schönheit an. Wenn sie nur die Lippen öffnete, so ward sie bewundert, noch ehe sie redete. Sie redete mit ihrem Papagey, und was sie mit ihm redete, war Weisheit. Unter diesem Pöbel waren viel Dichter: Sie besungen ihre Schönheit, und die Königinn spendete Reiß unter sie aus. An gewissen feyerlichen Tagen theilte sie, ein sparsames Allmosen unter die Armen der Stadt, um dem Volke ihre weißen Hände zu zeigen; man nannte diesen eitlen Hochmuth wohlthätige Tugend: denn ihre Hände waren rund und wohl gemacht. Mit einem Worte: Der Pöbel in Chiekock, der die tugendhafte Königinn verachtet hatte, weil sie häßlich war, der vergötterte nunmehr ihre Schönheit und hielt ihre Thorheiten für Tugend.

Der unglückliche Gemahl ward durch diese Schönheit nicht verblendet. Er liebte Sie noch, aber weit zärtlicher liebte er sie damals, als sie zwar häßlich, aber tugendhaft war. Er brachte die Stunden in ihrer Gesellschaft sehr mißvergnügt zu: denn gegen alle war sie freundlich, gefällig und aufgeräumt, nur gegen ihren Gemahl nicht. Gegen seine Liebkosungen war sie immer unempfindlich und kalt. Wollte er sie küssen; so klagte sie über Schmerzen am Haupte. Verlangte er, daß sie mit an seiner Tafel speisen sollte; so verbetete sie eine Andacht vor und fastete. Redete er mit ihr und sagte ihr die zärtlichsten Schmeicheleyen; so

spielte

ſpielte ſie mit ihrem kleinen Drachen. Redete er nicht mit ihr: ſo warf ſie ihm ſeine Unempfindlichkeit vor. Was ihm gefiel, tadelte ſie. War er aufgeräumt; ſo vergoß ſie Thränen, daß er bey ihrem Kummer noch ſcherzen könne. In den traurigen Stunden, wenn er ſeinen Schmerz weiter nicht bergen konnte, machte ſie ihm bittre Vorwürfe und klagte, daß er ſie nicht mehr liebe, daß er allemal aufgeräumt und nur in ihrer Gegenwart immer traurig ſey.

Das Exempel der Königinn breitete ſich durch die ganze Stadt aus. Die Weiber der Vornehmen ahmten ſie nach. Die Aerzte hielten es für eine Krankheit; aber ſie wußten kein Mittel dawider. Sie gaben dieſer Krankheit einen gelehrten Namen und nannten ſie: Ongaſauwara-Sinano *); das war alles, was ſie thun konnten. Unerachtet dieſes gelehrten Namens, blieben die Männer bey dem mißvergnügten und ſich widerſprechenden Eigenſinne ihrer Weiber unglücklich. T'Siamma ſahe die Zerrüttung mit Betrübniß, welche dadurch in den anſehnlichſten Familien verurſacht ward. Er gewöhnte ſich, gegen ſeine Gemahlinn gelaſſen, nachſehend und immer gefällig zu ſeyn. Die Großen im Reiche ahmten ihn hierinnen nach. Sie machten dadurch ihren Eheſtand erträglich, aber ihre Weiber nicht vernünftiger. Die Chronikenſchreiber

*) Der berühmte *Pere du Halde* erzählt eben dieſe Geſchichte, aber nur mit einigen Veränderungen. Er drückt das Ongaſauwara Sinano durch ſeine *Vapeurs* aus, und ich weis nicht, ob er es getroffen hat.

von Chiekock wollen behaupten, daß sich um diese Zeit die Herrschaft der Weiber angefangen habe; aber der gelehrte T'Sintsia macht diese Gewohnheit noch etliche tausend Jahr älter.

In diesen bekümmerten Umständen lebte T'Siamma etliche Jahre lang, und war endlich so glücklich, sein Elend gewohnt und ruhig zu werden. Aber auch diese traurige Ruhe gönnte ihm der Zauberer nicht.

Er breitete ein Gerücht in Chiekock aus, daß zween mächtige Prinzen in Siam mit einander in Krieg verwickelt wären. Der Schwächste von ihnen war ein Freund und Bundsgenosse des T'Siamma. Dieser brach mit seiner Armee auf, ihm beyzustehen. Er landete glücklich an, schiffte seine Truppen aus, und fand, daß das ganze Land in Ruhe war. Sein Freund hielt dieses für einen feindlichen Einfall und ward entrüstet. Er verband sich in Eil mit andern benachbarten Fürsten und überfiel die Völker des T'Siamma welcher nicht im Stande war, der Macht zu widerstehen und mit vieler Noth den Rest seiner Truppen auf die Schiffe flüchten konnte.

Dieser unglückliche Zufall schlug seinen Muth gänzlich nieder. Es war ihm unerträglich, daß er ein Spott der benachbarten Fürsten seyn und für einen bundbrüchigen Freund angesehen werden sollte. Er eilte nach seinem Lande zurück, um sich vor den Augen der Welt und seiner Unterthanen zu verbergen.

Er kam an den Hafen; aber er fand seine Unterthanen in den Waffen, welche ihm und den Seinigen

gen den Eingang verwehrten. Der Zauberer, welcher wußte, daß die Götter ihm nur wenige Zeit noch ſeine Bosheiten ungeſtraft zulaſſen würden, hatte ſich vorgenommen, den letzten und empfindlichſten Streich wider den T'Siamma auszuführen. Er hatte, als dieſer abweſend war, ſeine Geſtalt angenommen und das Volk in die Waffen gebracht, da er ausſprengte, daß eine fremde Macht ſein Reich überfallen wollte. Das war die Urſache des Widerſtandes, welchen T'Siamma fand. Aber ſein Muth und ſeine gerechte Sache überwanden auch dieſe Hinderniſſe. Er trat an das Land. Das Volk ſahe ihn und erſtaunte: denn es ſahe auch den Zauberer in der Geſtalt des T'Siamma. Der Zauberer hatte die Prieſter durch Geſchenke gewonnen. Die unglückliche Zizizi hielt ihn für ihren Gemahl und liebte ihn ſeit einiger Zeit wirklich, weil er ihr tauſend kindiſche Schmeicheleyen vorſagte und ihr alle Stunden neue Gelegenheit gab, ihre Eitelkeit zu beruhigen. Die Weiber der Großen im Reiche hatten gar zu viel Urſache, auf ihrer Seite zu ſeyn; ſie bedienten ſich alſo der Gewalt über ihre Männer, und nöthigten ſie, die Partey der Königinn zu nehmen. Der Pöbel war ohnedem ſchon auf ihrer Seite. Alſo blieben nur noch wenige Tugendhafte und Getreue übrig, welche dem wahren T'Siamma anhiengen. Er verlangte, in Gegenwart ſeiner Gemahlinn und des Volks, ſeinen Feind zu ſehen und mit ihm um ſein Recht zu kämpfen. Der Zauberer gieng es ein, da er ſeiner Macht gewiß genug zu ſeyn glaubte. Sie begegneten beide einander in einer fruchtbaren Ebene vor der Stadt. Der Zauberer führte die Königinn an der Hand, und ward von einer unzählichen Menge Volks begleitet. T'Siam-

ma erstaunte nunmehr selbst über die Aehnlichkeit seines Feindes. Er war wütend, daß er seine Gemahlinn an der Hand dieses Räubers sehen sollte. Er zog das Schwerd und rief: Göttliche Zoimane! stärke meinen Muth und diesen Arm! So bald er dieses gesagt hatte, sprang er auf den Zauberer los, welcher ihn aber, ohne aus seiner Gelassenheit zu kommen, zu Boden warf und erwürgen wollte.

In diesem Augenblicke stürzte die göttliche Zoimane, die Freundinn und Beschützerinn ihres T'Siamma, in einer Wolke von Feuer auf den Zauberer herab. In ihrer linken Hand hielt sie einen Talismann, welchen der eingegrabne Name des Namu-Amida den Gottlosen schrecklich machte. Der Zauberer erblickte diesen Namen und zitterte. Er wollte fliehen, aber er sank zur Erde nieder. Er verwandelte sich in einen schrecklichen Riesen, und war so verwegen, wider die Fee zu kämpfen. Diese hielt ihm den Talismann vor; und er stürzte zum zweyten male, wie ein Kind, zur Erde. Er verwandelte sich in einen hohen Felsen, um gegen die Kraft des Talismanns unempfindlich zu seyn; aber er schmolz, wie Schnee, zusammen. Noch zum dritten male versuchte er, zu entkommen, verwandelte sich in einen Strom, und riß den unglücklichen T'Siamma, welcher ohnmächtig auf der Erde lag, mit sich fort. Die Fee merkte dieses zu spät. Sie warf sich in den Strom, den T'Siamma zu retten. Durch die Gewalt des Talismanns vertrocknete der Strom, und es blieb nichts übrig, als ein faules stehendes Wasser; aber mitten in demselben laz

lag der T'Siamma ohne Empfindung ausgeſtreckt, und blieb todt.

Das war das Ende des grauſamen Zauberers, welcher noch in dem letzten Augenblicke ſeiner Wut den tugendhaften T'Siamma zugleich mit in ſein Verderbniß hinriß. Nur die weiſen Götter wußten, warum ſie dieſes geſchehen ließen.

Die Fee netzte den Leichnam mit ihren Thränen. Sie wollte der Nachwelt ein Andenken ſeines großen Muths und ſeiner ſtandhaften Tugend hinterlaſſen. Sie hielt alſo den Talismann an ſeine Stirne, und es erhob ſich mitten aus dieſem todten See ein Fels von weißem Marmor, welcher den Leichnam des T'Siamma in ſich verſchloß.

Unter dieſem ſchrecklichen Kampfe der Fee und des Zauberers war das Volk geflohen. Die Königinn lag ohnmächtig an dem Fuße eines Baumes und wußte von allen dieſen traurigen Veränderungen nichts. Sie ermunterte ſich durch ein Wort der Fee, welche ihr das Schickſal ihres Gemahls, die Bosheit des Zauberers und die Rache der Götter erzählte. Sie legte ihr den Talismann auf die Bruſt, und in dieſem Augenblick verſchwand alle Eitelkeit und Thorheit, welche durch die Zauberey des Ciongock zeither ihren Verſtand umnebelt hatte. Sie war vor Bekümmerniß außer ſich. Sie wollte mit den Göttern zanken; aber die Fee erinnerte ſie an ihre Gottesfurcht, an ihre Tugend und an ihre Weisheit. Sie ward ruhig; ſie küßte den Namen des mächtigen Namu-Amida, und beweinte ihren Gemahl, ohne ungeduldig zu murren. Die Fee verließ ſie. Tizizi baute ihrem Ge-

mahl einen prächtigen Tempel auf dem Marmorfelsen, welcher seinen Leichnam verschlossen hielt. In diesem Tempel war sie die oberste Priesterinn bis an ihren Tod. Das Volk betete ihn an. Er ward der Gott der Unglücklichen, welche ihren Wünschen immer nahe sind, ohne sie jemals zu erlangen, und welche, so lange sie leben, vergebens hoffen.

Sein Tod geschahe, nach der Zeitrechnung der Inwohner zu Chiekock, am siebenten des Monden Ni-ada, welcher nach dem europäischen Kalender der erste April ist. Dieser Tag war dem Volke besonders heilig. Sie giengen hinaus in die Ebene nach dem Tempel ihres Gottes T'Siamma, und stellten sich, als wenn sie ihn ängstlich suchten. Sie riefen ihn, und wenn sie ihn nicht fanden; so warfen sie Steine in den faulen See Ciongock, um das Andenken des Zauberers zu verfluchen. Die Aeltern sagten an diesem feyerlichen Tage zu ihren Kindern: Geht hinaus und sucht den T'Siamma, er wird euch etwas schenken; die Kinder giengen, und warfen Steine in den See, wenn sie ihn nicht fanden. Das Weib sagte zu ihrem Manne: Gehe hinaus und suche den T'Siamma, er wird dir sagen, ob ich dich mehr liebe, als andre Männer; der Mann gieng, und rächte sich an dem See, wenn er ihn nicht fand. Die Mutter sagte zu ihrer Tochter: Gehe hinaus und suche den T'Siamma, er wird dir den Mann nennen, durch dessen Liebe du glücklich werden sollst; die Tochter gieng, und kehrte traurig zurück, weil sie diesen Mann nicht erfuhr. Der Weltweise sagte zu seinen Schülern: Gehet hinaus und suchet den T'Siamma, er wird euch eine Weisheit lehren, gegen welche die meinige

nige nur Thorheit iſt; ſie giengen und ſuchten ihn, und klagten es ihrem Lehrer, daß ſie keine Weisheit gefunden hätten.

Dieſes war die Art, mit welcher die Inwohner das Andenken ihres unvergeßlichen T'Siamma feyerten. Sie faſteten an dieſem Tage und das ganze Land war traurig.

Nach tauſend Jahren war die Religion in Chiekock verächtlich, da das Land einen König bekam, der ſich der Religion ſeiner Väter ſchämte. Die Großen des Volks waren ſtarke Geiſter, und nur der arme Pöbel betete noch. Um dieſe Zeit fiel auch die Hochachtung, die man für das Andenken des T'Siamma hatte. Sein Gottesdienſt verkehrte ſich in Völlerey und pöbelhafte Ausſchweifungen. Sie ſandten einander noch immer zu dem T'Siamma, aber nicht tugendhaft, nicht weiſe zu werden, nein, nur ihren Muthwillen zu kützeln. Und fanden ſie noch einen, welcher fromm und treuherzig genug war, ſich zu dem T'Siamma ſchicken zu laſſen, den hielten ſie für einen Narren. Dem Pöbel gefiel endlich dieſer Scherz auch, und für den Pöbel gehörte er eigentlich. Er bemächtigte ſich dieſes Witzes, und behielt ihn bey, nachdem die Vornehmen des Landes anfiengen, ſich deſſelben zu ſchämen. Dieſe Gewohnheit breitete ſich durch Siam in Japan aus, und iſt endlich zu uns Europäern herüber gebracht worden.

Nunmehr iſt der ſiebente Tag des Monden Niada ein Feſt der Narren in Chiekock; und der europäiſche Pöbel feyert es zu gleicher Zeit am erſten April.

Zweytes Buch,

enthält

ſieben mal ſieben Wahrſagungen

vom erſten April.

RIDE, SI SAPIS. *Mart.*

Warnung

an alle unverheurathete Frauenzimmer.

So viel Mühe ſich der Autor auch gegeben hat, alles zu vermeiden, was den zärtlichen Ohren ſeiner Leſerinnen, und beſonders unverheuratheter Frauenzimmer, anſtößig ſeyn möchte; ſo wenig hat er es doch von der achten bis zur neunzehnten Wahrſagung vermeiden können. Er warnt ſie daher wohlmeynend, dieſe Stellen vorſichtig zu überſchlagen. Es würde ihm nahe gehen, wenn ſie darinnen etwas finden ſollten, worüber ſie erröthen, oder empfindlich werden müßten.

1.

Einem von meinen Lesern sind sieben mal sieben Wahrsagungen verdächtig. So bald er diesen Titel zu Gesichte bekömmt, so bald fällt ihm das Sprüchwort ein: daß Sieben gemeiniglich die Zahl eines Lügners sey; und um deswillen hat er ein schlechtes Vertrauen zu diesen Wahrsagungen. Sie irren Sich, mein Freund; lesen Sie weiter; es ist auch für Sie eine Wahrsagung darinnen. Sie werden gestehen müssen, daß ich nicht lüge, wenn Sie anders sich selbst kennen.

2.

Phänest 1) hat an einem feyerlichen Tage die Pracht und die Lustbarkeiten des Hofes mit angesehen; diese Lebensart gefällt ihm. Er versetzt einen Theil seines väterlichen Gutes, kauft sich reiche Kleider dafür, und läßt sich heute um eilf Uhr zum ersten male bey Hofe sehen. Man bewundert seinen Verstand und seinen Rock; man sucht seine Freundschaft; man erbiedet sich zu allen möglichen Diensten. Der unerfahrne Phänest kennt die Sprache des Hofes noch nicht. Er träumt schon von lauter hohen Ehrenstellen, von Gewalt und Reichthume; aber in kurzem wird er merken, daß alles nur ein Traum gewesen ist. Er wird wieder auf sein Landgut flüchten, und suchen, durch eine genau eingeschränkte Wirthschaft in zehn Jahren so viel zu ersparen, als er es sich in einem Jahre hat kosten lassen, dem Hofe lächerlich zu seyn.

3.

1) Kennen Sie den Herrn F. . T. . nicht?

3.

Assidien a) hat in der Stadt, wo der Hof wohnt, seit zwanzig Jahren ein ansehnliches Vermögen, durch alle nur erfindliche, sowohl vornehme, als niederträchtige Ausschweifungen zerstreut. Weil er für den Prinzen ein besonders Galakleid, ein andres für die Gemahlinn des Prinzen, und für einen jeden Vetter und für eine jede Muhme des fürstlichen Hauses wenigstens eine reiche Weste gehabt; weil er zwanzig Jahre in dem Vorzimmer müßig geplaudert hat; weil er sich sein Geld bey Hofe hat abgewinnen lassen; weil er seine Gesundheit in der Gesellschaft einiger Frauenspersonen vom Theater eingebüßt hat; so glaubt er, ein Recht zu haben, von dem Prinzen eine Belohnung seiner treuen Dienste und eine Schadloshaltung für das ansehnliche Vermögen zu fordern, welches er, nach seiner Art zu reden, im Dienste des Fürsten zugesetzt hat. Er entschließt sich also, diesen Morgen ernstlich um ein Amt, oder, welches bey ihm einerley ist, um eine Pension anzusuchen. Man hört sein Bitten an und macht ihm ein gnädiges Kompliment; er bittet noch einmal, und man verweist ihn zur Geduld; er bittet zum dritten male, und nunmehr findet man seine Bitte sehr unbescheiden. Man wird ihn fragen, worinnen denn eigentlich die wichtigen Dienste bestehen, die er dem Hofe mit Aufwendung eines so ansehnlichen Vermögens geleistet habe? Dieser Frage hatte er sich nicht versehen. Er geht mißvergnügt über den Hof zurück, lebt noch einige Zeit in der Stadt von den Wohlthaten seiner Bekannten, von der Leichtgläubigkeit einiger Wucherer

a) Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N. . . meine.

rer und von seiner eignen Unverschämtheit. Endlich flieht er aufs Land und futtert sich in etlichen adelichen Familien zu Tode, wo er der gnädigen Frau viel Nachtheiliges von den Hofdamen erzählt, der Fräulein ein paar abgesetzte Operarien, vorheult, den Junker die Geographie von allen verdächtigen Häusern der Residenz lehrt, und mit dem alten Ritter, beym Kamine, über die Regierung und den Undank des Hofs patriotisch seufzet.

4.

Der Prinz wird nach der Tafel einige Minuten mit dem Grafen N. . . 3) am Fenster stehen, sehr vertraut mit ihm reden und ihm einigemal etwas ins Ohr sagen. Es sind in der That nur gleichgültige Dinge, die er mit ihm spricht, und die Geheimnisse, die er ihm ins Ohr sagt, dürfen alle wissen, nur die Prinzessinn nicht. Gleichwohl macht diese gnädige Vertraulichkeit eine große Bewegung am Hofe und im Gehirne des armen Grafen. Der Hof weis, daß der Prinz den Grafen zu gut kennt, als daß er ihn hoch schätzen, oder ihn seiner Vertraulichkeit würdigen sollte. Man hält ihn für einen Mann, der zu den kleinen Belustigungen des Hofes zu trocken und zu ernsthaften Verrichtungen zu albern sey; in der That hat der Prinz auch bisher niemals mit ihm geredet, als wenn er nach der Uhr, oder nach dem Wetter fragte. — Und gleichwohl redet er itzt mit ihm allein, und redet ihm ins Ohr, und klopft ihn auf die Achsel. Nunmehr ändert auch der Hof seine Begriffe, die er sich von dem Grafen machte. Kaum hat ihn der Prinz verlassen, so

3) Der Graf N. . . ist Ihnen der unbekannt?

so drängt sich die ganze Antichambre zu ihm. Die Großen reden vertraut mit ihm und bitten, daß er morgen mit ihnen speisen möge; die Hofleute von der mittlern Klasse lächeln zu allem, was er spricht, finden seine Scherze sehr fein, und zucken die Achseln geheimnißvoll, wenn er seiner Natur die Gewalt anthut, ernsthaft und vernünftig zu reden; die Kleinen weichen ihm ehrerbietig aus dem Wege, damit er desto vornehmer auf- und abgehen, und sie desto mehr bemerken könne. Der gute Graf träumelt von diesem ungewohnten Glücke. Er kann es noch nicht begreifen, daß er es ist, dem man alle diese Freundschaft und Hochachtung bezeugt. Endlich läßt er sichs gefallen, und er läßt sichs um so viel lieber gefallen, da er bisher der einzige am Hofe gewesen ist, der an seinen Verdiensten nicht gezweifelt hat. Nun überrechnet er schon sein künftiges Glück, da er gewiß glaubt, daß er der Vertraute des Prinzen sey. Er hat Feinde, und diese will er es empfinden lassen, daß sie seine Feinde gewesen sind. Er hat Schulden; diese will er nicht bezahlen, denn nunmehr würde sich das noch weniger für ihn schicken, als vorher. Aber er will Schätze sammeln, und was ihn noch beunruhigt, ist die Ungewißheit, welche Güter im Lande er eigentlich an sich kaufen will. Zu seinem guten Glück ist er noch nicht vermählt. Er läßt in Gedanken alle Fräulein die Musterung passiren, und bedauert die guten Kinder, daß er nur eine von ihnen heurathen kann. Mit dergleichen angenehmen Träumen beschäfftigt sich der arme Graf, und weis nicht, daß es nur Träume vom ersten Aprile sind. Noch an eben dem Tage kömmt er an dem Hof zurück. Er nähert sich dem Prinzen mit einer gewissen Vertraulichkeit, zu welcher er sich seit drey Stunden berechtigt

zu

die seyn glaubt. Der Prinz sieht ihn gleichgültig an; er redet mit allen, die um ihn stehen, nur mit dem Grafen nicht. Diese veränderte Scene ist ihm ein Räthsel. Er wagt es endlich, dem Prinzen etwas ins Ohr zu sagen; der Prinz hört es, ohne seine Miene zu ändern, oder ihm zu antworten. Er wiederholt seine stille Frage noch einmal; der Prinz antwortet ihm mit einem unzufriednen Nein! und kehrt ihm den Rücken zu. Der arme Graf tritt beschämt zurück; er vergißt alle Schlösser, die er kaufen, und alle Fräulein, die er heurathen wollte. Die Antichambre verachtet ihn eben so sehr, wie gestern. Er steht überall im Wege; man drängt ihn zurück. Er bietet sich an, daß er morgen mit Seiner Excellenz speisen wolle; aber nun besinnen sich Seine Excellenz, daß sie morgen selbst zu Gaste sind. Er sagt etliche artige Einfälle, und niemand lächelt mehr. Er geht zu denen, die ihm vor drey Stunden ehrerbietig ausweichen; sie bleiben stehen, sie merken ihn nicht, und, die ihn noch merken, die sind so vertraut, Tabak von ihm zu fodern. Zum größten Unglücke kömmt der Kaufmann in das Vorzimmer, den der ganze Hof schmeichelt, weil der ganze Hof ihm schuldig ist. Er hat in seiner Schreibestube von der gnädigen Vertraulichkeit des Prinzen gegen den Grafen gehört; um deswillen ließ er alles liegen und eilte nach Hofe, um dem Grafen sein ganzes Vermögen anzubieten, in der Hofnung, dasjenige wieder zu bekommen, was er ihm bereits schuldig war. Aber schon auf der großen Treppe erfährt er die geschwinde Veränderung; er geht also in das Vorzimmer, sucht den Grafen und mahnet ihn trotzig. Der Graf eilt beschämt nach Hause, verflucht den Hof und den unglücklichen Tag, ohne sich zu besinnen, daß dieser Tag der erste April ist.

5.

Endlich hat Hypsäus 4) den Schritt gethan, den er sich seit langer Zeit zu thun wünschte. Er hat heute das ansehnliche Amt übernommen. Zwar den Verstand hat er nicht, der zu dem Amte erfodert wird; aber den hat er sich auch eben nicht gewünscht. Genug, daß er die Besoldung und den Rang hat. Er wird dafür sorgen, daß er jemanden miethet, der in seinem Namen den Verstand und Fleiß anwendet, den das Amt erfodert. Nunmehr glaubt Hypsäus vollkommen glücklich zu seyn. Aber seine große Dummheit und Nachläßigkeit wird nun desto mehr in die Augen fallen, je ansehnlicher der Posten ist, in welchem er steht. Die Stadt fängt an, öffentlich über ihn zu lachen, da sie ihn vorher nur im Stillen verspottet hat. Die Einkünfte muß er denen abgeben, die für ihn arbeiten. Er wird also auf den ersten April künftigen Jahres von seiner Ehrenstelle nichts übrig haben, als die Schande und die Verantwortung.

6.

Sehen Sie jenen Mann mit der tückischen und menschenfeindlichen Miene, welcher sich die Stirne wische und sich ganz ermüdet auf das Kanapee wirft? Das ist Neran 5)! Erst vor einer Minute hat er das große Werk zu Stande gebracht, an dem er seit einem halben Jahre gearbeitet hat. Durch die niederträchtigsten Schmeicheleyen, durch Bestechungen, die ihn den dritten

4) Der Herr Rath *M . .* mit der wichtigen Miene eines *O . .*

5) Der Mann ist mir zu tückisch, den mag ich nicht nennen.

ten Theil seines Vermögens gekostet haben, durch Verunglimpfung der redlichsten Männer, die er für Nebenbuhler hielt, hat er sich diesen Morgen in das Amt gedrängt, bey welchem er hofft, daß man ihm eben so niederträchtig schmeicheln werde, als er gethan, und ihn eben so bestechen werde, als er es thun müssen. Hier sitzt er und dichtet, an welchem von seinen Feinden er sich zuerst rächen will. Schon hungert ihn nach dem Vermögen andrer, welches er, als seine Beute, ansieht. In der That wird er verschiedne unglücklich machen. Aber der Elende, der heute hier auf dem Kanapee von seinem Glücke und dem Untergange seiner Feinde träumt, weis nicht, daß, ehe noch ein Jahr verläuft, Unschuld und Tugend siegen werden und er in dem Gefängnisse verschmachten soll.

7.

Wer ist das kleine junge Männchen, welches dort an jener Tafel eine ganze Gesellschaft ehrwürdiger und erfahrner Männer mit einer so unanständigen Lebhaftigkeit zu übertäuben sucht? Und wer ist die ansehnliche Frauensperson, welche dort an der Thüre horcht und vor Freuden Thränen vergießt? . . 6) Ist das möglich? Also ist dieser Knabe heute zum erstenmale von dem Prinzen in die Versammlung der Räthe aufgenommen worden? und gleichwohl ist er schon so weise, daß er denenjenigen unbescheiden widerspricht, die ihn vor zwanzig Jahren auf den Armen trugen? Und das ist seine Frau Mutter? Sie weint vor Freuden, daß der Himmel ihren Sohn mit so vieler Weisheit und Lunge ausgerüstet hat. Ihre Freude wird nicht lange dauern. Das weise Kind, welches heute vor Gelehr-

6) Viel Glücks, hochweiser N. s d.

ſamkeit berſten möchte, wird in drey Monaten erfahren, daß er ein elender Ignorant ſey. Er wird verſtummen und alsdann wird er erträglich ſeyn.

8.

Heute wird der unglückliche Ball ſeyn, auf welchem ſo viele zärtliche Thoren den Grund zu ihrem Mißvergnügen legen werden.

Der junge Herr 7) in weißen Strümpfen und mit den reichen Aufſchlägen, flattert um ſeine Schöne, wie die Motte ums Licht. Er ſieht ein Paar ſchwarze Augen, er fühlt eine weiche Hand, er ſchielt nach dem Palatine, und wird ſo heiß vor Liebe, daß er ſchmelzen möchte. Morgen wird er ſeine Gottinn beſuchen und ſeufzen; übermorgen wird er ſeine Liebe entdecken; in vier Wochen wird er ihr Mann ſeyn; und in vier Monaten möchte er ſich vor den Kopf ſchießen, ſo oft es ihm einfällt, daß er die Thorheit gehabt hat, der Mann eines Frauenzimmers zu werden, deſſen unvorſichtige Ausſchweifungen ihn vor der ganzen Stadt lächerlich machen.

9.

Selinde, 8) ein ſtilles, tugendhaftes, und wie man verſichern will, faſt einfaltiges Mädchen, nimmt die Schmeicheleyen des jungen Seladons für Ernſt an. Er thut ihr Verſicherungen und Schwüre, die ſie in dem Hauſe ihrer Mutter, die eben ſo ſtille, tugendhaft

7) Der ſüße Herr S**, der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zugeht.

8) Arme E**! du dauerſt mich, und doch weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen iſt.

haft und eben ſo einfältig iſt, niemals gehört hat. Sie nimmt dieſe Schwüre für Ernſt auf, und fängt an, dieſen Flatterhaften zu lieben. Die Mutter läßt es geſchehen, daß er ſie oft und zu allen Zeiten beſucht; die zufriedne Tochter küßt der gefälligen Mutter die Hände dafür. Seladon redet von nichts, als von dem Glücke, das er ſich wünſcht, die Hand eines ſo liebenswürdigen Kindes ewig zu beſitzen. Das einfältige Kind ſchweigt ſittſam, und wünſcht es in ihrem Herzen ſelbſt. Die Mutter lächelt, halb andächtig, und halb, als erinnerte ſie ſich ihrer Jugend und ſagt: wie Gott will, ihr Kinder! Der Leichtſinnige hat die Abſicht gar nicht, Selinden zu heurathen. Er liebt ihre Schönheit und will verſuchen, wie weit er dieſen Roman ausführen könne. Aber die Tugend des Mädchens und der Mutter ſind ihm beſtändig ein unüberwindliches Hinderniß. Man warnet die gute Mutter. Sie bittet ihn, ſeine Beſuche zu unterlaſſen, welche der ganzen Stadt ſo verdächtig würden; aber er iſt ſo niederträchtig, daß er ſich in öffentlichen Geſellſchaften gewiſſer Vertraulichkeiten berühmt, die den guten Namen der treuherzigen Selinde zweydeutig machen. Sie hofte, der Ball würde die Gelegenheit zu ihrem künftigen Glücke ſeyn; aber durch eben dieſe einfältige Treuherzigkeit hat ſie ihren guten Namen verloren, welchen ihre Unſchuld nicht retten kann. Seladon iſt ein Böſewicht; und einem Böſewichte, der etwas Nachtheiliges von einem Frauenzimmer erzählt, glaubt die läſternde Welt immer lieber, als einem Frauenzimmer, welches ſeine Unſchuld eidlich erhärtet.

10.

Aber Seladon bleibt nicht ungeſtraft. Er hat an eben dieſem Abend eine Bekanntſchaft mit der Toch-

ter 9) eines Kaufmanns gemacht, die er nebst der kanntschaft mit Selinden zugleich unterhält. D ein junger Mensch von Verdiensten, wie Seladon, mehr als ein Mädchen auf einmal betrügen. Und seßmal wird Seladon selbst betrogen. Die Tochter Kaufmanns hat nicht Ursache, spröde zu seyn. Vater hat ausgerechnet, daß er kaum noch ein J lang im Stande seyn werde, seinen ehrlichen Na vor der Welt zu erhalten. Seladon ist bemittelt nug, ihn noch einige Zeit zu retten. Der Vater der Tochter, diese Beute nicht fahren zu lassen. thut alle Anfälle einer verschlagnen Buhlerinn auf und thut sie mit gutem Erfolge, weil ihr dergle Anfälle nicht neu sind. Noch einige Zeit bleibt S don unzewiß, weil er sehen will, wie weit er sein S bey Selinden treiben könne. So bald aber dieser man abgerissen wird; so kann er sich weiter nicht dem Netze entwickeln, das ihm die Tochter des K manns legt. Nun ist der Flatterhafte gefangen; kurz nach der Hochzeit erfährt er die zerrüttete W schaft seines Schwiegervaters; ja, was noch weit pfindlicher ist, er erfahret, daß seine Frau ihn nicht zuer liebt hat. Er muß zu beiden stillschweigen: denn ein M dem sein eignes Gewissen Vorwürfe macht, wird Muth genug haben, seiner Frau dergleichen Ausfä fungen vorzuwerfen, und zwar einer Frau, welche Muth hat, wie diese, ihrem Mann es fühlen zu lassen sie Frau ist. Nun hängt Seladon traurig den Kopf verliert sein Vermögen, welches er in die Hände Schwiegervaters geben müssen. Er verflucht

9) Die Mademoiselle F. . . ist es, die der Himm schaffen hat, den ungetreuen Seladon zu bestr

Wahl; aber ganz im Stillen verflucht er sie, damit es seine Frau nicht höre, vor der er sich scheut. Er kann niemals Selinden begegnen, ohne sich zu schämen. Wie unglücklich ist der Ball vom ersten April für den armen Selabon 10)!

II.

T** 11) und E** 12) sehen sich diesen Abend zum erstenmale; sie finden in ihrem beiderseitigen Umgange etwas, das ihnen gefällt; sie fangen an, sich zu lieben; noch an diesem Abende entdecken sie einander ihre Liebe. T** freut sich und überlaßt es aus Bescheidenheit dem Ausspruche ihrer Mutter. E** ist ein tugendhafter und ehrlicher Mensch; aber er hat kein Geld, kein Amt, und weis auch noch nicht, wenn? und wo? er beides finden soll: T** hat eben so wenig Vermögen, und kann sich nur sehr kümmerlich mit ihrer Mutter ernähren. Sie lieben sich beide zu aufrichtig, als daß sie einander dieses verschweigen sollten; aber sie lieben sich auch beide zu stark, als daß sie vernünftig nachrechnen sollten, wie viel sie etwan künftig brauchen möchten. Ihre Mutter, ein christliches Weib und eine große Freundinn des Ehestandes, macht ihnen Muth: Sie sollen beten und arbeiten, so wird es ihnen nicht fehlen! Wie sehr beruhigt dieser mütterliche Segen unser zärtliches Paar! Sie heurathen

 sich,

10) Der leichtsinnige E**, er ist unglücklich, aber er hat die Strafe verdient.

11) 12) Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen: denn T** und E** sind zu arm, als daß sie sehr bekannt wären; aber doch dauern sie mich, daß sie nunmehr bekannt werden sollen.

sich, und für grosser Liebe merken sie in den ersten vier Wochen ihren Mangel nicht. Nun wird ihre jugendliche Liebe etwas ernsthafter. Sie vermissen die unentbehrlichsten Sachen in ihrer Wirthschaft; sie klagen es der Mutter und diese zuckt die Achseln. Sie heten, und haben doch kein Brodt. Sie wollen arbeiten, und es findet sich keine Arbeit und kein Amt für ihren Stand. Sie lieben einander noch eben so aufrichtig; aber desto empfindlicher ist ihnen der Mangel, den keines vor dem andern verbergen kann. Sie und ihre Mutter können nicht begreifen, wie das möglich ist, daß der Himmel eine so aufrichtige Liebe darben läßt; aber sie bedenken nicht, daß die aufrichtigste Liebe unvernünftig seyn kann, und daß der Himmel nicht schuldig ist, unsre Thorheiten zu segnen, wenn wir auch schon diese Thorheiten mit Liebe anfangen.

12.

Kleant . . 13) ich weis nicht, ob ihr ihn kennt? Kleant, der eigennützige Hagestolz, hat selbst keine Verdienste, als das Geld, und also kennt er auch, außer dem Gelde, keine Verdienste weiter. Man hat immer die Absicht gehabt, sein Vermögen in vernünftigere Hände zu bringen, und um deswillen hat man sich Mühe gegeben, ihn zu verheurathen. Man schlägt ihm ein Frauenzimmer vor, die sehr tugendhaft ist. Aber hat sie Geld? fragte er. „Sie ist von einer guten ansehnlichen Familie.“ Aber vielleicht hat sie eben um deswillen kein Geld? „Sie ist zu allen denen Künsten und Wissenschaften angeführt worden, die ein „Frauenzimmer zu einer vernünftigen Mutter, einer häus-

13) Mit Ihrer Erlaubniß, Herr N . . F . . , daß ich Sie ein wenig bekannter mache.

ähnlichen Frau und einer liebenswürdigen Freundinn machen. Hum! ſpricht Kleant, aber was bringt ſie mit? Dort tanzt dieſer Kleant, und zwar tanzt er mit Clitimenen 14), einem Frauenzimmer von dreyßig Jahren, welche von ihrem Vater die Kunſt gelernt hat, bey einem mittelmäßigen Vermögen die Miene eines Frauenzimmers zu behaupten, welches große Reichthümer beſitzt, und nur aus Beſcheidenheit und guter Wirthſchaft dieſe Reichthümer nicht geſtehen will. Mit dieſer tanzt er, und mitten im Tanzen rechnet er nach, wie viel er wohl gewinne, wenn er dieſes Frauenzimmer zur Frau bekommen könne. Alle ihre Kapitalien tanzen vor ſeinen Augen herum, und wenn er ihr die Hand reicht, ſo geſchieht es mehr mit der Bewegung eines Menſchen, der Geld empfangen ſoll, als der die Hand einem Frauenzimmer zum Tanze giebt. Die Menuet iſt geſchloſſen. Er führt ſie an das Fenſter, er redet ſchüchtern mit ihr, ſie wird roth; er küßt ihr die Hand, ſie neigt ſich, und er drückt die Hand mit Entzücken an ſeinen Mund. Nun ſind ſie einig. Des Wohlſtands wegen will man noch vorher den Vormund darum fragen. Der arme Kleant! Er iſt ſeines Glücks gewiß; gleich nach Oſtern wird die Hochzeit vollzogen. Nun fragt Kleant nach ihrem Vermögen, und ihr Vermögen beſteht in ungültigen Papieren, weitläuftigen Anſprüchen und in der Hofnung, einen reichen Vetter in Oſtindien zu beerben, wenn er unverheurathet und ohne Teſtament ſterben ſollte.

13.

Warum iſt Leonore, 15) die Tochter des reichen

14) Das iſt meine Nachbarinn, die koſtbare A. a.

15) Die unglückliche T. a.

chen Kaufmanns, so aufgeräumt? Noch vor einer Stunde saß sie ganz tiefsinnig und unzufrieden, und war gegen alle, die sie zum Tanze auffoderten, frostig und beleidigend, nur gegen den Baron von N . . . 16) nicht. Der vergoldete Baron, der eben itzt mit ihr tanzt, hat ihr, oder vielmehr ihrem Gelde, vor einigen Minuten eine förmliche Liebeserklärung gethan. Leonore ist ein hochmüthiges Bürgermädchen, welches nichts so sehr wünscht, als einen hohen Rang und den Titel einer Excellenz: Der Baron hat beides, aber auch viele Schulden. Sind wohl in der Welt zwo Personen, die sich besser für einander schicken? Die Liebeserklärung von diesem Abende ist der Grund zu einer Vermählung, mit welcher der Baron so geschwind als möglich eilen wird, um eine ruhige Messe zu haben. Nun ist der Baron Herr von ihrem Vermögen, und nun läßt er es die glückliche Leonore empfinden, daß ihre Person, ohne dieses Vermögen, gar keinen Werth hat. Er schämt sich, sie an den Hof zu bringen, an welchen doch zu kommen, die eitle Leonore so sehr gewünscht hat. Sie fühlt die Spötterey seiner Familie, und darüber würde sie sich allenfalls trösten lassen; aber das ist für sie eine schreckliche Sache, daß sie sich auf ein entferntes Landgut ihres Gemahls begeben soll, um daselbst einsam und unbemerkt, in der Gesellschaft der Weiber ihrer Verwalter und Pachter zu leben, um ihren Mann dadurch von dem schimpflichen Vorwurfe einer ungleichen Heurath zu befreyen. Würde Leonore wohl so lustig tanzen, wenn sie die unglücklichen Folgen dieses Balls voraus wissen sollte!

14.

16) Zu deutsch, der Herr Baron von D . . .

14.

Was muß wohl dort der Herr Sekretär 17) mit der großen Perucke in seine Tafel schreiben? Er lacht so laut, daß man kaum noch den Baß von der Musik hört, und läßt sich von der witzigen Kalliste etwas diktiren. Kalliste 18) ist ein Frauenzimmer, welches von allem dem nichts versteht, was man gemeiniglich von der Sorgfalt und dem Fleiße eines Frauenzimmers fodert; aber sie hat viel gelesen, sie ist witzig und so gelehrt, daß sie in Gesellschaft andrer Frauenzimmer gähnt und andre Frauenzimmer in ihrer Gesellschaft einschlafen. Der Sekretär liest Akten und Zeitungen, und ist gleich so witzig, als er es bey seinem Amte nöthig hat; aber gleichwohl macht er die Mode unsrer Zeit mit. Er bewundert den Witz, wo er ihn findet, und bewundert ihn allemal aus vollem Halse. Kalliste legt ihm ein Sinngedicht auf eine Frau vor, die das Unglück hat, dem Herrn Sekretär zu mißfallen. Das ist schon Ursache genug für ihn, diesen Witz zu bewundern. Er schreibt es in seine Tafel; er fragt nach dem Verfasser; Kalliste erröthet. Ha! Ha! schreyt der Sekretär, soll mich der Teufel, das Ding haben Sie gemacht! Kalliste muß es gestehen. Der Sekretär blökt ihr einige Schmeicheleyen vor und spricht: so eine Frau möchte ich haben, wie Sie sind! Gott straf mich, so eine Frau! Er läßt es bey diesem zärtlichen Sturme nicht bewenden. Weil aber Kalliste des Wohlstandes wegen ihn noch diesen Abend in Ungewißheit lassen muß, so wird er morgen von neuem ansetzen, er wird auch

17) Der Herr Sekretär L * *, ein Mann, dessen ganze Lunge witzig ist.

18) Die gekrönte S * *.

auch morgen noch das Jawort und in vierzehn T
Kalliſten zur Frau bekommen; aber in vier Wo
möchte er ſie gern wieder los ſeyn. Wenn er zu T
gehen will, ſo fehlt Kalliſten noch ein Reim; er
allein ſchlafen. Wenn er aufſteht, ſo ſchläft Kal
noch, weil ſie geſtern den Reim ſehr ſpät fand. W
er nach Hauſe kömmt und eſſen will; ſo hat Kal
über einer ſchönen Stelle aus dem Voltäre vergeſſen,
Küche zu beſtellen. Geht er wieder in ſein Amt, ſo
ſammelt ſich eine Menge witziger Herren bey ſeiner F
welche ſich der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften
gen allemal in Abweſenheit des Mannes, bey ſe
Frau verſammeln. Er kömmt Abends nach Ha
er findet den Tiſch voll Bücher und wieder kein E
darauf. Er flucht, und ſie erklärt ihm aus dem S
ſa eine vortrefliche Stelle vom Zorne. Er fragt:
ſie ihn ganz wolle verhungern laſſen? und ſie antw
tet ihm mit einem gelehrten natura paucis conten
Er lärmt über die witzigen Geſellſchaften, die ſe
Ehre ziemlich zweydeutig wären; aber ſie erklärt
ſehr tiefſinnig die beruhigende Lehre von der harmo
praeſtabilita. Er legt ſich für Verdruß zu Be
aber die witzige Kalliſte weckt ihn wieder auf und
ihm ein Sonnet vor. Wie unglücklich wird der un
witzige Sekretär mit der witzigen Kalliſte leben!

15.

Glauben Sie etwan, daß dort im Erker der
ge Menſch bey ſeiner Großmutter ſitzt? Nichts w
ter. Er ſagt einer alten reichen Wittwe 19) zär

19) So zärtlich waren die Schmeicheleyen ihres
ten Mannes C. . . nicht.

ge Schmeicheleyen vor, welche bey ihrem fünf und fünfzigsten Jahre noch wollüstig genug ist, ſie anzuhören. Die Frau beſitzt ein erſtaunendes Vermögen, iſt immer ungeſund, nimmt von drey Aerzten Arzeney, und alſo wird ſie in fünf Jahren gewiß ſterben. So rechnet Adraſt, 20) welcher geſchickt, aber arm iſt. In der Hofnung, daß er ſich länger nicht, als fünf Jahre, mit ihr quälen werde, verlangt er ihre Hand und bekömmt ſie, und dieſer neue Eheſtand gedeiht der alten Frau ſo gut, daß ſie noch in ihrem fünf und ſiebzigſten Jahre ſo munter ſeyn wird, als heuer. Armer Adraſt!

16.

Roſamunde 21) ſteht ganz tiefſinnig unter dem Spiegel. Murner, 22) ein alter Wucherer von zwey und ſechzig Jahren fodert ſie zum Tanze auf und taumelt mit ihr eine Menuet. Dieſer verdrüßliche Alte wird morgen ihr Bräutigam. Roſamunde wird von ihrem Vater gezwungen, dem Manne, der Tonnen Goldes hat, ihre Hand zu geben. Das gute Kind dauert mich; denn Murner wird noch zehn Jahre nach ihrem Tode leben, welcher in den erſten fünf Jahren ihres Eheſtandes für Verdruß über ihren geizigen, ekelhaften und plumpen Mann erfolgt. Aber ſie würde mich noch mehr dauern, wenn ich nicht wüßte, daß ſie ihren natürlichen Widerwillen gegen den verdrüßlichen Alten durch die eigennützige Hofnung beruhigte, daß er in ein paar Jahren ſterben und ſie durch

ſein

20) Der Herr Licentiat E . . r.

21) Dieſes Schlachtopfer heißt N . . n.

22) Und dieſer ihr Henker heißt D . . r.

der Frauenzimmer beleidigen könnte; mit einem Wor
da ich es Ihnen verbot; so schlichen Sie sich ganz in d
Stille auf die Seite, nahmen mein Mährchen vom e
sten April, suchten begierig die achte Wahrsagung u
lasen unermüdet, bis hieher. Und nunmehr ärgern S
sich, daß ich das alles voraus gewußt habe. Werd
Sie nun bald glauben, daß meine Wahrsagungen vo
ersten April gegründet genug sind? Stecken Sie n
das Buch ein, gehen Sie wieder zur Gesellschaft, i
will Sie nicht verrathen.

20.

Wie vielerley Wege sucht sich der Mensch aus, z
seinem Glücke zu kommen, und wie selten trift er d
rechten Wege! Ich sehe, daß Frontin 27) mit eine
kleinen Blättchen Papier sehr vergnügt aus dem Zi
mer eines Großen 28) des Hofes zurück kömmt, v
dem er sein Glück gehoft hat, und von dem er es nu
mehr desto gewisser erwartet, da er ihm itzt 6000 F
gegen einen Wechsel geliehen hat. Frontin ist ga
außer sich über die gnädige und vertraute Art, mit we
cher ihm sein Mäcenat ein Amt und seine ganze Gn
de versprochen hat. Aber er wird es ihm noch oft ve
sprechen, und wenn Frontin es sich jemals einfalle
läßt, die Interessen oder das Kapital wieder zu fodern
so ist er ohne Hülfe verloren. Er hätte wissen sollen
daß die Wechselbriefe eines Mächtigern weiter nicht
sind, als schriftliche Komplimente.

21

27) Sein Vater, der reiche K . . hätte sein Geld vo
sichtiger ausgelehnt.

28) Man wird auf verschiedne rathen, aber es ist nie
mand, als Ihro Excellenz der Graf M . .

21.

Wen muß heute Harpax 29) betrogen haben, daß er dort bey seinem Geldkasten so vergnügt lächelt? Nun weis ich es. Vor einer Stunde hat er die letzten hundert Thaler verdient, die ihm noch an dem ersparten Vermögen von 50000 Thalern fehlten. Nun setzt er sich auf die Geldsäcke und rechnet. Wir wollen ihm zuhören, ohne ihn zu stören . . . Das wären also 20. 9. 5. 14. 1. gut! Das wären also 49000 Thaler: Hier in dem Sacke 500 und 300 und 100 und hier in der Hand die 100 Thaler . . . Es ist richtig! Das macht zusammen 50000 Thaler. Gott Lob! Nun will ich nur noch 10000 Thaler darzu verdienen, und hernach mein Alter ruhig beschliessen und dem lieben Armuthe nach meinem Vermögen Gutes thun, so bald ich diese 60000 Thaler beysammen haben werde. Wie glücklich wird mein Sohn leben! Ich habe mit hundert Thalern angefangen und höre mit 60000 Thalern auf. Glücklicher Sohn! wie viel kannst du zusammen spären, da du mit 60000 Thalern anfängst! Gott erhalte mir nur mein bischen Armuth! Ich will es gewiß auch denen geniessen lassen, die darben müssen, wenigstens nach meinem Tode: denn so lange man lebt, weis man nicht, was man selbst brauche, und mein lieber Sohn ist mir doch der nächste. . . . Wollen Sie den lieben Sohn kennen lernen? Dort sitzt er in einem verdächtigen Hause, unter der Gesellschaft einiger Spieler, die seine Freunde sind, und einiger liederlicher Weibspersonen. In eben der Stunde, da sein Vater die letzten hundert Thaler so andächtig in

sei-

29) Mark Israel 6 . .

seinen Kasten sperrt, schreibt der Sohn einen Wech
auf 4000 Thaler, und bekommt von einem Wucher
der fast so schlimm, wie sein Vater ist, 1500 Tha
dafür. Von diesem Gelde wird er mit seinen Frei
den und Freundinnen ein paar Wochen vergnügt
ben. Der Sohn wird von neuem und mit noch m
rerm Verluste borgen, und wird nach und nach so v
Schulden häufen, daß nicht einmal die väterliche E
schaft zulangt, sie zu tilgen. Armer Harpax! Wie s
hast du dich heute verrechnet!

22.

Wie zärtlich drücken Aranth 30) und Javolen 3
einander die Hände! Aranth, als ein geschickter Kaufman
hat ausgerechnet, daß er 15000 Thaler gewinnen ka
wenn er in der künftigen Messe Bankerot macht. A
es ist eine gewisse Vorsicht dabey nöthig, um den N
men eines ehrlichen Mannes zu behaupten und zugle
zu vermeiden, daß man aus den Gesetzen keine Hän
bekömmt. Er hat die Sache itzt mit seinem Advo
ten, dem Javolen, überlegt. Der Plan ist gemach
die Unglücksfälle sind alle aufs reine gebracht, u
Aranth findet das Unternehmen sicher genug.
künftiger Messe also wird er den Streich wagen.
und sein Advokat überrechnen schon den Vortheil, d
sie machen wollen. Sähen sie zukünftige Dinge v
aus, wie ich sie voraus sehe; so würden sie beide
Köpfe hängen. Ihre Bosheit wird entdeckt werd
Den Kaufmann wird man auf seine ganze Lebensz
in den Schuldthurm werfen; und den Advokaten wi
m

30) Mich dünkt, er heißt *A = =*.

31) T = = *Juris utriusque Doctor.*

man zu einer öffentlichen Handarbeit verdammen. Wie unglücklich ist ihnen der heutige Tag zu diesem Unternehmen! Aber sie sind zu entschuldigen. Haben sie wohl Ursache gehabt, eine so strenge Gerechtigkeit zu befürchten, von welcher man seit funfzig Jahren kein Exempel weis?

23.

Unter allen Tagen im ganzen Jahre ist besonders der erste April der Goldmacherkunst geheiligt: ich würde also Unrecht thun, wenn ich nicht ein paar Worte davon sagen wollte.

Der Mann mit der heitern und ehrlichen Miene, welcher dort vor dem Ofen sitzt und gedankenvoll das künftige Glück überrechnet, an welchem er so viele Menschen will Antheil nehmen lassen, so bald er die große Sache wird zu Stande gebracht haben; dieser Mann verdient unsre Hochachtung und unser Mitleid. Es sind gestern gleich zwanzig Jahre gewesen, daß er angefangen hat, zu laboriren, und allezeit unglücklich; aber heute hat er einen Proceß angefangen, der ihm gewiß alle seine Mühe auf einmal belohnen wird. Nun sinnt er nach, was er mit den unsäglichen Schätzen anfangen will, von denen er künftig Herr seyn wird. In seiner Vaterstadt will er eine Stiftung für hundert Arme machen. Unter seinen Verwandten hat er viele, die Noth leiden, denen will er unter die Arme greifen, daß sie Brodt verdienen können. Für die Geistlichen und Schulen setzt er jährlich drey tausend Thaler aus, die er nach seinen Gutbefinden unter sie theilen will. Alle Jahre will er fünf Knaben auf ein Handwerk thun, und fünf armen Mädchen will er eine Ausstattung geben. Er kennt zween Kaufleute, die fleißig und ehrlich, aber in ihrer Handlung unglücklich sind; denen will

will er ohne Zinsen so viel Geld leihen, als sie brauchen, damit sie für sich und die Ihrigen Brodt erwerben können. Hundert tausend Thaler will er alle Jahre verbauen, damit diejenigen ihren Unterhalt bekommen können, die Lust haben, zu arbeiten. So menschenfreundlich träumt Philet 32)! Dieser rechtschaffne Mann ist der einzige, dem ich die Entdeckung eines Geheimnisses gönnen wollte, welches außerdem, wenn es zu entdecken und mehr als einer Person bekannt wäre, das größte Unglück für ein Land seyn müßte.

24.

Dort sitzt Argyl 33) vor dem Ofen und bläst daß ihm Schweiß und Ruß über das Gesicht laufen. Er arbeitet auch an der Erfindung des großen Geheimnisses; aber wie sehr ist er von dem tugendhaften Philet unterschieden! Argyl hat ein ansehnliches Vermögen auf die niederträchtigste Art verschwendet und noch viele Leute boshäft um das Ihrige gebracht. Nun macht ihn die Verzweiflung zum Narren. Er ist einem bettelnden Landstreicher in die Hände gefallen, welcher ihn diese wichtige Kunst lehren will. Argyl lechzet nach den versprochnen Schätzen, nicht, daß er tugendhaft leben, andre glücklich machen und seine Schulden bezahlen will: Keinesweges! Er will Gold machen, damit er eine unerschöpfliche Quelle habe, seine gemachten Ausschweifungen fortzusetzen. Er hat heute einen neuen Proceß angefangen. Er macht ein großes Geheimniß daraus; aber ich will ihn verrathen:

»Rec

32) Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen P** kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte.

33) Der Taugenichts K**k.

»Rec. ℞ *fin. ſolvire* ſolche *in aquafort.* Ziehe »das *aquafort* davon, und dieſes wiederhole zum »drittenmale. Nun gießet *deſtillirten acer.* darauf »und *ſolviret* darinnen alles, was ſich *ſolviren* will, »ziehet den *acer. deſtill.* davon, und ſolches wieder»holt auch zum drittenmale. Das hinterbliebene »Salz *ſolvire in aqua pluviali, filtrire* und *coa»gulire* es *ad conſiſtentiam diſcretam*, ſo iſt er »fertig.«

Nun hat Argyl alles, was er ſich wünſcht. Aber ich weis es beſſer, was er hat — die Narrentinktur.

25.

Blaſewind 34), ein herumirrender Goldmacher, iſt es, welcher den rechtſchaffnen Philet und den unartigen Argyl betrügt. Er hat ſich ſchon einige Zeit von ihrer Leichtgläubigkeit ſehr bequem unterhalten. So ungeſchickt und unwiſſend er auch iſt; ſo iſt er doch fein genug, ſich die Schwäche eines jeden zu Nutze zu machen. Mit dem Philet redet er von nichts, als von guten Werken, und mit dem Argyl von nichts, als von den wollüſtigen Tagen, die auf ihn warten. Er hofft an dem Orte, wo er itzt iſt, noch viele zu hintergehen, weil es bey uns noch einige Philete und unzählige Argyle giebt. Aber Blaſewind betrügt ſich. Die Schulden, die er an andern Orten gemacht, verfolgen ihn. Er hat hier zu ſeinen Ausſchweifungen nöthig gehabt, neue Schulden zu machen; und er flieht. Er ſchmeichelt ſich an einem kleinen Hofe ein, welcher gewohnt iſt,

34) [illegible], und wer ihn von Perſon will kennen lernen, der leſe die Zeitungen, wo er in Kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird.

mehr Aufwand zu machen, als die Einkünfte seines Landes ertragen: Er verspricht, diesem Mangel abzuhelfen. Man hört ihn, man giebt ihm, was er verlangt; aber man giebt auch sehr sorgfältig auf ihn Acht. Er wird über einer Betrügerey ertappt, er gesteht noch mehrere, und dort vor dem Thore auf der Höhe rechter Hand der Straße, dort wird ein vergoldeter Galgen hingebaut werden, an dem dieser tückische Landstreicher hängen soll.

26.

Moran 35) hat gehört, daß Kleider Leute machen. Bisher haben ihm seine Umstände nicht erlaubt, daß er viel auf die Kleider hätte wenden können; und eben dieses hat er für die einzige Ursache gehalten, warum er so wenig bemerkt und so wenig geschätzt worden ist. Nun will er der Welt die Augen öffnen. Er überlegt diesen Morgen die Sache mit seinem Schneider. Er läßt einige prächtige Kleider verfertigen, und damit ihm diese neue Equipage nicht gar zu kostbar falle, so kauft er ein paar reiche Westen von einem Kammerdiener. Nun bricht er hervor, und läßt sich in allen Spaziergängen, in den Lustspielen und Vorzimmern der Großen sehen. Er erlangt seinen Zweck. Alle Welt sieht auf diese unbekannte Figur, wie man auf einen unerwarteten Kometen sieht, der einige Zeit unter den Sternen herum irrt. Man fragt, wer es sey? man erfährt es endlich, und in kurzer Zeit weis die ganze Stadt, daß er ein Mensch ohne Erziehung, ohne Wissenschaften, ohne Sitten, mit einem Worte, daß er ein unnützes glänzendes Geschöpf ist. Hätte Moran nicht besser gethan, wenn er in seinem alten Kleide unbemerkt ge-

35) E. heißt dieser prächtige Narr.

gestorben wäre? Man würde nicht gewußt haben, daß er lebe; aber das würde für ihn sehr vortheilhaft gewesen seyn.

27.

Der heutige Tag ist für die Pracht des Narcis 36) nicht glücklicher. Narciß, nachdem er lange genug sich in sich selbst verliebt hatte, verliebt sich nun auch in ein vornehmes Frauenzimmer, und ist so ungerecht, zu glauben, die Aufmerksamkeit eines Frauenzimmers zu gewinnen, dazu gehöre weiter nichts, als ein wohl gepuderter Kopf, ein kostbares Kleid, feine Wäsche, ein Band im Degen, ein paar kostbare Dosen, eine goldne Uhr und ein Ring, von dessen Werthe man sich eine Weile unterhalten kann, wenn man sonst nichts zu reden weis. Alles dieses schafft sich Narciß, und borgt es, da er kein Vermögen hat, es zu bezahlen. Er hat das Glück, ein paar Tage in dem Hause des Frauenzimmers gelitten zu werden; aber in kurzem erfährt der Juwelierer, daß er seinen Ring sehr unsichern Händen anvertraut habe. Er nimmt ihn zurück; die übrigen Gläubiger folgen ihm nach, und in kurzem ist Narciß ganz ausgekleidet und kriecht wieder in seinen alten Rock.

28.

Heute ist in dem Hause des alten Narcis 37)

36) Sein wahrer Name ist C * *, und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Juwelierer.

37) Bisher hat er E * * geheißen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, diesen Namen zu ändern, den in ganz Paris keine Marquisinn aussprechen kann, so deutsch klingt er.

alles für Freuden außer sich: denn eben heute ist sein Sohn aus Paris zurück gekommen. Im vorigen Jahre reiste er dahin, als ein junger, bescheidner und gesitteter Mensch, ein wenig einfältig, und hieß Hanns: Heute kömmt *Monsieur Jean* zurück, ohne Gesundheit, ohne Sitten, ohne Religion, und sagt seinem deutschen Vater und seiner deutschen Mutter Thorheiten vor, und beide sind für Freuden außer sich. *Monsieur Jean* geht in Gesellschaften; alle sehen auf ihn, wie auf ein fremdes Thier. Der Einfältige hält diese Aufmerksamkeit für Beyfall; aber er wird in dieser vergnügten Einbildung nicht lange bleiben. In vier Wochen wird er einen alten und angesehenen Kaufmann auf dem Kaffeehause finden; er wird vor ihm herum gaukeln und ihn so lange beleidigen, bis dieser ehrliche Mann ihn vor der ganzen Gesellschaft versichern wird, daß *Monsieur Jean* ein Narr sey. Die ganze Gesellschaft wird diese Wahrheit durch ihren lauten Beyfall unterstützen.

§ 9.

Celsus 38) hat diesen Morgen den Grundstein zu einem prächtigen Gebäude gelegt, welches er vor dem Thore aufführen will, um seinem Namen ein ewiges Andenken zu stiften und seinen Nachkommen eine anständige Wohnung zu bauen. Wüßte Celsus, daß ihn dieser Bau sein ganzes Vermögen kosten wird, daß er noch eben so viel aufborgen muß, um nicht die Schande

38) Auf seinen Ballen steht ein O. C., und über die Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen und einem heuchlerischen *Soli Deo Gloria* kommen, um zugleich seinen Vornamen und sein Vaterland auszudrücken.

de und den Vorwurf eines unüberlegten Unternehmens zu haben, das er nicht ausführen kann; wüßte er, daß ihn seine Gläubiger durch die Hand des Richters aus dem Hause werfen werden, so bald er es völlig ausgebaut hat, daß dieser prächtige Pallast den Namen eines ganz Fremden und Unbekannten bekommen wird, der itzt nur noch eine kleine verachtete Handlung durch seinen Fleiß und sein Glück unterhält; wüßte Celsus, daß seine unglücklichen Kinder in eben diesem Hause um das Brodt dienen werden: wie traurig würde er seyn, wie sehr würde er sich seines unüberlegten Ehrgeizes schämen!

30.

Argyr 39) hat heute zum erstenmale den unglücklichen Einfall, ein Münzkabinet anzulegen. Sein Vermögen ist geringe, seine Einkünfte sind ungewiß; aber desto gewisser die Ausgaben, die er auf die Erziehung einer starken Familie wenden muß. Das alles hindert ihn nicht. Er hat heute früh das ansehnliche Münzkabinet eines seiner reichen Freunde gesehen; um deswillen nimmt er sich vor, auch eines anzulegen. Er putzt alle Thaler rein, die er bekommen kann, und, wo er eine Münze findet, die recht glänzt und neu aussieht, die trägt er in seinen Schatz. In ein paar Jahren wird ein stärkeres Vermögen in dieser Sammlung stecken, als er entbehren kann. Seine Kinder leiden Noth, er sieht es, es jammert ihn; aber er sammelt immer noch mehr in sein Münzkabinet. Er borgt Geld mit sechs pro Cent auf, um schöne Münzen zu kaufen.

39) Wer kann sonst ein solcher Thor seyn, als Herr

Endlich drängen ihn seine Schulden, und da er nicht bezahlen kann, so bemächtigen sie sich seines Kabinets. Der unbedachtsame Argyr! Seine Kinder sind bald verhungert, er selbst hat kein Brodt, und sein schön aufgenutztes Kabinet haben die Goldschmidte.

31.

Das ist heute zum fünftenmale, daß sich Mentor 40) in ein Joch spannen läßt, aus dem er schon viermal zu seinem großen Vergnügen erlöst worden ist. Aber dasmal ist es eine ganz andre Sache: denn der Vater des jungen Menschen, von dem er heute Hofmeister werden müssen, ist einer der vornehmsten bey Hofe, und hat ihm eine gewisse und anständige Versorgung versprochen. Armer Mentor! Desto schlimmer ist es für dich, wenn der Vater deines Telemachs so vornehm und mächtig ist. Führt sich dieser auf, wie es die Wünsche der Aeltern und deine unermüdete Sorgfalt verlangen; so ist es nur sein guter natürlicher Charakter, dem man es zu danken hat. Schweift er aus; so ist kein Mensch Schuld daran, als der Hofmeister. Ich habe Mitleiden mit dem rechtschaffnen Manne. Sein Amt ist in vielerley Absicht eines der wichtigsten; und doch ist ein alter Hofmeister immer derjenige, welcher am meisten getadelt und am wenigsten belohnt wird. Er macht vielleicht einen jungen Kavalier nach dem andern geschickt, sein Glück bey Hofe und in dem Lande zu finden; aber er bleibt immer Hofmeister; ungefähr so, wie ein alter Fährmann das halbe Land über den Fluß gesetzt hat, und immer auf der Fähre grau wird, und immer nicht vielmehr davon hat,

40) Und dieser ist mein Freund N. b.

hat, als ein kleines Trinkgeld und ein nichts bedeutendes: Behüte euch Gott, mein Freund!

32.

Wie lustig geht es dort am Markte in des jungen Lindors 41) Hause zu! Heute ist der feyerliche Tag, an welchem ihn der Prinz mündig gesprochen hat. Er verkündigt dieses Glück der Stadt mit Trompeten und Pauken, und feyert dieses Fest in Gesellschaft einiger nichtswürdigen Leute, die schon lange auf sein Vermögen gelauert haben und deren Nahrung es ist, die Freundschaft junger Thoren zu suchen, die sich mündig sprechen lassen. Das Recht, das er sich erkauft hat drey Jahre eher mündig zu seyn, als er es nach der Ordnung der Gesetze seyn sollte, ist nichts anders, als das Recht, drey Jahre eher zum Bettler zu werden.

33.

Endlich hat es Polydor 42) so weit gebracht, als er es schon seit vielen Jahren gewünscht hatte, zu bringen, und als es weder sein Vater, noch Großvater haben bringen können. Hier sitzt er im Lehnstuhle, und überdenkt sein Glück und das Glück seiner Kinder, bis auf die spätesten Urenkel. Seine Frau hängt ihm zärtlich am Halse, und dankt Gott und ihrem Manne, daß sie den heutigen großen Tag noch hat erleben können. Der glückliche Polydor! Vier Wochen wird das ganze Land von nichts reden, als von ihm. Seine

Fein-

41) Der junge T.. und, wenn es nach ihm geht, in kurzem der Herr von T..

42) Seit diesem Augenblicke, Ihre Hochwohlgebohrnen Gnaden, der Herr von T.. Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Feinde werden für Verdruß rasen, und seine Freu
werden stolz seyn, daß sie seine Freunde sind. Er w
auch noch immer ihr Freund seyn, ob es ihm gl
seine Umstände nicht erlauben, so vertraut mit ih
umzugehen, wie vorher. Er muß den Hof scheu
denn nunmehr giebt der Hof auf alle seine Schr
Acht. Was ist denn das für ein schreckliches Gl
das Polydor heute erlebt hat? er hat sich für 30
Gulden Ahnen gekauft.

34.

Nun wird die Sache schon anders gehen. Se
pron 43) kömmt eben itzt vom Rathhause und
eine Klage übergeben. Sein Nachbar soll es schon
fahren, daß er das Recht nicht hat, in Semprons
zu sehen. Wenn er mir folgen wollte; so würde er
ihm nicht verwehren. Aber sein Advokat hat es i
aus einem großen Folianten bewiesen, daß er gere
Sache hat und daß der Streit in vier Wochen entsc
den seyn muß. Auf den ersten April 1775. wird
Sempron vergleichen und dem Nachbar erlauben,
seinen Hof zu sehen. Die Unkosten werden aus be
genden Ursachen kompensirt; und damit Sempron d
Advokaten bezahlen kann; so verkauft er das Ha
Nun hat er doch so viel erlangt, daß der Nachbar ni
mehr in seinen Hof sieht.

35.

Das war alles, was man von Philanders 4
Klu

43) Der streitbare K. s.

44) Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur
alten Hund nennen; eigentlich aber heißt er P
K. s.

Klugheit und Wirthſchaft erwarten konnte. Er hat ausgerechnet, daß es ihn ſehr viel koſten würde, eine Frau zu nehmen. Er iſt zu ſchlau, als daß er nicht merken ſollte, eine Frau würde mehr Herrſchaft verlangen, als ihm erträglich ſey. Er nimmt alſo heute eine Magd zu ſich und macht eine Maitreſſe aus ihr. Ehe noch ein Jahr vergeht, wird ihn dieſe Magd zur Treppe hinunter werfen, und ehe zehn Jahr vergehen, wird dieſe Magd ſein ganzes Vermögen an ſich gezogen haben, und wenn Philander eſſen will, ſo ißt er das Gnadenbrodt aus der mildthätigen Hand ſeiner Magd.

36.

Dort ſteigt Gurdus 45) vom Wagen, nachdem er vier Wochen außer Landes geweſen und von dem Prinzen in einer kleinen Verrichtung gebraucht worden iſt. Es waren ſeine erſten Verrichtungen, darum hielt er ſie für ſehr wichtig. So lange er abweſend war, bildete er ſich ein, daß das ganze Land nur von ihm und ſeinen Verrichtungen rede. Er kömmt zurück, er wundert ſich, daß ihn das Land nicht durch Bevollmächtigte an der Gränze einholen läßt. Er kömmt in die Stadt und fährt unbemerkt durch die Gaſſen. Er ſteigt vor ſeinem Hauſe ab, und der Wirth fragt ihn, ob er ſpatzieren gefahren ſey? Alſo hat nicht einmal der Wirth ihn vermißt? Hätte wohl dem Gurdus, der ſich alle Wochen in den Zeitungen ſuchte, eine größre Demüthigung begegnen können?

37.

45) Der Herr von C. . ſo lange er auſerhalb Landes war, aber bey uns C. . ſchlechtweg.

37.

Nun wird Cöleſtine 46) ihre Lebenszeit recht vergnügt zubringen. Sie hat heute den Handel über ein Landgut geſchloſſen, auf welches ſie nach den Feyertagen ziehen und nicht wieder in die Stadt kommen will. Sie iſt die Stadt überdrüßig. Man ſieht da nichts, als den Himmel und die Gaſſe. Tag und Nacht iſt keine Ruhe; jede Familie iſt der Spion der andern. Den beſten Freunden darf man nicht trauen, und unter dieſe beſten Freunde gehört Patrine, die den reichen Kaufmann geheurathet hat, auf deſſen Herz Cöleſtine eine Hypothek hatte. Mit einem Worte, ſie iſt die Stadt überdrüßig; aber vor Eintritt des Winters wird ſie das Landleben noch mehr überdrüßig ſeyn. Die Natur iſt ihr zu einförmig; die Bäume ſtehen einen Tag, wie den andern, auf ihren Plätzen. Niemand iſt da, der ihren Putz ſieht; niemand, der ihr eine Schmeicheley von ihren Händen ſagt; und niemand, der ſich zärtlich ängſtigt, wenn es ihr einfällt, unpaß zu ſeyn. Sie hat keinen Zeitvertreib. Von wem ſoll ſie Böſes reden? Aber der Pfarrer und ſeine Frau ſpielen Lombre . . . Ja, ja! ſie ſpielen es freylich, aber das Fiſchchen nur um einen Kreuzer. Die um glückliche Cöleſtine! wie ſehr wird ihr der Kauf reuen, über den ſie heute ſo viel Vergnügen bezeigt!

38.

Guten Morgen, Junker Weſter, 47) guten Morgen! Was macht die Frau Gemahlinn, die kleine Fa-

46) Wenn es doch T . . geſtehen wollte, daß ſie nur die Eiferſucht zu dieſem Entſchluſſe gebracht hat!

47) Junker A . . der Fuchsjäger.

Familie und ihr Hütethund? . . . Das ist ja recht gut: Ich freue mich über das Wohlseyn der lieben Ihrigen. Aber was haben Sie so früh in diesem Hause gemacht? Im Ernste? Sie haben also das Haus itzt gekauft und wollen von dem Lande in die Stadt ziehen? Der Verdruß mit Ihren Nachbarn, der Proceß mit ihren unruhigen Unterthanen, die Chikanen der Advokaten, die Unredlichkeit der Pachter, und, was das kläglichste ist, der Verlust der Mitteljagd, das sind freylich Ursachen genug, die Ihnen das Landleben verhaßt machen können. Aber werden Sie in der Stadt vergnügter seyn? Man wird Sie auslachen, wenn Sie gestiefelt in Spielgesellschaften gehen wollen. Wenn man von den Operarien spricht, so werden Sie zeigen, wie der Hirsch auf der Brunst schreyt. Man wird Ihnen sagen, daß morgen ein Galatag ist, und Sie werden antworten, daß morgen auch die Jagd aufgeht. Man wird Sie fragen, ob Sie morgen auf den Abend den Tänetlan mit ansehen wollen? und sie werden sehr müglerig fragen, ob er schon eingehetzt ist? die ganze Stadt wird über Sie spotten, und Sie werden glauben, daß die ganze Stadt närrisch sey. Tauschen Sie noch heute mit Cöleſtinen. Ziehen Sie wieder aufs Land und bereden Sie Cöleſtinen, daß sie bey uns bleibt; so ist jedes an seinem Orte.

39.

Timoleon 48) wird heute sein Testament bey den Stadtgerichten niederlegen. Er vermuthet wohl nicht, daß es seine Kinder umstossen werden. Er ist immer ein strenger Vater gegen seine Kinder gewesen; und diese haben mit Zittern seine Befehle befolgt. Aber Timoleon hat vergessen, ihre Liebe zu erwerben; und das

48) Mein Nachbar T . .

das ist die Ursache, daß sie nach seinem Tode über kein von seinen Verordnungen halten werden, weil sie weiter nicht Ursache haben, sich vor seiner Strenge zu fürchten. Bey der Unfreundlichkeit, mit welcher er seine Kinder regierte, haben sie keine Gelegenheit gehabt, zu lernen, wie man sich gegen einander liebreich bezeigen müsse. Die traurigen Folgen davon werden sich bey der Erbtheilung zuerst äussern. Ein jedes wird nur auf seinen Nutzen sehen, und daraus entsteht ein ungesitteter Zank, der ohnedem unter den Geschwistern immer am heftigsten ist. Dieser Zank erwächst zu einer öffentlichen Verbitterung, und es giebt Advokaten, welche sich diese Uneinigkeit so wohl zu Nutze zu machen wissen, daß sie in zehn Jahren die einzigen Erben dieser reichen Verlassenschaft seyn werden.

40.

Opim 49) ist nicht glücklicher. Er weis, daß ei fremde und lachende Erben hat, die, unerachtet aller legalen Mühe, die er anwenden wird, dennoch seinen letzten Willen nicht sorgfältig genug beobachten werden. Opim ist ein Mann, der bey einem sehr großen Vermögen viel Ehrgeiz und keinen Verstand besitzt. Er hat sich niemals Mühe gegeben, sich um seine Mitbürger verdient zu machen; was wird er nach seinem Tode für Nachruhm von ihnen erwarten können? Opim hat einen guten Einfall: er will sich seinen Nachruhm selbst bestellen. Der Bildhauer kömmt; er soll ihm ein marmornes Grabmal bauen. Ein halb Duzend steinerne Tugenden sollen um dasselbe herum sitzen und bittre

49) Der prächtige Name V. R. M. würde sich gewiß auf seinem Grabmale vortreflich ausgenommen haben.

bittre Thränen vergießen. Selbſt der unerbittliche Tod ſoll unzufrieden ausſehen, daß er den großen Opim hat von der Erde wegraffen müſſen. Die Fama bekömmt auch ihre Rolle. In der Mitte des Grabmals ſollen zween kleine geflügelte Buben, die ganz erbärmlich greinen, das Schild halten, welches ſich Opim ſo groß, als möglich, beſtellt, um ſeinen ganzen Titul, alle ſeine Tugenden und alle ſeine Verdienſte darauf ſetzen zu laſſen, damit die Welt doch ſehen möge, daß es auch in unſern Tagen große und tugendhafte Männer und einen Patrioten gegeben habe, der Opim hieß. So machte er es, wie es Alexander mit ſeinem Lager in Indien machte, welches er ſo groß und weitläuftig einrichten ließ, daß die Nachwelt glauben ſollte, ſeine Macedonier wären Rieſen geweſen. Das Grabmal wird fertig, und es fehlt nichts, als daß noch die Schrift in das Schild eingehauen werde. Was für ein ſchweres Ende würde der ſtolze Opim haben, wenn er wiſſen ſollte, daß ſeine Erben ſich nicht einmal über die Koſten werden vereinigen können, ſeinen Namen auf das Grabmal ſetzen zu laſſen! Das prächtige Monument wird unvollkommen ſtehen bleiben. In funfzig Jahren wird man nicht mehr wiſſen, wer darunter liegt; In hundert Jahren wird es der Magiſtrat an ſich nehmen und es zu einem Grabmale ſeines alten Bürgermeiſters brauchen, weil er ſehr tugendhaft, aber zu arm war, als daß ihm ſeine Erben ein ſo verdientes Denkmal hätten ſtiften können.

41.

Dennoch wird ſich der unzufriedne Timon 50) wohl

50) Der tadelſüchtige, aber unzufriedne

wohl beruhigen; er hat endlich ein ansehnliches und einträgliches Amt bekommen, wie er es schon lange gewünscht hat. Ich zweifle doch noch daran: denn die Unzufriedenheit ist sein Fehler, und vielleicht sein einziger Fehler, weil er außerdem ein sehr liebenswürdiger Mensch ist. Schon als Kind war er unzufrieden. Wenn man ihm erlaubte zu spielen; so wünschte er sich ein Buch. Wenn er studiren sollte; so setzte er sich auf sein hölzernes Pferd. Der Vater widmete ihn dem geistlichen Stande, und der Sohn hatte Lust dazu; aber mit einem male fiel es ihm ein, ein Soldat zu werden. Er ward es; und wollte studiren. Auch dazu verhalf man ihm, und nachdem er etliche Jahre sehr fleißig studirt und viel gelernt hatte, so wählte er die Jagd. Auch die gefiel ihm nicht lange, und er versuchte sein Glück am Hofe. Der Zwang des Hofes machte ihm diese Lebensart in den ersten zween Monaten verhaßt; er wünschte sich also ein Amt, wo er Gelegenheit hätte, seine Gelehrsamkeit zu brauchen, und dafür belohnt zu werden. Das hält schwer: denn Rang und Titel kann man bey Höfe immer eher erlangen, als Amt und Belohnung. Endlich hat er beides heute bekommen, und er ist vor Freuden außer sich. In kurzem wird er die mühsamen Beschäftigungen des Amtes überdrüßig seyn. Er wird eine reiche Wittwe heurathen und sich auf ihr Landgut setzen. Aber mit einem Landgute hat man nichts, als Verdruß: er wird sich dafür ein Haus in der Stadt kaufen. Aber in dem nächsten Sommer ist ihm auch die Stadt zu enge. Es fällt ihm einmal wieder ein, daß er ohne Frau vergnügter gelebt hat. Nun wäre er es wohl zufrieden, wenn seine Frau stürbe. Sie stirbt; Timon ist untröstbar: denn er hat sie in der That geliebt. Nun will er wieder heurathen, und ehe ein halbes

Jahr

eht vergeht, heurathet er ein junges lebhaftes Mädchen. Der unglückliche Timon! Itzt hätte er wohl rsache, ſich ein beſſeres Glück zu wünſchen; aber der od wird ihn überraſchen, eben, da er den Mund aufur, etwas zu wünſchen.

42.

Sehen Sie dort den dicken Bürger, 51) welcher h am Kamine mit einer kurzen Tabakspfeife auf ſeen Bierkrug gelehnt hat? In dieſem Augenblicke iſt dahinter gekommen, ob Oßmann wider Rußland, er wider Perſien zu Felde ziehen wird. Sehen Sie nmal, mit welcher Zufriedenheit er lächelt! Die garinn mag ſich wohl in Acht nehmen: denn ſie hat i dieſem politiſchen Bürger einen heimlichen Feind. n ſeinem Handwerke iſt er ein ehrlicher Mann; aber n Narr, ſo bald er ein Stück Zeitung in die Hände kömmt. Und daß er heute ein doppelter Narr iſt, is macht der erſte April.

43.

Beobachten Sie einmal die Phariſäerinnne, mit icher Orgon 52) von ſeinem Fenſter herab auf eine enge armer Bürger ſieht, die ſich vor ſeinem Hauſe rſammlet haben, um einen kleinen Theil von denen anzig Thalern zu bekommen, die er unter ſie auseilen läßt, und allemal auf den heutigen Tag auszuheilen verordnet hat. Betrachten Sie aber [illegible] zuleich ſeine Aufmerkſamkeit, mit welcher er die Fenſter t Gaſſe und die Geſichter der Vorbeygehenden unterſucht, ob ſie auch ſein mildthätiges Chriſtenthum gehig bewundern, und ob ſie auch denjenigen am Fen-

J 2 ſter

51) Meiſter N . . , Bürger und Zinngießer allhier.

52) Dieſer lärmende Wohlthäter heißt T . . .

ster-stehen sehen, aus dessen wohlthuender Hand so viel Segen auf das arme Volk herab träufelt? Wie sehr betrügt sich Orgon, wenn er glaubt, daß er durch die milde Stiftung die Hochachtung seiner Mitbürger erlangen und bey den Nachkommen sein Andenken erhalten werde! Die ganze Stadt redet heute von dieser neuen Stiftung, das ist wahr; aber die ganze Stadt erinnert sich auch heute zugleich der Ungerechtigkeit und der Meineide, mit welchen Orgon sein Vermögen zusammengescharrt hat. Die Nachkommen, so lange sie von ihm noch etwas wissen, werden eben das sagen; und erst alsdann, wenn man seinen Namen ganz wird vergessen haben, alsdann erst wird dieses Gestifte erbaulich und von einigem Werthe seyn. Orgon ist nicht ganz ohne Gewissen. Er fühlt seine Bosheiten; er weis, daß er nur wenige Jahre noch leben kann; er erschrickt, wenn er an das denkt, was auf ihn wartet. Was soll er thun? Er will das thun, womit er sich so oft auf dem Rathhause geholfen hat. Um nach dem Tode einen gnädigen Richter zu haben, drückt er heute Gott vier Louisd'or in die Hände: denn er hat gehört, man leihe dem Herrn, was man den Armen giebt, und die Armen, die hier vor seinem Hause auf ein paar Kreuzer warten, werden es schon bey ihrem Gott zu rühmen wissen.

44.

[redacted] ist wohl noch niemals ein Mensch sich selbst so ungleich und in seinem Charakter so widersprechend gewesen, als Chamälcon 53). Seine Fehler und seine Tu-

53) Sein Name heißt I . . . . Ich wundre mich, daß er ihn nicht auch schon etlichemal verändert hat.

Tugenden ſind übertrieben. Er kauft ſich eine prächtig eingebundne Bibliothek und redet von nichts, als von gelehrten Editionen. Mit einemmale fällt es ihm ein, daß alle Gehrſamkeit Pedanterey ſey; er verkauft alle Bücher und kauft ſich eine Rüſtkammer von Flinten und anderm Gewehre. Dieſe weis er noch weniger zu brauchen, als die Bücher; er kauft ſich alſo Uhren dafür. Von ungefähr ſieht er eine prächtige Equipage; ſie gefällt ihm, er muß auch eine haben. In vier Wochen jagt er den Kutſcher und Bedienten fort, verkauft ſeine reichen Kleider an die Juden und, geht ohne Laquay in einem alten Regenrocke durch die Gaſſen. Er war einmal in die Geſellſchaft eines rohen Engländers gekommen, und ſo lange er in deſſen Geſellſchaft herum ſchwärmte, ſo lange that er nichts, als daß er ſich in Punſch beſoff und die Religion läſterte. Sein alter Onkel, ein abergläubiſcher Mann, brachte ihn von dieſer Ausſchweifung zurück, und nun gieng er mit ihm in alle Predigten und Betſtunden, ſah Geſpenſter und that Gelübde. Seit einem Monate hatte er ſich in den Kopf geſetzt, ein alter ehrlicher Deutſcher zu ſeyn. Er redete Vornehme und Geringe mit einer quackeriſchen Vertraulichkeit an. Nichts war ihm beſchwerlicher, als zu grüßen und zu danken: denn das hielt er für eine franzoſiſche Tändeley. Er ſagte allen Leuten Grobheiten, in der Meynung, daß es Wahrheiten wären. Er ward dadurch verhaßt; man litt ihn in keinen Geſellſchaften mehr, und erſt geſtern hat er eine Verdrüßlichkeit gehabt, die ihm ſehr empfindlich geweſen iſt. Heute hat er ſich alſo vorgenommen, artig und lebhaft zu ſeyn und aller Welt zu ſchmeicheln. Er wird es eben ſo ungeſchickt anfangen; ſeine Schmeicheley wird noch mehr beleidigen, als ſeine Grob-

heit; denn allemal wird er zur Unzeit und sehr unüberlegt schmeicheln. Einem Kammerjunker wird er sagen, daß er in seinen Scherzen sehr tiefsinnig und gelehrt sey: und an einem Professor wird er den schönen Fuß bewundern und ihn nöthigen, eine Menuet zu tanzen. Cölimenen wird er sagen, daß sie ein männliches und frisches Gesicht habe; aber an dem Hauptmanne, der neben ihr sitzt, wird er die glatte Haut und die weichen Hände bewundern. Seinen Beichtvater wird er umhalsen und zu ihm sagen: der Teufel solle ihn holen, wenn er jemals einen so guten Gesellschafter gefunden habe, als Ihro Hochehrwürden; aber mit dem Schmarozer, den er seit vielen Jahren als seinen gefälligsten Freund um sich hat, wird er über die Bulle Unigenitus disputiren. Das ist die Lebensart, die Chamläeon heute anfängt; in ein paar Monaten wird er sie wieder ändern, weil er sich dadurch noch mehr Feinde, als durch seine Grobheit gemacht hat. Er wird sie wieder ändern; aber er wird nur in neue Ausschweifungen verfallen.

45.

Nun ist er 54) fertig! Das war der letzte Vers. Glückliches Vaterland! Endlich hat einer von deinen witzigen Söhnen ein deutsches Original zu Stande gebracht, dessen sich kein Corneille schämen darf. Was für ein Lärm wird in den gelehrten Zeitungen darüber entstehen! Die Engländer werden es gleich übersetzen lassen; die Franzosen nicht: denn diese sind auf den deutschen Witz zu eifersüchtig. Noch ist er unschlüßig, auf welchem Theater er es soll aufführen lassen.

54) Wer sonst als Er? *Quam pulchrum est, digitis monstrari et dicier: HIC est!*

sen. Koch? — Je nun, ich will es ihm endlich gönnen — — Aber seine Frau muß die Hauptrolle nehmen, sonst mache ich Schonemannen dadurch glücklich. — So denkt der arme Autor, und weis es noch nicht, daß bey der ersten Vorstellung das Parterre lachen wird und die Logen gähnen werden.

46.

Nun ist er unsterblich! Wer? Unser deutscher Burmann 55). Er hat es aus einer Stelle des Plautus bewiesen, daß sein Gegner ein Ochse sey. Aber er weis es nicht, daß die Welt mit einer boshaften Freude auf den Beweis seines Gegners wartet und daß sie Lust hat, beide für Thoren zu halten, und, ehe fünf Jahre verflossen sind, beide zu vergessen.

47.

Aber Scriblern 56) wird man doch nicht vergessen, welcher für die Nachwelt schreibt: Gewiß wird man ihn vergessen: denn er schreibt für die Würzkrämer und Stärtenweiber. Was hat denn ihm die Nachwelt gethan, daß er ihr zumuthen will, seine Schmiererey zu lesen?

48.

57) . . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

. . . . . .

55) Der handfeste C. s. *Cur non dictus Hylax?*

56) Κατ' ἐξοχήν, den *Au Tor Em.*

57) Damit ich dem Witze meiner Leser etwas zu thun gebe, so will ich hier Platz zu einer Wahrsagung lassen

49.

Herr Autor! Auf ein Wort! Ihnen muß ic
dieſem feyerlichen Tage auch etwas ins Ohr ſagen.
ſo wären Sie mit Ihren ſieben mal ſieben Wahrſe
gen gröſten Theils zu Stande. Und vermuthlich
Sie mit ſich ſelbſt wohl zufrieden, daß Sie etwa
ſchrieben haben, welches ganz Deutſchland gefallen
weil es die Ehre hat, Ihnen zu gefallen. Was er
ten Sie für Ihre Bemühung? Berühmt zu wer
Man weis ja Ihren Namen nicht. Geleſen zu
den? Vielleicht. Bewundert zu werden? S
mein Herr Autor, Sie verlangen zu viel! Weil
heute allen wahrſagen; ſo will ich auch Ihnen wa
gen. Wiſſen Sie, was die Welt von Ihrem Wer
ſprechen wird? Der deutſche Römer 58) wird e
Buchladen ſehen. Hum! wird er ſprechen, wieder
deutſcher Wiſch! Aber es geht ab, wird der B
händler ſagen. . . . Ja, ja! es geht wohl ab;
in zehn Jahren lieſt niemand dergleichen Quark
Der Rechtsgelehrte 59) wird es in die Hand neh
und er wird glauben, er leſe darinnen, aber eben

ſen und ihnen das Vergnügen machen, daß ei
der an dieſe Stelle einen ſeiner Bekannten
von deſſen lächerlichen Thorheiten er etwas
ſagen will. Ich weis, die Wahl wird ihnen ſ
werden; aber das weis ich noch gewiſſer, daß
von meinen Leſern, ich nehme drey von ihnen
dieſen an ſich ſelbſt denken wird. War dieſe V
ſagung richtig?

58) *Clariſſimus Dominus R.*

59) Und zwar Herr *Doctor C . .*

kauft er gewiſſe Gegenbeweisartikel, die noch morgen hergegeben werden müſſen. Hier kommt ein Philoſoph! 60) ein Erzautor! Der wird ſich gewiß darüber freuen: denn er wird auf die moraliſche Abſicht und nicht auf die Einkleidung ſehen. Was ſoll das ſeyn? wird er ſprechen! Ein Mährchen! Sieben mal ſieben! Wie ſpielt man mit der Moral! Der Autor iſt gewiß noch ein Kind, oder er ſieht ſeine Leſer für Kinder an. Ganz hinten im Laden hat ſich ein finſtrer Menſch 61) an den Tiſch gelehnt und lieſt Ihre Schrift, und lieſt ſie ganz durch und ſchmeißt ſie unter den Tiſch, und geht verdrüßlich hinaus, ohne ein Wort zu ſagen. Wer muß dieſer Menſch ſeyn? Aber hier kommt ein freundlicher ſchwarzer Mann, 62) welcher dem Verleger ein ganz neuvermehrtes und durch und durch verbeſſertes Geſangbuch anbietet. Er blättert in der Auslage; er findet Ihr Mährchen, er lieſt es flüchtig durch und legt es ſeufzend wieder weg. Darinnen ſteckt viel Gift! Der Verfaſſer ſcheint ein Atheiſt zu ſeyn. Ich will nicht richten, aber wenigſtens ein Feind der Geiſtlichen muß er ſeyn. Sehen Sie, ſpricht er zum Buchhändler, ſehen Sie einmal die beiden Stellen hier im Mährchen. Es ſind die letzten Zeiten, gewiß, mein Herr, die letzten Zeiten! Madame M... 63) hat von dieſer

60) Man darf nur die Quartanten leſen, die ſeit zehn Jahren heraus gekommen ſind, ſo wird man auf dem meiſten Titel finden: *Autore O... F., ... E...*

61) Eigentlich heißt er *K... S...*; aber der finſtre Menſch ſieht es nicht gern, daß man ſeinen Namen nennt.

62) Ihro Wohl-Ehrwürden Herr *F...*, *Paſtor* zu *U...*

63) Madame *S...*! Ich küſſe Ihnen die Hände.

Schrift gehört; sie läßt sie gleich holen. Das mü
Sie wissen, Herr Autor, daß Madame N . .
artige und lebhafte Frau ist, die von aller Welt B
spricht, und die sehr empfindlich ist, wenn man es
sagt, das auf sie gehen kann. Sie liest ihr Mähre
und versteht es nicht. Sie liest die Wahrsagun
und freut sich und lacht, und kömmt endlich auf
Stelle, in welcher sie glaubt getroffen zu seyn, ob
gleich auf hundert Personen von ihrem Charakter g
kann. Sie beißt in die Lippen, legt das Buch
und sagt zu ihren Töchtern: Der Autor ist ein Me
vor dem man sich hüten muß. Sehen Sie, Herr
tor, das wird die Welt von Ihrer Schrift sagen,
das wird die Belohnung für Ihre Mühe seyn!
nigstens acht und vierzig Feinde haben Sie sich d
Ihre Wahrsagungen gemacht. Wie sehr haben
sich in Ihrer schmeichelhaften Hofnung betrogen!
sie hatten vergessen, daß Sie auch zu der Welt gehö
die heute den ersten April feyert.

Drittes Buch,

enthält

den Schlüssel

zu den

sieben mal sieben Wahrsagungen.

VT. NEMO. IN SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.
AT. PRAECEDENTI. SPECTATVR.
MANTICA. TERGO.

Persius.

Nach dem Urtheile der meisten Leser ist eine Satyre ohne Schlüssel ein sehr unnützes und unangenehmes Werk. Dieses Urtheil würde ungerecht seyn, wenn man Satyren schriebe, um der Welt eine Verachtung, oder einen Abscheu vor den Thorheiten beyzubringen, und wenn man Satyren läse, um sich zu bessern. Da wir aber aus der Erfahrung wissen, daß nur wenige in dieser Absicht Satyren schreiben und fast niemand in der Absicht sie liest; so sehe ich nicht, warum ich ein solches Urtheil verdammen soll. Meine Wahrsagungen werden um deswillen gefallen, da ich die Originale meinen Lesern schon einigermaßen durch die Anmerkungen kenntlich gemacht habe, und da ich sie in gegenwärtigem Schlüssel der ganzen Welt bloß stellen will. Wie sehr wird diese Schrift gelesen werden, da ich keinen Menschen schone, und da die ehr-

wür-

Die Fortsetzung folgt künftig.

Die versprochne Fortsetzung.

Wenn ein Satyrenschreiber die billige Absicht hat, durch seine Schriften nur die schädlichen und unanständigen Thorheiten der Menschen verhaßt, oder lächerlich zu machen, ohne einen Menschen persönlich zu beleidigen; so kann ihm allerdings nichts empfindlicher seyn, als der liebloſe Vorwitz derjenigen, welche zu allen Charaktern ein Original aufsuchen und sich mit Fertigung der Schlüssel zu seinen Satyren ohne Beruf beschäftigen.

Ich habe mich, gleich bey dem Anfange meiner Schriften, sehr weitläuftig über diesen Punkt erklärt, und meinen Lesern so wohl durch eine Aufgabe allgemeiner Abschilderungen, als durch Bekanntmachung verschiedner Briefe über die vermeynten Entdeckungen dieser Abschilderungen gezeigt *), wie ungewiß ihre Vermuthungen sind, wie beleidigend eine solche Beschäftigung und wie unanständig sie sey.

Das schmeichelhafte Vergnügen, die lächerlichen Thorheiten an andern zu suchen, um selbst desto vollkommner zu scheinen, ist vermuthlich einem großen Theile meiner Leser zu angenehm, als daß dergleichen Vorstellungen vermögend gewesen wären, sie davon abzubringen. Ich habe sie bey aller Gelegenheit wiederholt, ich habe glimpflich und auch bitter gebeten, daß sie durch Fertigung ihrer Schlüssel mich nicht verhaßt und

*) S. den Vorbericht vom Mißbrauche der Satyre, im ersten Theile der satyrischen Schriften.

und sich selbst lächerlich machen sollten; aber meistheils habe ich vergebens gebeten.

Da dieser vierte Theil nun der letzte Theil meiner tyrischen Schriften seyn soll und ich wohlbedächtig Entschluß gefaßt habe, niemals, so lange ich [illegible] heit werde, einige Aufsätze dieser Art der Welt [illegible] zu machen *); so hielt ich es für nöthig, noch [illegible] Versuch zu thun, ob es denn gar nicht möglich [illegible] meinen Lesern einen Widerwillen gegen diese lie[illegible] Deutungsbegierde beyzubringen, und ob ich sie [illegible] wenigstens auf diese Art überführen könne, wie u[illegible] recht sich ihr menschenfeindlicher Witz beschäftige, [illegible] sie nur aufmerksam sind, Thoren unter ihnen [illegible] gern zu suchen, ohne sich selbst zu finden.

Ich ließ vor einigen Wochen das Mährchen vom ersten April an einem auswärtigen Orte, [illegible] der verstellteten Namen und auf so eine Art drucken, [illegible] ich gewiß hoffte, unerkannt zu bleiben. Die sieben [illegible] jeden Wahrsagungen, welche in der That nichts, [illegible] ganz allgemeine Charaktere enthalten, bezeichnete ich [illegible] den Anmerkungen durch willkührliche Buchstaben [illegible] sagte meinen Lesern in das Ohr, wie etwan die O[illegible] nale heißen möchten. Im dritten Buche versprach [illegible] einen deutlichen Schlüssel dazu zu geben, und bi[illegible] eben da ab, wo ich glaubte, daß die deutende Neu[illegible] gewisser Leser am stärksten seyn würde.

Ich habe dadurch alles erlangt, was ich [illegible] und noch mehr, als ich zu erlangen wünschte.

*) S. den Vorbericht zum vierten und letzten Th[illegible] der tyrischen Schriften.

habe erfahren, daß beynahe keine Hoffnung mehr übrig ist, diesen Lesern eine Schoossünde abzugewöhnen, die ihrer Neugier und ihrer Eigenliebe so angenehm ist. Viele haben sich die wenigen Wochen hindurch beschäftiget, theils abgeschmackte, theils lächerliche, theils gefährliche Auslegungen zu machen, nachdem einer oder der andre von ihnen abgeschmackt, lächerlich oder boshaft war. Und am meisten haben sich diejenigen mit Verfertigung der Schlüssel den Kopf zerbrochen, von denen ich doch mit gutem Gewissen nicht einmal verlangen kann, daß sie denken sollen. Viele haben ihre Vermuthungen aus dem Formate, andre aus einer gewissen Art der Orthographie, und noch andre von dem Drucke und Papiere abgeleitet. Man hat den Verfasser an verschiednen Orten gesucht, und ich habe das Vergnügen gehabt, unbemerkt, hinter meinem ausgestellten Bilde, gute und böse, gegründete und unvernünftige Urtheile, von Schustern und von Kennern zu hören. Ich werde keine von allen beantworten; aber das ist mir nahe gegangen, daß ich habe erfahren müssen, wie man rechtschaffne und unschuldige Männer, die ich zum Theil vorher niemals gekannt habe, durch dergleichen ungerechte Auslegungen lächerlich zu machen und zu beschämen gesucht hat.

Dieser ehrenrührige Muthwille einiger meiner Leser nöthigt mich, nicht länger verborgen zu bleiben. Sie werden sich schämen, wofern es anders nicht zu spät ist, dergleichen von ihnen zu hoffen, wenn ich ihnen den Schlüssel zu denen Anmerkungen gebe, die den Charaktern in den sieben mal sieben Wahrsagungen untergesetzt sind. Sie werden nunmehr finden, und ich wünschte, sie fänden es zu ihrer Demüthigung, wie sehr sie sich

überredt haben, wenn sie glaubten, den feinen Herrn S** zu kennen, welcher dort rechter Hand wohnen sollte, wenn man nach dem Markte zugeht. a) Sie werden sich wundern, daß der eigennützige Hägestolz N** T** derjenige nicht ist, an den sie dachten. b) Sie werden es dem Herrn Sekretär E** abbitten, daß sie ihm Liebe zum Witze gegeben haben, welcher doch sein Fehler gar nicht ist. c) Der Clarissimus Dominus K. kann vielleicht ein Pedant seyn; aber ich kenne ihn nicht, und verlange nicht, ihn zu kennen, und doch dauert er mich, weil ich nicht ihn allein, sondern alle Pedanten gemeynt habe. d) Herr L** Pastor zu U** e) ist eine Wohlehrwürden in der Luft; ich weis von ihm nicht ein Wort, und der ehrliche Mann, den man dafür ausgeben wollen, hat es blos der Ueberredung eines seiner Kollegen zu danken, der vielleicht eifersüchtig ist, daß er sich nicht auch durch Verstümmelung eines Gesangbuchs in seinem Marktflecken hat verewigen können. Die übrigen Auslegungen übergehe ich mit Stillschweigen; theils sind sie mir zu einfältig, theils kann ich nicht glauben, daß man sie wirklich gemacht hat; und viele habe ich auch wegen der kurzen Zeit, seit welcher das Mährchen bekannt worden ist, noch nicht erfahren. Aber daß sie alle ungegründet sind, das will ich gleich erweisen.

Aus

a) S. in den sieben mal sieben Wahrsagungen, Anmerk. 7.

b) Ebendas. Anmerk. 13.

c) Ebendas. Anmerk. 18.

d) Ebendas. Anmerk. 51.

e) Ebendas. Anmerk. 61.

Auf dem Titelblatte zum dritten Buche ſteht der Vers:

VT. NEMO. IN. SESE. TENTAT. DESCENDERE. NEMO.
AT. PRAEGEDENTI. SPECTATVR. MANTICA. TERGO.

Perſius.

Setzt man nun aus den ſieben mal ſieben Wahrſagungen die Buchſtaben, welche, wie die Anmerkungen ſagen, die Anfangsbuchſtaben von den Namen der geſchilderten Originale ſeyn ſollen, zuſammen; ſo kömmt dieſer Vers in ſeiner richtigen Ordnung heraus. Das iſt der Schlüſſel! Ich will ihn hier ganz einrücken, damit ich meine Ausleger ganz beſchäme.

1. Kennen Sie den Herrn V. . T. . nicht?	V.
2. Seine Gläubiger werden es gleich errathen, daß ich den Herrn von N. . meyne.	T. N
3. Der Graf E. . , iſt Ihnen der unbekannt?	E.
4. Der Herr Rath M. . mit der wichtigen Miene eines O. .	M O
5. Der Mann iſt mir zu tückiſch, den mag ich nicht nennen.	I.
6. Viel Glücks, Hochweiſer N. . d.	N.
7. Der ſüße Herr S. . , der dort rechter Hand wohnt, wenn man nach dem Markte zugeht.	S.
8. Arme E. . l du dauerſt mich, und das weis ich nicht, wie deinem guten Namen wieder aufzuhelfen iſt.	E
9. Die Mademoiſelle S. . iſt es, die der Himmel geſchaffen hat, den ungetreuen Seladon zu beſtrafen.	S

10. Der leichtsinnige E . . , er ist unglücklich, aber er hat die Strafe verdient. E.

11. 12. Ich könnte wohl ihre Namen ganz nennen: denn T . . und E . . sind zu arm, als daß Sie sehr bekannt wären: aber doch dauern sie mich, daß sie nunmehr bekannt werden sollen. T E

13. Mit Ihrer Erlaubniß, Herr N . . T . . , daß ich sie ein wenig bekannter mache. N T

14. Das ist meine Nachbarinn, die kostbare A . . A

15. Die unglückliche T . . T.

16. Zu deutsch, der Herr Baron von D . . D

17. Der Herr Sekretär E . . , ein Mann, dessen ganze Lunge witzig ist. E

18. Die gekrönte S . . S.

19. So zärtlich waren die Schmeicheleyen ihres ersten Mannes C . . nicht. C

20. Der Herr Licentiat E . . r. E

21. Dieses Schlachtopfer heißt N . . in. N

22. Und dieser ihr Henker heißt D . . . D

23. Ich habe ihn schon genennt; er heißt Erill. E

24. Der ungetreue R . . . R

25. Wie gesagt, AgnEsen. E.

26. N . . a, welche dort so vergnügt unter ihrem Flore lache. N

27. Sein Vater, der reiche E . . , hätte sein Geld vorsichtiger ausgelehnt. E

28. Man wird auf verschiedne rathen; aber es ist niemand, als Ihro Excellenz, der Graf M . . . M

29. Marx Israel O . . . O.

30. Mich dünkt, er heißt A . . . A

31. T . . , Iuris utriusque Doctor. T.

32. Schon

Schon die ehrliche Miene macht den leichtgläubigen P.. kenntlich, wenn ich ihn auch nicht nennte. P

Der Taugenichts R.. k. R

A.., und wer ihn von Person will kennen lernen, der lese die Zeitungen, wo er in kurzem mit Steckbriefen verfolgt werden wird. A

E.. heißt dieser prächtige Narr. E

Sein wahrer Name ist C.. und wer mir nicht glauben will, der frage nur den Juwelierer. C

Bisher hat er E.. geheißen; aber vermuthlich wird ihn der Sohn nöthigen, diesen Namen zu verändern, den in ganz Paris keine Marquisinn aussprechen kann, so deutsch klingt er. E

Auf seinen Ballen steht D.., und über der Hausthüre wird es auch mit dem gewöhnlichen Kaufmannszeichen und einem heuchlerischen Soli Deo Gloria kommen, um zugleich seinen Vornamen und sein Vaterland auszudrücken. D

Wer kann sonst ein solcher Thor seyn, als Herr E.. E

Und dieser ist mein Freund N..h. N

Der junge T.., und wenn es nach ihm geht, in kurzem der Herr von T... T

Seit diesem Augenblicke Ihro Hochwohlgebornen Gnaden, der Herr von I.., Erb-Lehn- und Gerichts-Herr auf ꝛc. L

Der streitbare S... S

Seine gebietende Magd wird ihn zwar nur den

den alten Hund nennen; eigentlich aber heißt er P.. E.. R
E
45. Der Herr von C.., so lange er außerhalb Landes war; aber bey uns C. schlecht weg. C
46. Wenn es doch T.. gestehn wollte, daß sie nur die Eifersucht zu diesem Entschlusse gebracht hat! I
47. Junker A.., der Fuchsjäger. A
48. Mein Nachbar T.. T
49. Der prächtige Name V.. R.. M.. würde sich gewiß auf seinem Grabmale vortrefflich ausgenommen haben. V
R.
M
50. Der redliche, aber unzufriedne A.. A
51. Meister N.., Bürger und Zinngießer allhier. N
52. Dieser lärmende Wohlthäter heißt T.. T
53. Sein Name heißt I.. Ich wundre mich, daß er ihn nicht auch schon etliche mal verändert hat. I
e
54. Wer sonst als Er? Quam pulchrum est, digitis monstrari, et dicier: HIC est! C
55. Der handfeste G.. Cur non dictus Hylax? A.
56 Κατ' ἐξοχην, den AuTorEm. T
E
57. .. .. .. R
58. Clarissimus Dominus R. R
59. Und zwar der Herr Doktor G.. G
60. Man darf nur die Quartanten lesen, die seit zehn Jahren heraus gekommen sind, so wird man auf den meisten Titeln finden: .
Autore O.. O
P.. E.. P
61. Eigentlich heißt er R.. S..; aber der finstre E
Mensch

Mensch sieht es nicht gern, daß man seinen Namen nennt. | R S

62. Ihro Wohlehrwürden Herr I . . , Pastor zu U. | I U

63. Madame S . . ! Ich küsse Ihnen die Hände. | S.

Also liegt der Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen in den Versen des Persius:

Vt nemo in sese tentat descendere, nemo!
At praecedenti spectatur mantica tergo!

Damit mich auch diejenigen verstehen, welche der lateinischen Sprache nicht kundig sind und vielleicht die meisten Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen gefertiget haben; so will ich ihnen zu ihrer Erbauung sagen, was diese Verse heißen:

Wie thöricht sind wir Menschen, daß wir niemals in unsern eignen Busen greifen, niemals unsre eignen Fehler sehen wollen; und daß wir nur alsdann scharfsichtig sind, wenn wir die Fehler unsrer unschuldigen Mitbürger ausspähen!

Abbitte und Ehrenerklärung.

Da ich itzt von meinen Lesern mit dem ernstlichen Vorsatze Abschied nehme, niemals wieder einige satyrische Schriften der Welt bekannt zu machen; so betrachte ich mich als einen Sterbenden, der seinen umstehenden Freunden die Hand giebt, und diejenigen von ihnen beweglichst um Verzeihung bittet, von denen ihm sein erwachendes Gewissen sagt, daß er sie beleidigt habe.

In den vier Theilen meiner satyrischen Schriften ist nicht eine Seite, wo nicht zum wenigsten Ein Thor in seiner angenehmen Eigenliebe und der beruhigenden Zufriedenheit über seine Verdienste gestört worden ist. Ich habe ihm nichts, als nur Wahrheiten gesagt; aber auch schon das ist heut zu Tage ein unverantwortliches Verbrechen! Hätte ich Vernünftige und Tugendhafte beleidigt, so würde die Anzahl meiner Feinde vielleicht noch zu übersehen seyn; aber ich spottete der Thoren, und die halbe Welt ward erbittert. Ich erschrecke, wenn ich mit gelassenem Gemüthe an die Verwegenheit gedenke, die ich gehabt habe. Was soll ich anfangen? Das einzige Mittel, welches noch übrig ist, meine Fehler zu verbüßen, ist eine öffentliche Abbitte und Ehrenerklärung, die ich denenjenigen thun will, an welchen ich mich mit meinen beleidigenden Wahrheiten versündigt habe. Die Messe ist zu nahe und mein Verleger zu ungeduldig, als daß ich bey allen denjenigen,

gen, welche mein Satyr gegeiſſelt hat, um Vergebung bitten könnte. Es mag itzt bey einer Probe ſein Bewenden haben, die ich von meinem reuigen Autorgewiſſen und von dem ernſtlichen Verlangen geben will, das ich habe, mich mit allen Thoren auszuſöhnen. Ich hoffe, ſie ſollen nicht unerbittlich ſeyn; und erlange ich durch dieſen Verſuch die gewünſchte Vergebung, ſo ſoll es eine von meinen erſten und wichtigſten Beſchäftigungen ſeyn, allen denenjenigen Abbitte und Ehrenerklärung zu thun, die ich in gegenwärtiger Abhandlung nicht habe nennen können.

* * *

Meine Spöttereyen über diejenigen Mäcenaten, welche nur der Mißbrauch und der Hunger unſrer Schriftſteller zu Mäcenaten macht, ſind ungerechte Spöttereyen geweſen. Was habe ich nöthig gehabt, ihnen ihre Unwiſſenheit, ihren ſchlechten Geſchmack und ihre Härte gegen die nothleidenden Muſen vorzuwerfen, da alles dieſes ſo vornehme Fehler ſind, welche die Mode rechtfertigt? Nicht an ihnen liegt die Schuld, ſondern an ihren bettelnden Klienten. Wer heißt denn dieſen, einen Mann zum Mäcenaten zu machen, der vielleicht ein guter Mäkler iſt? Von ſchönen Wiſſenſchaften hat er gar keinen Geſchmack; aber fragt ihn etwas von reichen Stoffen, von Spitzen, von einer Tracht, von Aufputzung der Zimmer, von Einrichtung der Equipage, von einem Lotterieplane; ihr werdet über ſeinen Geſchmack erſtaunen! Gegen die Muſen iſt er hart; aber warum können die Muſen nicht bellen und wiehren? denn gegen ſeine Hunde und Pferde iſt er ſehr großmüthig. Mit einem Worte: die Schuld

liegt nur an unsern Scribenten, welche bey der Wahl ihrer Gönner so unvorsichtig und eigennützig sind. Wenn sie einen reichen Mann finden, den macht ihr Hunger gleich zum Mäcenaten. Dieser erschrickt, er widersetzt sich, er schämt sich, er will es nicht seyn; aber er muß es schlechterdings werden; denn er kann es bezahlen. Das heißt Mäcenaten pressen, wie man Matrosen preßt. Ist es ihre Schuld, wenn sie ungeschickte und unwissende Mäcenaten sind?

* * *

Ich gestehe es, an unsern Dichtern habe ich mich oft versündigt; ich würde untröstbar seyn, wenn ich es an guten Dichtern gethan hätte; aber ich habe mich nur an unsern Reimern versündigt. Ich habe sie für niederträchtige Schmeichler gehalten, für Leute, welche die göttlichste der schönen Wissenschaften den Vornehmen und dem Pöbel verächtlich machen. Ich hielt sie für übermüthig, und diesen Uebermuth für desto lächerlicher, da es gemeiniglich nur der Stolz eines schmutzigen Bettlers war; mit einem Worte, ich lachte über sie; und eben das geht mir nahe: ich hätte über sie weinen sollen. Kann wohl irgend ein Mensch eine traurigere Rolle zu spielen haben, als ein Poet von dieser Art? Ungeachtet dieses zuversichtlichen Stolzes, welcher ihn von seiner eignen Größe überzeugt, kriecht er vor den Füßen eines kargen Wohlthäters herum. Nektar und Ambrosia ist die tägliche Kost, womit er sich an der Tafel seiner Götter speist; und doch singt er um einen Bissen Brodt vor der Tafel seines Mäcenaten. Die Schätze beider Indien sind in seinen großmüthigen Augen eine verachtungswürdige Last für den, der sie besitzt.

Nur

Nur die Tugend macht reich: das hat er heute früh einem reichen Wucherer zum Geburtstage vorgereimt; und nun wartet er vor der Thüre desselben schon vier Stunden lang vergebens und mit hungriger Ungeduld auf einen Louisdor. Wie empfindlich muß es diesen unglücklichen Kreaturen seyn, die muthig auf die Unsterblichkeit trotzen, und gleichwohl schon itzt unbemerkt und ungelesen sterben! Und doch habe ich so lieblos seyn können, über dergleichen preßhafte Personen zu spotten! Es reut mich, und die nachdrücklichste Abbitte und Ehrenerklärung wird diese seyn, wenn ich sie versichere, daß ich den Frevel, mit welchem ich mich an ihrem Lorbeer vergriffen, nunmehr eben so ernstlich verabscheue, als sie den Eigennutz, den Hochmuth, die Wollust und die bettelnde Niederträchtigkeit verabscheuen.

* * *

Wie ungerecht die Spöttereyen über den Geizigen sind, das kann man auch daraus abnehmen, daß über seinen Geiz niemals die nächsten Erben, es müßten denn junge Verschwender seyn, sondern nur Freunde spotten, für die er nicht geizig ist. Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit gesagt, daß eine mehr als stoische Tugend dazu gehört, wenn ein Geiziger seine ganze Lebenszeit hindurch sorgen, sich ängstigen, an den nothdürftigsten Sachen Mangel und Gebruch leiden soll, und dieses nur darum, damit er sein Geld einem Fremden, den er oft nicht einmal kennt, überlassen möge, und damit dieser Fremde desto ruhiger und vergnügter lebe, und mitten in seinen Verschwendungen über den alten Narren lachen könne, den er beerbt hat. In meinen Augen verdient jener weise Thor, welcher,

um ruhig zu seyn, sein Geld ins Wasser warf, die Bewunderung bey weitem nicht, welche dieser Geizige verdient, der Reichthümer zusammen scharrt, um zu verhungern: denn darüber ist gar keine Frage, welcher von beiden am meisten verdient, ein Patriot zu heißen. Aber man thut sehr unrecht, wenn man glaubt, daß ein Geiziger gar kein Vergnügen habe. In der ganzen Welt kann, wie ich mir gewiß vorstelle, kein Vergnügen größer seyn, als das Vergnügen eines Geizigen in dem Augenblicke ist, wenn er vor dem Kasten kniet und die gefüllten Säcke ansieht. Hier übersieht er in einem engen Raume alle Pracht, allen Rang, alle Wollust, alle Verdienste, alle Freundschaft. In diesem Kasten voll verpfändeter Juwelen fährt eine Excellenz mit sechs Pferden, zwölf Bedienten und einem breiten Bande. Hier bindet er einen Sack auf, und sieht darinnen den unausgebildeten Stoff zu einem Barone. Sechs Rittergüter liegen darneben in etlichen andern Beuteln. Hinter jenen Wechselbriefen eines großen Hofmanns guckt dessen Fräulein Tochter, ein liebenswürdiges Kind, hervor, die der Vater gewiß gegen die Wechselbriefe vertauschte, wenn unser alte Geizige sich entschließen wollte, Rang und Güter zu kaufen, und die Hand seiner Tochter an sich zu handeln. Gärten, kostbare Kleider, Musik und Gastereyen stecken alle in diesem einzigen Sacke. Wenn er jenen Beutel mit tausend Dukaten daran wagen will; so schaffe ich ihn für vier hundert Dukaten zum Vater des Vaterlandes; vier hundert Dukaten will ich einer gewissen ehrwürdigen Gesellschaft geben, und in kurzem soll er der heilige Harpax seyn; für hundert und acht und achzig Dukaten will ich ihm ein Dutzend Zueignungsschriften gewähren, die ihn, ungeachtet seiner Bar-

ba-

rey, zum Beschützer der Musen, ungeachtet seiner
Dummheit, zum Mäcenaten, ja, wenn er es verlangt,
um Apoll machen sollen, ob er schon beynahe weiter
nichts, als zählen, schreiben und lesen kann. Zwölf
Dukaten sind von diesem Sacke noch übrig; was fan-
e ich damit an? Gut! für zwölf Dukaten soll ihm
er fließendreimende Bav verewigen und ihm einen
heil seiner Unsterblichkeit abtreten. Alle diese Glück-
ligkeiten stehet Harpax vor sich in seinem Kasten lie-
en. Er könnte sie genießen; er lächelt auch in der
hat schon, welches er seit der letzten Messe nicht ge-
han hat. Sehe ich recht? Er bindet wirklich schon
nen kleinen Sack auf, und man wird der reiche Har-
ax anfangen, großmüthig, mildthätig, vernünftig zu
yn; nun wird er doch endlich einmal sein Geld mit
Verstande genießen! — O nein! Er nimmt nur ei-
en halben Gulden heraus, um sich die Schuhe besoh-
n zu lassen. Er sieht seinen halben Gulden freund-
haftlich an, nimmt mit traurigen Blicken auf ewig
on ihm Abschied, schließt den Kasten sorgfältig zu und
ittet den Himmel, daß er ihm sein bißchen Armuth
chüten und nicht zulassen wolle, daß er noch in seinem
ohen Alter Noth leiden müsse. Wie viel glückliche Vor-
üge hat dieser Geizige, welche diejenigen nicht wissen, oder
icht wissen wollen, die ihn für einen Thoren halten!

* * *

Die Ordnung, meine Abbitte und Ehrenerklärung
u thun, trifft nun den Erben des Geizigen, den
Verschwender. Da ich ihn itzt recht betrachte; so
inde ich so viel Gutes an ihm, als ich an vielen kaum
inde, die man doch für Vernünftige hält. Nur aus

Hoch-

Hochachtung für seinen Geizigen rechtfertigt er dessen Thorheiten durch weit größre Thorheiten. Durch unsinnige Verschwendung verbüßt er den sündlichen Wucher seines Erblassers, und stößt die erpreßten Reichthümer von sich. Er wagt Ehre und Glück daran, um ein Märtyrer der großen Wahrheit zu werden, daß heut zu Tage das ganze Verdienst der Menschen im Gelde bestehe. Denn ehe er noch erbte, war er unbekannt und verachtet; nun zieht er die Augen der ganzen Stadt auf sich, und alle, die schmeicheln und verbauen können, sind seine Freunde; aber in kurzem wird er arm, und also wieder eben so unbekannt und verachtet seyn, wie vorher. Alle seine Handlungen, die uns so rasend scheinen, sind unumstößliche Beweise, daß er denkt, wie ein Philosoph. Er kennt die Flüchtigkeit des Lebens; er weiß, daß alles Vergnügen ungewiß und vergänglich ist, daß derjenige sein Alter am höchsten gebracht hat, welcher nicht eine Minute ungenützt und ohne Vergnügen verstreichen läßt; er weiß, daß allemal das Andenken der vergangnen Wollust stärker und empfindlicher ist, als das Vergnügen des gegenwärtigen Genusses: das alles weiß unser Philosoph, und eben das ist die Ursache, warum er heute so lebt, als ob er morgen todt seyn würde. Wie viel ungerechte Urtheile würde ich vermieden haben, wenn ich alles dieses so überlegt hätte, wie ich es itzt überlege! Meine Uebereilung gieng so weit, daß ich diesen Verschwender in das Hospital bringen wollte, nach welchem er doch selbst mit starken Schritten zueilt! Damit er sehen soll, daß diese Abbitte und Ehrenerklärung mir ein Ernst sey; so will ich ihn mit meiner Aufmerksamkeit bis an die Thüre des Hospitals begleiten, und alsdann

dann will ich der einzige von seinen Freunden seyn, der ihn bedauert.

* * *

Ich habe unrecht gethan, daß ich die herumirrenden Goldmacher für Betrüger angesehen, die sich von der Leichtgläubigkeit derer ernähren, die von ihren hungrigen und bettelnden Händen Reichthümer hoffen. Warum giebt man ihnen den verhaßten Namen eines Betrügers, da sie nichts thun, als was man in den artigsten und ansehnlichsten Gesellschaften täglich thut, da sie nämlich zur andern etwas versprechen, das sie nicht halten können, da sie andre etwas lehren wollen, das sie selbst nicht verstehen, und da sie von ihrer Unwissenheit und der Leichtgläubigkeit andrer sich ein wollüstiges und bequemes Leben zu verschaffen wissen? Seine Gnaden borgen, sie versprechen Interessen zu geben, das Kapital richtig wieder zu bezahlen, sie nehmen dabey Gott zu Hülfe, und noch über dieses thun sie ihren treuherzigen Gläubigern tausend gnädige Versicherungen: aber Seine Gnaden bezahlen weder Interessen noch Kapital; die gnädigen Versicherungen verwandeln sich in einen unversöhnlichen Haß, so bald der Gläubiger ungesittet genug ist, sein Geld wieder zu fodern. Der treuherzige Thor, welcher so viel von der Gnade seines Schuldners hofte, büßt seine Hofnung und sein baares Geld ein. Ich will ihm nicht rathen, daß er so verwegen sey, seinen Schuldner das zu nennen, was er ist: wenn er mir folgen will, so soll er hingehen, ihm die Weste küssen und sich zu gnädiger Protektion empfehlen. Meine Leser, die zu leben wissen, werden dieses billig finden. Aber warum finden sie es denn nicht auch billig, daß

man

man die Betrügerey des elenden Goldmachers ent
bigt, den nur der Hunger zum Betrüger macht, d
Gegentheil unser vornehmer Schuldner die armen G
biger an den Bettelstab bringt, nur um seine W
und Pracht noch einige Zeit zu unterstützen; da
Schuldner seinen Gläubigern an einem einzigen G
tage mehr kostet, als der Goldmacher seinen Freu
in einem Jahre? Dieser ist noch so billig und ent
dem Galgen, so bald er merkt, daß seine Betrüge
entdeckt sind; aber jener rollt trotzig mit seiner p
tigen Equipage durch die Gassen, sein verarmter G
biger, der eben itzt an dem Laden eines Kaufmann
ein Almosen bittet, springt auf die Seite, um vor
Pferden nicht zertreten zu werden; er bückt sich d
thig vor seinem Schuldner und wird kaum anges
Mich dünkt, dieses Exempel, so wahr es ist, so der
und so überzeugend ist es auch, daß man künftig
herumstreichenden Goldmacher so gar einen ehrl
Mann nennen wird, so bald man sich auf Seine G
den besinnet.

* *
*

Es ist ein paarmal geschehen, daß ich diejen
getadelt habe, die sich von den Gaukeleyen
herumirrenden Goldmacher verführen la
und von einem nackichten Bettler unsägliche Sc
hoffen. Ich habe die Sache besser überlegt, und
glaube ich, daß sie zu entschuldigen sind. Ihr ga
Fehler besteht darinnen, daß sie hoffen; ein Fe
der uns Menschen so natürlich und schmeichelhaft
Kleant hoft Schätze von seinem Goldmacher zu er
gen; und Arist hoft nunmehr zwanzig Jahre auf
G

Glück bey Hofe. Patin, ein künstlicher Erbschleicher, überhäuft seinen alten Nachbar nun schon in das zehnte Jahr mit Geschenken, und weiß nicht, daß sein alter Nachbar ohne Testament sterben wird. Wie viele Schriftsteller durchwachen ihr ganzes Leben, schreiben sich hypochondrisch, schimpfen und machen sich lächerlich, und erwarten die Belohnung von dem Beyfalle der Nachwelt; aber schon zehn Jahre vor ihrem Tode sind sie vergessen! Entschuldigt man die Hofnung des Arist, des Patins und unsrer großen Gelehrten, und will doch die Hofnung des ehrlichen Kleants nicht entschuldigen?

* * *

Kein Mäkler, der von einem unmündigen Verschwender fünf und zwanzig pro Cent genommen hat, kann so ängstliche Gewissensbisse empfinden, als ich itzt empfinde, da ich diejenigen Stellen übersehe, wo ich von dem Frauenzimmer mit einer Art geredet habe, die sklavisch einer Schmeicheley nicht gar zu ähnlich sieht. Itzt fühle ich erst, Madame, wie gerecht die Vorwürfe gewesen sind, welche Sie mir oft darüber gemacht haben. Ich sehe Sie, als eine Bevollmächtigte Ihres ganzen Geschlechts an; und eben um deswillen werfe ich mich vor Ihnen auf meine Knie, bezeuge Ihnen die bußfertigste Reue, küsse Ihre Hände und bitte um Vergebung. Könnte man wohl eine verwegnere Lästerung erdenken, als die war, da ich sagte, daß man dem Frauenzimmer wenigstens die Hälfte der menschlichen Fehler vorwerfen könne, da sie die Hälfte des menschlichen Geschlechts ausmachten? Ich habe die Verwegenheit gehabt, zu sagen, daß Celinde eitel genug ist,

auf ihre Schönheit stolz zu seyn; daß Orimene d
Verdienste anderer nur nach dem äußerlichen Put
schätzt; daß Leonore von der ganzen Stadt Bös
spricht; daß Celsa durch ihre Rangstreitigkeiten d
freundschaftlichsten Familien in Uneinigkeit verwickel
daß Alcimedore durch ihren unüberlegten Aufwa
den Mann an den Bettelstab und ihre Kinder um d
Brodt bringt; daß die fromme Agnese unversöhnli
wütet, so bald sie beleidigt wird; daß es bey Ros
munden ein Theil ihres Gottesdienstes ist, wenn
sich geputzt in der Kirche sehen läßt; daß Florin
sich weder der Wirthschaft, noch der Erziehung ih
Kinder annimmt, welche doch gewisser ihre, als ih
Mannes Kinder sind; daß Kalliste pedantisch st
ist, weil sie noch etwas mehr versteht, als das Koche
daß eine Frau aus der großen Welt zu heurathen, f
viele ein gewisser Schritt zum Hospitale ist; daß Gu
da eine Thörinn ist, weil sie noch so eitel seyn kan
ihrem verrunzelten Gesichte Anbeter zu erbuhlen.

Das alles und vielleicht noch mehr zu sagen, h
be ich die Verwegenheit gehabt! Ich erschrecke über d
ses Sündenregister! Es ist alles wahr, was ich ges
habe; es ist vielleicht nur der dritte Theil von de
was ich hätte sagen können. Ich habe nur eine Gu
da genannt, und doch kenne ich in der Stadt, wo
itzt wohne, zwey hundert Schwestern von ihr, und h
dert in der Stadt, wo ich sonst gewohnt habe; a
alles dieses rechtfertigt mich nicht. Hätte ich nicht üb
legen sollen, daß man einem Frauenzimmer niem
verdrüßliche Wahrheiten sagen darf, daß man ihn
nur schmeichelt, daß eine Schmeicheley von dieser
bey vielen das einzige Mittel ist, ihre Freundschaft

erhalten, daß man ihre Thorheiten wenigstens entschuldigen muß, wenn sie gar zu merklich sind, als daß man sie ganz übersehen könnte? Und wie unbesonnen habe ich gehandelt! Wie viel würden wir Mannespersonen verlieren, wenn das Frauenzimmer durch dergleichen Vorwürfe und lehrende Satyren anfienge, seine Fehler zu erkennen! Den Augenblick darauf würden sie auch unsre Fehler kennen, und die Hälfte der Anbeter würde von ihren Nachttischen verscheucht werden, wenn sie durch die Erkenntniß ihrer eignen Fehler lernen sollten, daß die Hälfte ihrer Anbeter lächerliche Thoren sind. Was für Verwüstungen hätte ich in der galanten Welt anrichten können! Tausend Mannspersonen hätte ich grausam um ihre Verdienste gebracht, deren ganze Verdienste in einer feinen Manschette, in einem wohlzugeschnittenen Kleide, in neumodisch gekräuselten Haaren, in einer unverschämten Lebhaftigkeit und in einem allerliebst artigen Faseln bestehen.

Gnade, Madame! Ich will mich auf den Mund schlagen. Nur noch das einzigemal wirken Sie mir bey Ihrem Geschlechte Vergebung aus. Sehen Sie meine Wahrheiten für unüberlegte Jugendfehler an. Seit gestern bin ich älter geworden; heute denke ich viel gründlicher und weit gefälliger. Dieses ist meine Abbitte; sind Sie damit zufrieden? — Auch noch einen Widerruf wollen Sie haben? Gut! Hier haben Sie eine förmliche Palinodie: Fragen Sie Kalliſten, was das heisse?

* * *

Hatte Selinde nicht Ursache, auf ihre Schönheit stolz zu seyn, da diese Schönheit ihren ganzen Werth

ausmacht, und da sie alle Tage hört, daß man
als dieſe Schönheit an ihr bewundert? Schon
ten erſten kindiſchen Jahren ward ſie daran ge
daß man ſie ein allerliebſt ſchönes Kind nannte.
den Jahren, wo die Mädchen anfangen, die A
ſamkeit der Mannsperſonen zu verſtehen, verl
ſich die Schmeicheleyen. Einer von ihren Anbete
ſchmolz vor den feurigen Blicken ihrer ſtralend
gen; ein andrer beſang ihren Mund; der dritt
ihre runde Hand mit einer ehrerbietigen Entzü
alle bewunderten ihre Schönheit und keiner ſa
Wort von ihrem Verſtande, oder ihrer Tugend.
es wohl anders möglich, als daß Selinde ſich v
gend auf gewöhnen mußte, zu glauben, der ganze
eines Frauenzimmers beſtehe in der Schönhei
daß ſie Verſtand und Tugend, als einen ſehr g
chen Nebenumſtand anſahe, da Mannsperſone
che ſich das Recht anmaſſen, vom Verſtande u
der Tugend zu urtheilen, davon gegen ſie niema
nur einigemal gegen ihre alte Mutter etwas e
ten? Daß ſie Kleantens Frau geworden iſt, das
weder ihrem Verſtande, noch ihrer Tugend, ſ
blos ihrer reizenden Miene und einem wohlgen
Anputze zu danken, welcher vor etlichen Jahren
nem Balle ihrem Manne ſo gefährlich war. N
da ihr Mann, welcher zu leben weiß, ſie als ſein
weiter nicht liebt, noch itzt findet man ſie vo
Menge Männer und unverheuratheter Mannsp
belagert, von denen ſie weiter nichts, als Lobſpri
rer Schönheit hört. Verſtünde Selinde dieſe ei
tigen Schmeicheleyen der Mannsperſonen, ſo w
dadurch ſehr gedemüthiget werden: denn ſie wi

n, daß diese Schmeichler aus eiteln und gemeiniglich
anständigen Absichten, sehr flüchtige und zufällige
rzüge an ihr bewundern, und daß ein jedes Lob,
elches man nur ihrer Schönheit giebt, nichts anders
s ein stillschweigender Vorwurf ist, daß man sie in
hn Jahren, und vielleicht noch eher, mit Verachtung
sehen werde. Mit einem Worte: Nur wir Manns-
rsonen sind Schuld daran, daß die schöne Selinde
ne eitle Thörinn ist. Und doch bin ich so ungerecht
wesen, ihr einen Vorwurf zu machen, der nur auf
as Mannspersonen zurück fallen sollte! Versichern
ie Selinden, Madame, daß mir diese Uebereilung
hr nahe geht, und daß ich aus wahrer Reue ein Ge-
ibde gethan habe, alle Leute zu versichern, daß sie am
nge, häßlich, aber auch vernünftig zu werden. Wird
Selinde wohl mit dieser Schmeicheley zufrieden seyn?
Was glauben Sie davon, Madame?

* * *

Sonder Zweifel erwartet Orimene eben dergle-
en Abbitte und Ehrenerklärung von mir, da ich ihr
Schuld gegeben habe, daß sie die Verdienste andrer nur
ach ihrem äußerlichen Putze zu schätzen gewohnt sey.
Wenn sie zwar diesen Vorwurf unpartheyisch überlegen
will, so wird sie gestehen müssen, daß ich Recht habe;
ber auch nicht einmal gegründete Vorwürfe soll man
em Frauenzimmer machen. Es ist wahr, Orimene,
welche das Unglück hat, nicht gar zu schön zu seyn, ist
en ganzen Tag über beschäftigt, den Mangel ihrer
Schönheit durch einen wohl gewählten und in die Au-

gen fallenden Anputz zu verbergen. Sie ißt und trinkt ſie ſchläft, ſie putzt ſich, und unterſucht den Putz andrer; das iſt ſeit funfzehn Jahren ihr Beruf, den ſie mit ſolcher Sorgfalt beobachtet, als wenig Leute ihren Beruf in Obacht zu nehmen pflegen. Sie ſteht an einer kunſtrichterlichen Miene am Fenſter, und läßt alle Weſten und Manſchetten, alle Andriennen und Kopfputze die Muſterung paßiren. Der junge Herr, welcher dort die Allee herunter getanzt kommt, hat eine reiche Weſte und dergleichen Aufſchläge, von einem ganz neuen und ſehr guten Geſchmack. Sie kann gar nicht begreifen, warum der Hof dieſem liebenswürdigen Menſchen die Präſidentenſtelle abgeſchlagen hat. Wer iſt der finſtre Mann in dem abgetragnen Sammetkleide und der altväteriſch geſtickten Weſte, welcher dort in der Hausthüre mit zween armen Bürgern ſo gelaſſen und freundſchaftlich ſpricht? . . Iſt das möglich! Alſo iſt dieſer der würdige Präſident, an welchem der Hof ſo viele Verdienſte gefunden hat? Was iſt das für eine Perucke! Unfehlbar muß er die Perucke auch anſtatt der Nachtmüze brauchen: denn ſonſt könnte ſie unmöglich ſo verwirrt ausſehen. Und die Manſchetten Ganz gewiß ſind das noch Erbſtücken von ſeinem ſeligen Vater? Sehe ich recht? Unmöglich! Doch wahrhaftig, ja! Zwey Löcher hat er in den ſchwarzen Strümpfen! Gerechter Himmel! Und einen ſolchen Mann macht der Hof zum Präſidenten? Das arme Land. Auf dieſe Art beurtheilt Orimene die Verdienſte der Menſchen, wenn ſie in ihrem Erker Gericht hält; auf dieſe Art theilt ſie die Aemter aus, und ſetzt andre von ihren Aemtern ab; auf dieſe Art prüft ſie ihre Freunde und Freundinnen; ſie lobt und tadelt auf dieſe Art.

Aber

: thut Orimene etwas anders, als was wir alle
e thun? Bey dem erſten Anblicke eines Menſchen
ein Anzug der entſcheidende Umſtand, ob wir ihn
ſchätzen, oder verachten ſollen. Sind dieſe Vor-
eile übereilt, ſo wird gemeiniglich viel Zeit und kein
uer Umgang erfodert, wenn wir dieſe übereilten
urtheile ändern ſollen. Ein vernünftiger Menſch
die Gelegenheit zu dergleichen Vorurtheilen wider
orſichtig vermeiden und nach ſeinen Umſtänden den
rlichen Putz ſorgfältig einrichten, weil dieſer allemal
in die Augen fällt, als ſein Verſtand, den man
ſuchen muß. Und doch will man Orimenen es
nehmen, daß ſie es ihre einzige Beſchäftigung ſeyn
den Anputz zu unterſuchen und nach ſolchem die
dienſte der Menſchen zu beſtimmen? Iſt dieſes ein
rt von ihr, ſo ſind auch an dieſem Fehler nur die
unsperſonen Schuld. Alle, die mit ihr umgegan-
ſind, haben ſich mehr von Spitzen und Stoffen
ihr unterhalten, als von ernſthaften Sachen. Ein
hat darinnen des andern beſondern Geſchmack zu
reffen geſucht: und weil ein jeder Eigenliebe genug
bt, Orimenen zu verſichern, daß er Verſtand und
ienſte beſitze; ſo hat endlich Orimene glauben
rn, daß in dem äußerlichen Anputze und in der
ſt, ſelbigen zu beurtheilen, Geſchmack und Verdien-
ſtehen. Sind alſo wir Mannsperſonen nicht die
ückliche Urſache, daß Orimene alle ihre Tugenden
Schneider und der Putzmacherinn zu danken hat,
daß ſie ganz ohne Verdienſte iſt, ſo bald ſie ſich
ekleidet hat?

* * *

Leonore, welche von der ganzen Stadt B
ſpricht, hat es bloß meinem zerknirſchten Gewiſſen
meiner übertretenen Buße zu danken, daß ich auch
eine Abbitte und Ehrenerklärung thue, da ſie doch
mir ſelbſt ſo oft und ſo viel Böſes geſprochen hat.
nachdrücklichſte Widerruf, den ich thun kann,
dieſer ſeyn, wenn ich die Urſache anzeige, wa
ſie von der ganzen Welt in einem Tage mehr B
ſpricht, als die ihr ſo furchterlichen Satyrenſchreib
zwanzig Jahren nicht können drucken laſſen.
nore hat Witz; ſie fühlt ihn und wünſcht, daß
Witz bemerkt und bewundert werden möge. Iſt
ja ein Fehler, ſo iſt es doch ein männlicher Fehler,
ſie mit vielen Gelehrten und mit allen witzigen
benten gemein hat. Dunz ſpottet der Religion,
geleſen und von andern Narren bewundert zu w
Puff ſchmiert die gröbſten Spötteyen wider den
zen, wider die Religion, wider ſeine Obern und
alle, denen er Hochachtung und Ehrfurcht ſchuldi
warum? Um geleſen und von andern Narren be
dert zu werden. Und Leonore redet von der ga
Stadt Böſes, damit ſie in Geſellſchaften gehört
ihr Witz bewundert werde. Wie viele Sittenl
predigen Tugend, ohne die Tugend zu kennen! U
liche Vorzüge vor ihnen hat Leonore, welche alle
ſchweifungen, alle lächerlichen Fehler, alle Thorh
die ſie von andern erzählt, ſelbſt und aus der E
rung ſehr genau kennt. Niemand weiß die k
Hahnreyhiſtorien ſo gut, wie ſie, zu erzählen;

auch niemand weiß so gut, wie sie, was dazu gehört. Der Hochmuth ihrer Nachbarinn ist für ihre Spötterey eine unerschöpfliche Quelle, aber diese hochmüthige Nachbarinn hat ihr den Rang streitig gemacht. Wollen sie Leonoren recht lebhaft und beredt sehen, so bringen sie nur selbige auf Henriettens Spielsucht: denn Henriette hat ihr in voriger Woche zwanzig Dukaten abgewonnen. Die Frau Doktorinn ist ein eitler, lächerlicher und bettelstolzer Affe; warum? Leonore hat mirs gesagt: denn die Frau Doktorinn hat ihr den reichen Stoff vorgekauft, mit dem sie bey dem letzten Balle sich selbst ausputzen wollte. Habe ich also nicht recht gesagt, daß Leonorens Spöttereyen weit erbaulicher sind, als alle moralische Tugendpredigten unsrer finstern Sittenrichter, da Leonore alle Thorheiten selbst kennt und aus eigner Erfahrung über sie spottet? Aber Leonore gewinnt bey diesen bittern Spöttereyen sehr viel. Wenn sie mit dem Finger auf einen Thoren weist, so sieht jedermann auf diesen Thoren, und auf sie niemand. Wie ruhig kann nunmehr Leonore ihre eignen Fehler genießen! Ich habe schon oben gesagt, daß Leonore vornehmlich um deswillen so viel Böses von andern spricht, damit sie ihren Witz zeigen könne: es fällt mir gleich ein, daß diese Entschuldigung darum sehr erheblich ist, weil man niemals aufmerksamer ist und niemals mit mehrerm Beyfalle lacht, als wenn sie Böses spricht. Zwingt sie sich aber ja einmal und redet von ihren Nachbarn Gutes, so wird sie nicht bemerkt, am wenigsten bewundert: denn Seladon pfeift gedankenlos, ohne auf sie zu hören; Narciß legt die Falten seiner Manschetten in Ordnung und trellert; der fürstliche Rath gähnt und seine alte Gemahlinn spricht mit einer ver-

drüßlichen Beyfälligkeit, wenn ſie hört, daß Leonore ſo viel Gutes von ihrer Freundinn erzählt: Iſt das möglich? Hum! Ja, es mag eine ganz ehrbare Frau ſeyn. Je nun! man muß zu allen Sachen das Beſte reden! Aber es iſt heute erſchrecklich ſchwüles Wetter; wir kriegen auf den Abend gewiß ein liebes Gewitter. Können ſie es Leonoren, die auf ihren Witz ſo ſtolz iſt, wohl verdenken, wenn ſie durch Spöttereyen die Aufmerkſamkeit und den Beyfall der Geſellſchaft zu erhalten ſucht, da ſie beides verliert, wenn ſie von ihrem Nächſten Gutes ſpricht? Hat ſie ja Unrecht, ſo fällt die Hälfte der Verantwortung auf ihre Geſellſchaft, welche die Verläumdung liebt. Ich bitte Sie, Madame; ſagen Sie es Leonoren, wie vortheilhaft ich ihre ungerechte Sache vertheidigt habe. Es iſt gewiß Schade, daß ich kein Advokat geworden bin!

* * *

Aber wie werde ich es machen, daß die hochmüthige Celſa auf ihren unterthänigſten Wurm herabſiehe, da ich ſie mit der unehrerbietigen Wahrheit beleidigt habe, daß ſie durch ihre Rangſtreitigkeiten auch die freundſchaftlichſten Familien in bittre Feindſchaft verwickelt? Dieſen Ehrgeiz werde ich nicht beſſer entſchuldigen können, als wenn ich die Urſachen getreu erzähle, welche Celſen zu dieſen Feindſeligkeiten bewegen. Celſa hat das ſeltne Glück, ſich ſelbſt zu kennen; und dieſes hat ſie von ihren Vorzügen dergeſtalt überzeugt, daß ſie die Pflichten gegen ſich ſelbſt verletzen würde, wenn ſie nicht dieſen Vorzügen ihr Recht wiederfahren laſſen wollte.

Da

ſie es einmal ſo weit gebracht hat, von ihren eignen
lkommenheiten überſähet zu ſeyn; ſo iſt, wie man
t glauben kann, dieſes eine von ihren angenehmſten
häftigungen, daß ſie täglich neue Vollkommenhei-
an ſich ausſpähet, und ihrem Schöpfer die Ehre
, ſich zu bewundern. Dieſe eigne Bewunderung
de für ſie nur halb ſo angenehm und erbaulich ſeyn,
n ſie nicht mit einer bittern Aufmerkſamkeit die Un-
lkommenheiten andrer unterſuchte. Aus dieſer Un-
chung kann nichts anders als Mitleid, oder Ver-
ung kommen: denn alle Perſonen, die ſie noch
Zeit hat kennen lernen, ſtehen ſo unendlich weit
r ihr, daß ſie es bloß der unerforſchlichen Langmuth
Himmels zuſchreibt, daß dergleichen unedle Geſchö-
mit ihr in die Welt geſetzt ſind und mit ihr leben.
will, ſo viel möglich, dieſes Verſehen der Natur
er gut machen; ſie entzieht ſich daher des Umgan-
mit dieſen verächtlichen Geſchöpfen, die ſich auch
nſchen nennen, gänzlich, oder, wenn ſie das nicht
kann, ſo will ſie doch ihre Vorzüge vor ihnen be-
rken. Sie weiß das Sprüchwort, daß man nicht
r Ehre hat, als man ſich ſelbſt giebt; ſie giebt ſich
ſo viel Ehre, als ſie ihren Vollkommenheiten ſchul-
zu ſeyn glaubt. Und da dieſe freylich andern Leu-
ſo deutlich nicht in die Augen fallen, ſo behaupter
ieſe Vorzüge mit Zank und Heftigkeit: und wenn
nd ſo vermögen iſt, ihr zu widerſtehen, ſo iſt ihr
m, wenn er anders ihrer nicht unwürdig ſeyn will,
dings ſchuldig, ſie zu vertheidigen und ihr durch den
ſtand des Richters Gerechtigkeit zu verſchaffen. Das
en ihre Feinde Rangſtreitigkeiten; aber ſie nennt
ne Pflicht gegen ſich ſelbſt. Wenn alle dieſe Ent-

schuldigungen ein wenig zu tiefsinnig und metaphysisch vorkommen möchten, dem will ich noch deutlichere Ursachen angeben, die allerdings mehr in die Augen fallen. Wollen wir es etwan der Celsa verdenken, daß sie mit feindseligem Sturme und mit Beleidigung anderer einen Rang behauptet, der ihr, wie sie überzeugt ist, gehört? Wie viel hat es sich Celsa kosten lassen, in diesen Stand zu kommen, in dem sie itzt lebt! Sie überließ ihre Hand einem Manne, welcher wie der Pöbel dachte und wie der Pöbel lebte. Durch seine Ausschweifungen war sein gebrechlicher Körper noch ekelhafter und seine dicke Seele noch dümmer geworden. Er hatte sich in eine drückende Last von Schulden gesteckt, die er nicht bezahlen konnte; aber seine Geburt und sein Amt gaben ihm einen gewissen Rang, welcher Celsen so ansehnlich vorkam, daß sie ihm alle seine Mängel und Untugenden verzieh und auch ihre Reichthümer ihm überließ. Ist es wohl unbillig, daß sie sich dafür bezahlt macht, und den Rang mit Gewalt behauptet, den sie ihren Geschmack und ihr Vermögen aufgeopfert hat? Noch eins: ihr Vater war der niederträchtigste Wucherer in der Stadt, um sich einen kleinen Vortheil zu verschaffen, war ihm keine Erniedrigung zu schimpflich: diesen Fehler ihres Mannes muß sie wieder gut machen. So oft sie einen Mangstreit anfängt, so oft glaubt sie das Andenken ihres Vaters aus dem Staube zu erheben und einen Theil ihrer kindlichen Pflicht zu erfüllen. Sehen Sie, gebietende Celsa, wie viel Gewalt ich mir und der Wahrheit anthue, Ihren Ehrengeiz zu vertheidigen! Verzeihen Sie mir meinen Autorfehler, den ich begangen habe. Ich lige mich zu Ihren Füßen und schwore Ihnen bey Ihnen selbst, daß ich es künftig

tig keinem Menſchen wieder ſagen will, daß Sie eine hochmüthige Thöinn ſind, welche den Mangel eigner Vollkommenheiten dadurch verbergen will, wenn ſie andern ihre Vorzüge ſtreitig macht.

* * *

Ich kann es nicht läugnen; ich habe geſagt, daß Alcimedore durch einen unüberlegten Aufwand ihren Mann an den Bettelſtab und ihre Kinder um das Brodt bringe: aber ich hätte bedenken ſollen, daß dieſes ein ſehr gemeiner Fehler iſt, der Alcimedoren bey der heutigen Welt eben ſo viel Ehre bringt, als nachtheilig er ihr vor hundert Jahren geweſen ſeyn würde. Ihr Mann heurathete ſie, weil er ſie für reich hielt: er verlangte alſo von ihr Geld, nicht aber, daß ſie eine vernünftige Frau, eine vorſichtige Wirthinn, oder eine ſorgfältige Mutter ſeyn ſollte. Was er verlangte, hatte ſie ihm gegeben; alſo kann er weiter nichts von ihr fodern. Ihr Vermögen war bey weitem ſo anſehnlich nicht, als er glaubte. Demungeachtet hat ſie als Frau ein Recht, noch zehnmal ſo viel aufzuwenden, als ihr Vermögen beträgt. Wird ihr Mann bankrott, was kann das ihr ſchaden? Deſto vortheilhafter wird es für ſie ſeyn. Ja, wenn man die Sache genau und recht unparteyiſch anſehen will; ſo iſt ihre Verſchwendung nichts, als eine Art von guten Werken, zu denen ſie ihre Pflicht und ihr Gewiſſen verbindet; denn ſie bringt dasjenige Vermögen wieder unter die Leute, das ihr Mann auf ſo vielerley unverantwortliche Art zuſammen wuchert. Aber ſie bringt doch ihre unſchuldi-

gen

gen Kinder um das Brod? Was für ein altväterischer Gedanke! Sorgt denn bey uns die Mutter für das Brodt der Kinder, oder muß das der Vater thun? Bey dem vertrautesten Umgange mit ihrem Manne und ihres Mannes Freunden, ist das niemals ihre Hauptabsicht gewesen, Mutter zu werden; da nun die Kinder wider ihren Willen leben, können sie der Mutter wohl zumuthen, daß sie für ihr Leben sorgen soll? Mit einem Worte: Alcimedore verschwendet; sie bringt ihren Mann an den Bettelstab; sie stürzt ihre Kinder in die verächtlichste Armuth: aber Alcimedore ist eine Frau, die zu leben weiß.

* * *

Daß die fromme Agneſe unversöhnlich wäre, wenn sie beleidigt wird; das ist auch eine von den unüberlegten Wahrheiten, die mir itzt viel Gewissensunruhe machen. Agneſe hat gute Ursachen, sich sehr leicht zu erzürnen. Sie weiß ihre tugendhaften Vollkommenheiten, die ihr einen so ansehnlichen Rang über alle sündige Menschen verschaffen. Ist es nicht eine Verwegenheit, wenn ein Mensch, der kaum halb so viel betet, sich unterstehen will, sie zu beleidigen? Das Andenken ihrer jugendlichen Ausschweifungen muß ihr empfindlich seyn, wenn man sie daran erinnert und sie dadurch in der schmeichelhaften Einbildung einer heiligen Vollkommenheit stört. Wer sie beleidigt, der beleidigt die ganze Kirche. Sie ist ihre unversöhnliche Wut der Religion schuldig, um andre abzuschrecken, daß sie diejenigen nicht verwegen antasten, welche der Religion so viel

viel Ehre machen. Agneſe verdammt mit einer liebloſen Zuverſicht; aber ſie verſäumt keine Kirche. Sie iſt neidiſch über das unverdiente Glück andrer Menſchen; aber ſie hat eine Predigt geſtiftet. Es iſt wahr, ſie wuchert mit Pfändern und drückt ihre armen Schuldner unbarmherzig; aber ſie hat auch der Kirche einen koſtbaren Schmuck geſchenkt. Sie läßt die Dürftigen hungern und preßt einem armen Bettler durch ihre grauſamen Vorwürfe Thränen aus, ehe ſie ihm ein trocknes Stück Brodt zuwirft; aber ſie faſtet alle Wochen einmal. Sie iſt rachſüchtig und wütet unverſöhnlich, wenn ſie beleidigt wird; aber ſie iſt fromm.

* * *

Ich will es geſtehen, es iſt von mir ein großer Leichtſinn geweſen, daß ich Roſamunden Schuld gegeben habe, es ſey ein Theil ihres Gottesdienſtes, wenn ſie ſich geputzt in der Kirche ſehen läßt. Roſamunde thut in der Kirche mehr nicht, als was andre Frauenzimmer an ihrem Nachttiſche thun. Sie bewundert ſich und läßt ſich bewundern. Ein jeder, von welcher Sekte er auch ſey, verdient eine gewiſſe Hochachtung, wenn er das, was er in ſeiner Religion glauben ſoll, mit Ueberzeugung und mit einem beſcheidnen Eifer glaubt; und dieſe Hochachtung verdient Roſamunde doppelt. Sie hat es der Unterweiſung ihrer Mutter, deren völliges Ebenbild ſie iſt, zu danken, daß ſie von der Religion überhaupt ſehr bequeme Begriffe und insbeſondre vom Sonntage dieſen hat, daß er nichts anders ſey, als ein gewiſſer Tag in der Woche, wo das

Frauen-

Frauenzimmer zwo Stunden eher aufſteht, als an den andern Tagen, um ſich die Haare auf das ſorgfältigſte friſiren zu laſſen und ein Kleid anzulegen, welches die andächtige Aufmerkſamkeit der Nebenchriſten auf ſich ziehen kann, in deren Geſellſchaft man drey Stunden lang ſtille ſitzt, um bewundert zu werden und andre zu richten. Roſamunde glaubt, daß nur zu dieſem Ende der Sonntag erdacht ſey! und das glaubt ſie mit einer ſo lebhaften Ueberzeugung, daß ſie ſeit ihrem vierzehnten Jahre nicht einen einzigen Sonntag ausgeſetzt hat, ihren Gottesdienſt auf dieſe Art zu verrichten. Hätte man ihr beſſere Begriffe von der Religion beygebracht, ſo würde ſie eben ſo wohl im Stande ſeyn, ſich nach dieſen beſſern Begriffen mit Eifer zu richten. Aber, da ſie nur das erbauende Exempel ihrer wertheſten Mama vor ſich gehabt hat, da alle, die mit ihr reden, nur von Göttinn und Anbetung reden; ſo kann man es ihr gar nicht verdenken, daß Exempel und Schmeicheley ſie, bey ihrer natürlichen Eigenliebe, zu einer ſolchen Abgötterey gegen ihre kleine Perſon gebracht haben. Das muß man wohl bedenken, wenn man billig ſeyn will; und ſo billig hätte ich auch ſeyn ſollen!

* * *

Wie werde ich es bey Florinden verantworten können, von der ich geſagt habe, daß ſie ſich weder der Wirthſchaft, noch ihrer Kinder annehme, welcher doch gewiſſer von ihr, als von ihrem Manne ſind? Vielleicht

t hat sie es nicht einmal übel genommen: denn rinde kennt die Welt. Die Zucht der Kinder läßt sie dem Gesinde. Sie würde es für einen empfindlichen Vorwurf halten, wenn ich ihr nachnen wollte, daß sie eine gute Wirthinn sey, weil. wohl weiß, daß dieses eine sehr bürgerliche Tugend.

Und am allerwenigsten wird sie darüber empfind-, wenn man ihre Treue gegen den Mann in Zweiziehet, da dieses nur ein stärkerer Beweis ihrer önheit, ihrer Verdienste und der Hochachtung ist, he die Welt für sie hat. Und also hat sie vielleicht ne Wahrheit nicht einmal übel genommen! Aber zt auch, es wäre geschehen; so weiß ich ein Mitsie wieder zu besänftigen. Bey der nächsten Gelenheit will ich ihr eine Schmeicheley auf Unkosten er Frauenzimmer sagen; ich will sie mit boshafNeuigkeiten von ihrer Freundinn versehen, damit n Zusammenkünften Gelegenheit habe, witzig zu ; allenfalls spiele ich mit ihr und lasse sie gewinz und wenn sie bey aller dieser Busse noch unverlich bleibt, so will ich die Rolle eines Anbeters nen, damit ich die Zahl ihres zärtlichen Trosses verre und ihr das Vergnügen mache, mich verachten nnen. Denn das wünscht ihr Ehrgeiz, daß sich Anzahl ihrer Anbeter vermehre, und daß sie einige nter habe, bey welchen es ihr nicht schwer ankömmt, sam zu seyn. Ich glaube, ich bin demüthig genug, n ich mich dieser Strafe unterwerfe.

Kalliste ist pedantisch stolz, weil sie etwas mehr verstehe, als das Kochen. Ich habe das gesagt, es ist wahr; aber wenn auch Kalliste diesen Fehler hat, so ist sie wenigstens zu entschuldigen. Und am meisten müssen wir Mannspersonen sie entschuldigen, weil wir nur an diesem Fehler, wie an den meisten Fehlern der Frauenzimmer, Ursache sind. Wir fürchten uns zu sehr vor dem fähigen Verstande und Witze des weiblichen Geschlechts, als daß wir uns Mühe geben sollten, ihren Verstand und Witz sorgfältig zu bilden und sie an dem Ruhme der Gelehrsamkeit Antheil nehmen zu lassen. Sie würden uns einen gewissen Vorzug entreissen, welcher beynahe der einzige noch ist, den wir vor ihnen behaupten. Wir sind schon eifersüchtig genug, daß für sie die Schönheit ein vorzügliches Geschenk der Natur ist: ich nehme unsre männlichen Puppen zu Zeugen, daß wir auf dieses Geschenk eifersüchtig sind. Schon der natürliche Verstand unsrer Frauenspersonen ist so durchdringend, daß es für unsre angemaßte Herrschaft doppelt gefährlich seyn würde, wenn wir diesen natürlichen Verstand durch Fleiß, Bücher und gelehrte Bemühungen noch mehr ausbilden wollten. Es ist dieses ohnedem nur noch der Schatten der Herrschaft, mit der wir uns brüsten, da wir alle andre Arten der Herrschaft schon seit undenklichen Jahren an das weibliche Geschlecht verloren haben. Wir ersticken daher mit einer tyrannischen Vorsicht alle Begierde, welche das Frauenzimmer bewegen könnte, ihren

n Verſtand durch Schriften und Gelehrſamkeit noch
r auszubilden. Und weil wir es nicht wagen dür-
den Frauenzimmern ſolches ernſtlich zu verbieten,
e, als Frauenzimmer gewohnt ſind, dasjenige am
ſten zu thun, was ihnen am ſchärfſten verboten
, ſo wiſſen wir ſie durch andre Beſchäftigungen
rſtreuen. In vorigen Zeiten ließ man ſie für
größten Theil der Wirthſchaft ſorgen und übergab
n die Erziehung der Kinder; und dieſe zwo Be-
tigungen waren weitläuftig genug, ſie von der ge-
gu Neugierde abzuhalten. Da in neuern Zeiten
meiſten unſrer Weiber auf den bequemen Einfall
n, die Laſt der Wirthſchaft und der Kinderzucht
ihre niedrigſten Bedienten zu legen; ſo waren
Männer ſo ſinnreich, ihnen Connen vorzuwerfen,
denen ſie ſich bey ihrem Müßiggange beſchäftigen
n. Man gab ihnen bunte Karten in die Hände
war ſo glücklich, ihnen dieſen Zeitvertreib ſo an-
hm zu machen, daß ſie gar keine Bücher weiter,
dieſe, verlangten, und daß viele von ihnen ganz
t Stande waren, bey einer andern Gelegenheit,
eym Spielen zu denken. Durch eine übertriebe-
Schmeicheley über ihre Schönheit brachte man ih-
von ihrer erſten Jugend an die eiteln Begriffe
, daß ihr ganzer Werth nur in der Schön-
beſtehe. Die Folge davon war natürlich; ihre
nühung zog ſich von allen andern Beſchäftigungen
; ab und gieng bloß auf die Erhaltung dieſer Vor-
. Weil aber doch die Mannsperſonen nicht im
nde waren, bey allen Frauenzimmern die Begier-
u ſchönen Wiſſenſchaften zu unterdrücken; ſo fiel
unſrer Theil. M mit

man auf ein sehr boshaftes Mittel. So bald ei
Frauenzimmer nur ein wenig mehr verstund, als ma
wollte, daß ein Frauenzimmer von der Gelehrsamkei
verstehen sollte; so machte man sie durch übertriebn
Lobsprüche schwindlicht und beredete ihre Eigenlieb
welche schon vorhin geneigt genug war, es sich beredet
zu lassen, daß sie das witzigste, gelehrteste und voll
kommenste Frauenzimmer, und wo nicht gar Miner
va, doch zum wenigsten eine zehnte Muse sey. Da
durch benahm man ihr den Gedanken, weiter zu gehen
welches sie bey ihrer Vollkommenheit nunmehr für
überflüßig hielt. Sie blieb an dem Fusse des Par
nasses stehen, beschäftigte sich mit witzigen Tände
leyen und wurde von dem verrätherischen Lobe de
Mannspersonen trunken. So ist es Kalliſten er
gangen. Habe ich also etwas Unrechtes gesagt, wenn
ich behauptete, daß ihr pedantischer Stolz ein Fehle
der Mannspersonen sey? Verstünde Kalliſte dieſ
Sprache unsrer Schmeicheley, so würde sie darüber sehr
kleinmüthig werden. Man erstaunt, daß sie ein wenig
von Gelehrsamkeit und wohl gar Verse plaudern kann;
so wie man einen Papagoy bewundert, welcher menſch
liche Töne nachplaudern kann, ungeachtet ihn die Na
tur nur zu einem Papagoy erschuf. Könnte für Kal
liſtens Stolz wohl etwas demüthigender seyn, als dieſ
ser beleidigende Beyfall?

* * *

Daß ich behauptet habe, eine Frau aus der groſ
sen Welt zu heurathen, sey für viele ein gewisser Schritt
zum

ospitale; das ist das wenigste, was ich von dem Nachtheiligen gesagt habe. Aber doch erkenne ein Unrecht. Und damit ich die Welt von Reue recht nachdrücklich überzeuge; so will ich fentlich alles das Böse vorbehalten, das ich, von en zu sagen, die Verwegenheit gehabt habe. Ich ber Männer gespottet, welche, weder nach Ver- noch Tugend, noch Erziehung zu fragen, sich vig mit Frauenzimmern, bloß wegen ihrer heit verbanden, von welchen sie wissen konnten, nach einem Jahre nicht mehr, wenigstens für e mehr reizend seyn würden. Aber Greif ließ n keiner Schönheit blenden. Zwar Verstand, ügend und Erziehung waren das auch nicht, was ngte: Er suchte Geld; und doch hielt ich ihn en Thoren. Ein Mann, der, zu dem gemeinen ; in seinem funfzigsten Jahre ein feuriges Mäd- n funfzehn Jahren heurathet, war vor meinem eben so wenig sicher, als eine Frau von funfzig , welche sich einbildet, daß die Schmeicheleyen ngen Bräutigams ihr, und nicht ihrem Gelde werden. Ich hatte angemerkt: daß Frauen- , so bald sie ihrem Manne die ewige Treue zu- den, sich mit einemmale von dem jungfräuli- Zwange des Wohlstandes losrissen und ohne e alle Ausschweifungen begiengen, die sie vor- r im Stillen gewünscht, oder mit der größten amkeit begangen hatten. Zuweilen stellte r erbauliche Betrachtungen an, wie es kom- könnte, daß wir Mannspersonen allen Frauen- mit aller nur ersinnlichen Höflichkeit begeg-

nen und allen offenbare Schmeicheleyen sagen, nur unsern Weibern nicht; und ich glaubte, gefunden zu haben, daß sich Mann und Frau vornehmlich um deswillen so kaltsinnig begegnen, weil es unter ihnen eine heilige Pflicht ist, sich zu lieben. Der Aufwand, den heut zu Tage der Wohlstand, oder welches einerley ist, der Hochmuth vieler Weiber erfodert, schien mir eine sehr gegründete und beynahe die vornehmste Ursache zu seyn, daß die ansehnlichsten Häuser am meisten in Schulden stecken. Eine Frau von dieser Art zu heurathen, war in meinen Augen der deutlichste Beruf, bankerott zu werden. Ich zittere, wenn ich die Verwegenheit überdenke, die ich gehabt habe, so viele Bitterkeiten von dem Frauenzimmer und von der Ehe zu sagen! Es würde sich entschuldigen lassen, ja gewissermaßen wäre es meine Pflicht gewesen, dergleichen zu sagen, wenn es Frauenzimmer von dieser Art in der Welt gäbe. Aber da bekannt ist, daß kein Frauenzimmer, welches schön ist, nicht auch zugleich Verstand und Tugend und Erziehung habe; daß eine Frau, welche ihren Mann reich macht, ihn auch durch Bescheidenheit und anständige Wirthschaft glücklich macht; daß ein junges Mädchen von funfzehn Jahren, welches einen abgelebten Mann heurathet, den Wohlstand und ihre Pflicht niemals vergißt; daß keine alte Wittwe ihren jungen Bräutigam nicht aus Wollust, sondern nur aus Freundschaft liebt; daß unsre Frauenzimmer, so bald sie verheurathet sind, beynahe noch vorsichtiger und tugendhafter leben, als vorher, da sie wohl wissen, daß eine unbedachtsame Aufführung nicht allein die schänd-

lich

lichsten Vorwürfe über ihr ganzes Haus bringt, sondern auch ihren eignen Anbetern verächtlich ist; da es bekannt, wenigstens bey uns ausgemacht ist, daß die Weiber durch eine gefällige Freundlichkeit sich nur ihrer Männer Liebe und Hochachtung zu erhalten suchen, ohne um den Beyfall andrer Mannspersonen zu buhlen; daß in vornehmen Häusern die Weiber bey ihrem Aufwande niemals vergessen, was sie dem ehrlichen Namen ihrer Männer und dem künftigen Wohl ihrer Kinder schuldig sind; da alles dieses bekannt ist, da man nicht ein einziges Exempel anführen kann, welches meine Vorwürfe und Spöttereyen rechtfertigen könnte; so weiß ich meine Verleumdung mit gar nichts zu entschuldigen; ich habe nicht einmal das Herz, um Vergebung zu bitten.

* * *

*

Gewiß, Garda, Sie hätten keinen vortheilhaftern Augenblick, als diesen erwarten können, eine Abbitte und Ehrenerklärung von mir darüber zu verlangen, daß ich Sie für eine Thörian erklärt habe, weil Sie noch so eitel sind, Ihrem verrunzelten Gesichte Anbeter zu erbuhlen. Ich bin itzt so zerknirscht und niedergeschlagen, daß ich nicht einmal diese Wahrheit zu vertheidigen Muth genug habe. Ich will es Ihnen abbitten. Ich will sagen, daß Ihre dürren Hände die Wolle, den Schnee, und ich weiß selbst nicht was übertreffen, daß die Blicke Ihrer Augen

noch eben so reizend und gefährlich sind, wie sie vor vierzig Jahren gewesen seyn mögen; daß Ihr alter Mund bezaubert, wenn er lächelt; daß = = = mit einem Worte, ich will Sie so unverschämt loben, daß Sie es selbst für eine Unwahrheit halten sollen, so groß auch sonst Ihre Eigenliebe ist. Können Sie wohl mehr von mir verlangen?

* * *

Sehen Sie, Madame, ich habe mein Wort redlich gehalten. Sind Sie mit diesen Abbitten und Ehrenerklärungen zufrieden? Mich dünkt, Sie können es wohl seyn. Ich will noch mehr thun, damit ich mich mit Ihnen und Ihren Freundinnen ganz aussöhne. Der fünfte Theil meiner satyrischen Schriften soll von nichts, als von dem Lobe der Frauenspersonen handeln. Aber ich ersuche Sie, Madame, die Gütigkeit zu haben und Ihre Freundinnen dahin zu vermögen, daß mir eine jede von ihnen ein ausführliches Verzeichniß ihrer Tugenden und Vollkommenheiten einsende, weil ich vielleicht selbst nicht scharfsichtig genug seyn möchte, solche bey allen wahrzunehmen, und weil ich weiß, daß viele von ihren eignen Vorzügen weit mehr überzeugt sind, als sich ein Fremder davon überzeugen kann. Madame, ich küsse Ihnen die Hände.

Daß

* * *

Daß in meinen Augen die Heuchler so abscheu-
liche Kreaturen waren, daran ist niemand Schuld, als
meine fromme Mutter, welche mir immer vorsagte,
daß in einem Heuchler der Stoff zu einer jeden
rt von Schelmen liege. Ich danke es dem Um-
nge mit der großen Welt, daß ich itzt billiger
n den Heuchlern urtheile. Und warum soll ich
cht billiger urtheilen, da ein Heuchler nichts thut,
s was alle diejenigen zu ihrem guten Nutzen und
t großem Beyfalle thun, die zu leben wissen?
ie verstellen sich, sie halten eine Maske vor das
sicht, um nicht erkannt zu werden, sie wollen
Welt bereden, daß sie gewisse Vollkommenheiten
itzen, die ihnen wirklich fehlen; das thun die
uchler, es ist wahr: aber sind sie um deswillen
verabscheuungswürdig? Dort vor dem Zimmer
Prinzen umarmen sich zween vornehme Freun-
Sie versprechen einander eine Freundschaft,
gleichen man seit den Zeiten des Orest nicht ge-
t hat; sie werden diesen Mittag mit einander
ssen und sich küssen, und ewige Treue schwören;
morgen wird einer von ihnen den andern stür-
Thut ein Heuchler mehr, als diese thun?
: Mann, der nur von Tonnen Goldes spricht,
n fürstliche Pracht der Pöbel bewundert und
Gläubiger beseufzet; dieser Mann hat die große
icht, noch mehrere zu betrügen und alsdann mit

einer guten Art Bankerott zu machen: hat wohl viel Exempel von Heuchlern, die ihre G biger auf diese Art betrügen? Und was soll von der Verstellung derjenigen Gelehrten sagen, ihre Dummheit unter einer weisen Miene be gen? Soll ich von den Großsprechern etwas denken, die den Hut trotzig in die Augen cken und zittern? Wie gefährlich heuchelt ein liebter! Wie verführend ist die Heucheley ungetreuen Frau, die ihren Mann mit zärtl Liebkosungen einschläfern will! Und alle dies ster, alle diese Thorheiten entschuldigt man, obe lacht sie wohl gar; aber unerbittlich verdammt den frommen Heuchler, der Allmosen giebt, mit fertiger Miene, durch die Gassen schleicht, ku und mit Thränen vor dem Angesichte der Gem betet, und ein Scheim ist. Macht ihn viel nur das vor andern so verhaßt, daß er mit der ligion spottet? Das will ich doch nimmermehr sen! Vielleicht möchte es vor hundert Jahre Ursache gewesen seyn; aber itzt denkt unsre a klärte Welt schon anders, und man weiß besser, damals, zu welchem Ende die Religion erdach Man bewundert ja diejenigen, als starke Geister mit der Religion spotten: ist es wohl billig, daß diejenigen als Schandflecke der Natur verabsch die mit der Religion heucheln?

An

* *
*

Unglückliche Leute noch mehr zu kränken, ist gewiß eine der grausamsten Ungerechtigkeiten, die ein Mensch begehen kann. Und doch — ich schäme mich es zu gestehen! — und doch habe ich die Ungerechtigkeit begangen; und zwar habe ich sie an den erbarmungswürdigen, unglücklichen und elenden Menschen begangen, die man Freygeister nennt. Dieses sind die mitleidenswürdigen Menschen, welche, um zwanzig Jahre lang von Wenigen wegen ihres scharfen Verstandes bewundert zu werden, von den Uebrigen verabscheuet und ewig unglücklich werden wollen. Sie wenden viele Mühe an, sich eine Hofnung auszureden, von welcher sich ein vernünftiger Mann, ich will gar nicht sagen ein Christ, mit so vieler Mühe zu überzeugen sucht. Sie haben beständig mit den innerlichen Widersprüchen ihres eignen Gewissens zu kämpfen, welches sie zu ihrem gröſten Verdrusse immer daran erinnert, daß sie vernünftige Geschöpfe sind. Sie haben Ehrgeiz genug, in der Welt eine Rolle spielen zu wollen, die bemerkt wird: weil es ihnen aber am Verstande und Willen fehlt, so rasen sie, um starke Geister zu heißen. Die Ausschweifungen ihrer Jugend sind mit nichts zu entschuldigen; sie gerathen also auf den albernen Einfall, sich und andre zu bereden, daß es keine höhern Gesetze gebe, welche diese Ausschweifungen verdammen; und bey diesem Einfalle haben sie eben die sichere Beruhigung, die

ein Dieb haben mag, welcher sich zu bereden sucht, daß keine Gesetze sind, die den Diebstahl verbieten, und welcher diesen Unsinn gegen andre so lange behauptet, bis er unter dem Galgen steht. Gemeiniglich ist eine schimpfliche Armuth die Folge ihrer jugendlichen Ausschweifungen; und alsdann sind diese starken Geister, welche so stolz von ihrem Witze denken, doch niederträchtig genug, Schmarotzer zu werden und sich durch ihren witzigen Unsinn an die Tafel junger reicher Thoren zu drängen. Diese Elende, welche Verzweiflung und Hunger zu Narren macht, habe ich so oft verspottet: wie ungerecht und lieblos habe ich gehandelt! Wär es mein Ernst gewesen, sie zu retten, und hätte ich es wirklich gut mit ihnen gemeynt; so hätte ich die Barmherzigkeit an ihnen erzeigen und sie in das Tollhaus einkaufen sollen.

* * *

Die Abbitte und Ehrenerklärung, die ich hier den starken Geistern thue, bringt mich ganz natürlich auf ihre Antipoden, die abergläubischen Seelen. Auch an diesen habe ich mich versündigt: denn Abergläubische zu verspotten, ist eben so unrecht, als einen Wahnwitzigen zu verspotten, der immer Gespenster sieht. Diese Unglücklichen werden ohnedem schon unbarmherzig genug von gewissen Tyrannen gepeinigt, deren Eigennutz unter dem frommen Vorwande, die heiligen Pflichten ihres Amtes zu erfüllen,

sie

sie andere mit neuen Larven schreckt und ihnen immer den Verstand verdächtig macht, damit sie ihr Joch nicht fühlen; welche sich und der Religion zu Ehren, diese Mißsüchtigen in einer andächtigen Dummheit erhalten; mit einem Worte, welche eher nicht ruhen, als bis sie aus einem vernünftigen Wesen ein betendes Vieh gemacht haben. Es wäre billiger von mir gewesen, wenn ich diesen elenden Sklaven Muth gemacht hätte, sich von ihren Banden loszureissen; anstatt daß ich Ihres Aberglaubens spottete. Sie dauern mich, so oft ich an Sie denke. Alles Vergnügen der Welt ist ihnen ein Abscheu. Der Frühling ist ihnen schrecklich, weil im Frühlinge die erwachende Natur lächelt und den Menschen von neuem belebt: nur der Winter ist ihnen noch erträglich, und dieses blos wegen seiner langen und traurigen Nächte. Sie stehen seufzend von ihrem Bette auf, wachen den Tag über mit Angst, mit Thränen legen sie sich nieder, und ihr schwarzes Geblüte macht ihnen auch die Träume schrecklich. Das einzige wahre und beruhigende Vergnügen, welches sie empfinden, ist dieses, wenn sie andre verdammen. Verdienten diese Abergläubische mein Mitleiden nicht?

* * *

So weit geht die Probe der versprochnen Abbitte und Ehrenerklärung! Ich werde nicht einen Augenblick versäumen, die Fortsetzung bekannt zu machen, wenn ich finde, daß sich durch diese Probe die-

diejenigen versöhnen lassen, die ich im Vorstehenden genannt habe; und daß diejenigen, welche ich hier noch nicht genannt, eine Abbitte und Ehrenerklärung von dieser Art verlangen.

VALEAT. RES. LVDICRA. SI. ME.
PALMA. NEGATA. MACRVM. DONATA.
REDVCIT. OPIMVM.

Horat.

E N D E.

Inhalt

des vierten und fünften Theils.

Vierter Theil.

Vorbericht S. 5

Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern

Zueignungsschrift an des großen Sancho Panßa großen Esel 19

Abhandlung über das Sprüchwort: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; nebst einem Vorberichte 36

Leider machen Leute. 55

Ehrlich währt am längsten; nebst einem Vorberichte 64

Alte Liebe rostet nicht 98

Eine Hand wäscht die andre 116

Jung gewohnt, alt gethan 128

Gut macht Muth 180

Ehen werden im Himmel geschlossen 190

Gedanken sind zollfrey. 209

Fünf

Fünfter Theil,

oder:

zwote Abtheilung des vierten Theils der Satyren.

Beweis, daß die Begierde, Böses zu reden, weder von Stolze, noch von der Bosheit des Herzens, sondern von einer wahren Menschenfreundliebe herrühre; an die königliche Akademie zu Pau in Bearn S. 5

Das dazu gehörige, von dem Verleger verfertigte Realregister 45

Das Mährchen vom ersten April; aus dem Holländischen in das Hochdeutsche übersetzt

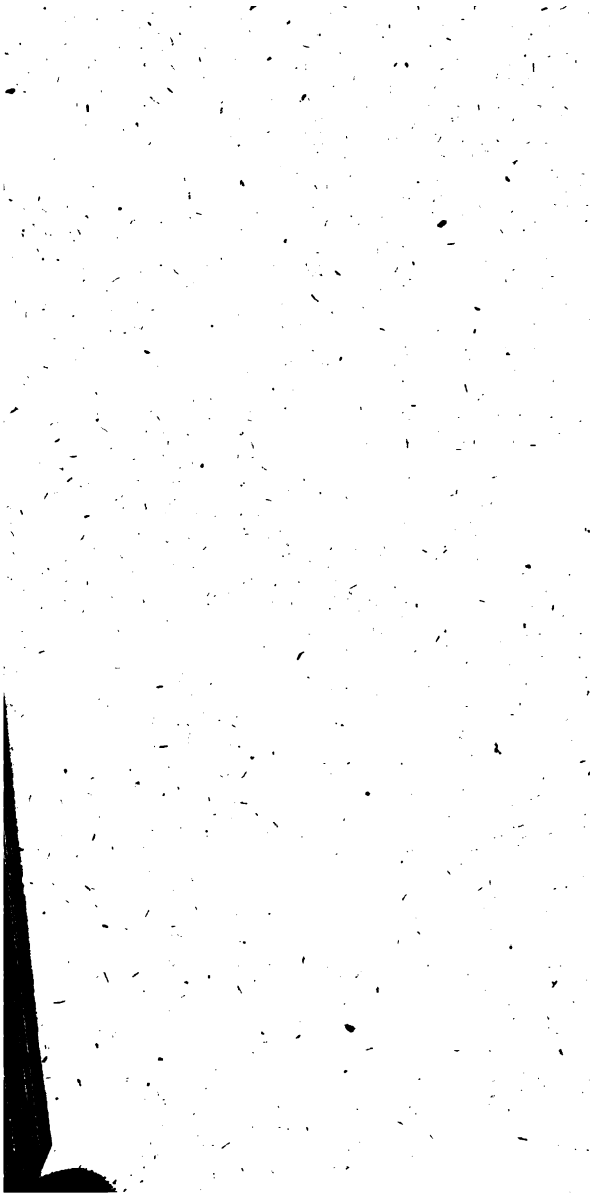
Art Benzelaars von Saerdam Inschrift an seine liebe Amme 65

Erstes Buch; enthält das Mährchen vom ersten April 65

Zweytes Buch; enthält sieben mal sieben Wahrsagungen vom ersten April

Drittes Buch; enthält den Schlüssel zu den sieben mal sieben Wahrsagungen, nebst der versprochnen Fortsetzung

Bitte und Ehrenerklärung

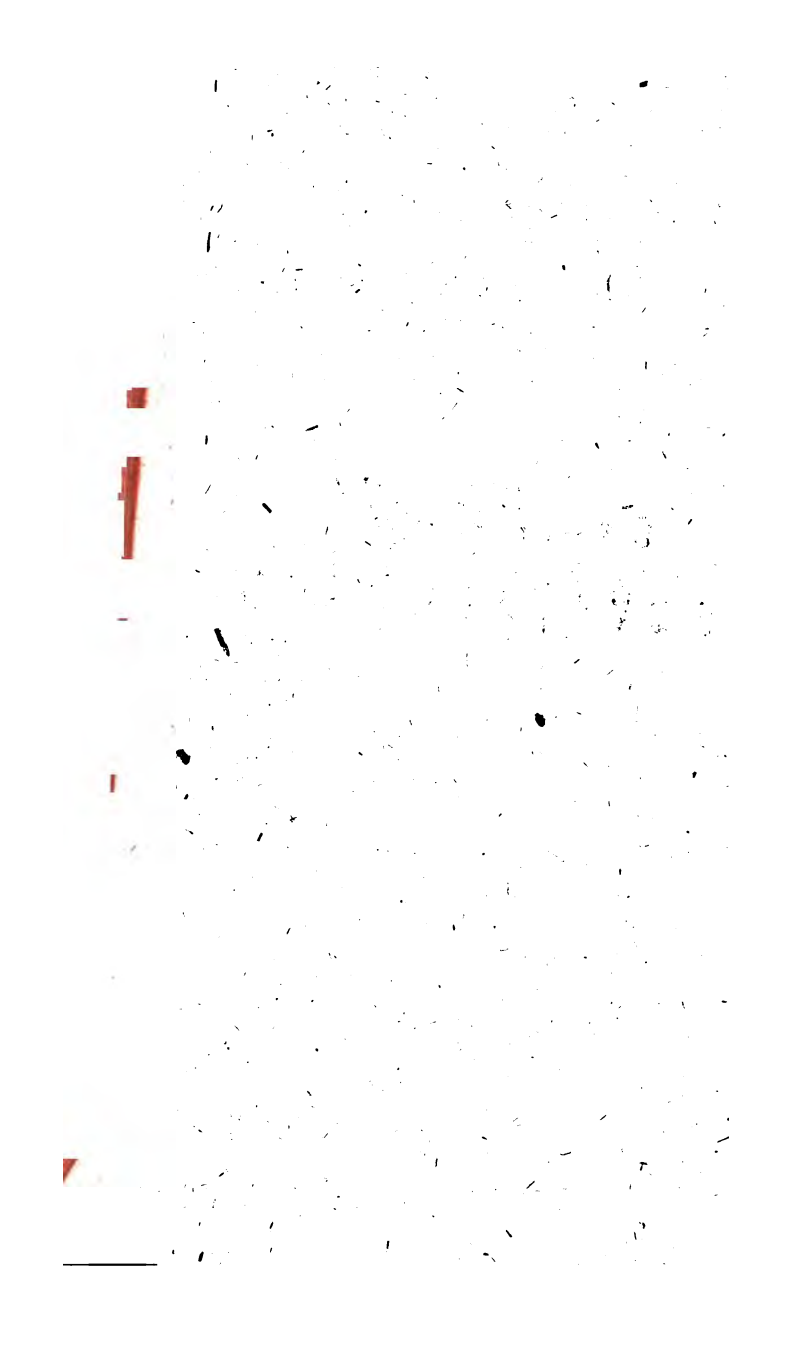


Gottlieb Wilhelm Rabeners
sämmtliche
Schriften.

Sechster Theil.

Leipzig, 1777.
Im Verlage der Dykischen Buchhandlung.

Freundschaftliche Korrespondenz.



Verſuch eines Tagebuchs,

vom 23ſten May, 1759. bis den 29ſten May.

S . . . . n

am 23ſten May, 1759.

Früh drey Viertel auf fünf Uhr fuhr ich von meinem Hauſe weg, und freuete mich, daß ich eine ſo gute Gelegenheit hatte, das unglückliche und beängſtigte Dresden auf einige Zeit zu verlaſſen. Ich empfand die ganze Glückſeligkeit eines Menſchen, den keine Familie feſſelt, der ſeine Wohnung verlaſſen kann, ohne ängſtlich an diejenigen zu denken, die er zurückläßt, und der kaum den zehnten Theil der allgemeinen Noth empfindet, da er ſie allein empfindet. Das waren ungefähr meine Gedanken, und ich glaube, ſo philoſophiſch, als ich damals dachte, iſt in der Kourierkaleſche, in welcher ich ſaß, noch niemals gedacht worden. Wenigſtens wird von einem Kourier, und wenn er auch ein Kam-

merjunker wäre, mehr erfodert, daß er gut reitet, als daß er gut denkt.

Ich fuhr also sehr vergnügt weg, und jeder Preuße, der mir auf der Gasse begegnete, vermehrte dieses Vergnügen, und verdoppelte meine Freude, da ich hoffen konnte, ihn binnen etlichen Wochen nicht wieder zu sehen. Kaum war ich auf der Brücke, als ich merkte, daß meine Ruhe und Zufriedenheit sich verlor. Ich kam in die Neustadt, und schon reuete es mich, Dresden zu verlassen. Ich überlegte, was wohl die Ursache dieser geschwinden Veränderung seyn möchte; ich fand sie bald, und gab mir Mühe, mich zu bereden, daß ich sie nicht gefunden hätte. . . . . .

(Hier fehlt ein großes Stück im Manuscripte.)

»Blaset, Postillion; so bald ihr in die Meißner Gasse »kommt,« rief ich mit Ungeduld, als ich vor dem Tempel vorbey war, in welchem die Göttinn der Verläumdung, zum Glücke des menschlichen Geschlechts, noch schlummerte. Er blies, er blies dreymal, und ich erblickte niemanden in dem Hause meines Freundes. Sie schlafen noch, die guten Freunde; der Himmel lasse sie ruhig schlafen. Wie wohl thun sie, daß sie nicht aufwachen! Es war nur Heucheley, daß ich mich über diese sanfte Ruhe freute. Ich hätte gewünscht, noch einmal meine Freunde zu sehen. Ich sah sie nicht, niemanden sah ich, ich war unzufrieden. Wie ungerecht, wie unbescheiden kann man auch sogar durch die Freundschaft werden! Was hatte ich für ein Recht, diese Aufmerksamkeit von meinen Freunden zu fodern? Ich hatte diese Gefälligkeit noch den Abend vorher so gar verbeten, als meine Freundinn mir Hoffnung dazu machte. Es war um neun Uhr ein feyerliches Fest, zu welchem eine lebhafte

hafte Farbe und eine große Munterkeit der Augen gehört; was würden bey übernächtigen Augen und einer matten Farbe des Gesichts, der Hof, von Ihro königl. Hoheiten an bis zum Kapelldiener, gedacht haben? Wie unglücklich hätte bey einem geschwinden Aufspringen vom Bette der Haarputz können verrückt werden, welcher den Abend vorher die halbe Familie beschäfftigte; alles dieses wußte ich, und doch war ich so ungerecht, zu wünschen, daß meine Freundinn sich noch einmal möchte sehen lassen. Ich empfand es bald, daß meine Wünsche unbescheiden waren. Ich schämte mich meiner Eigenliebe, und hüllte mich trotzig in meinen Pelz, um auf dem ganzen Wege nichts zu sehen, da ich niemanden von meinen Freunden hatte sehen können. Und so verhüllt, und mit mir selbst unzufrieden, kam ich endlich Mittags um zwölf Uhr in S** an. Die gute und liebreiche Aufnahme meines Wirthes und der Seinigen war ganz besonders; aber mir nicht neu und nicht unerwartet. Ich habe mit gutem Appetite gegessen. Ein Umstand, der in einem Tagebuche aufgezeichnet zu werden eben nicht verdient, der aber damals sehr merkwürdig war, weil ich die ganze Mahlzeit über von nichts, als von meiner ausgestandnen Krankheit, von dem dadurch noch itzt geschwächten Körper, und dem ganz verlornen Appetite redete, und zu großer Erbauung der aufmerksamen Gesellschaft, erst bey der vierten Schüssel den verlornen Appetit und meine gänzliche Entkräftung empfand. Ich merkte meinen Fehler zu spät, und gab mir Mühe zu husten, mit kurzem abgestoßenen Odem zu reden, ein wenig zu erblassen, ich rieb die Stirne, und that auf meinem Stuhle ziemlich unruhig; aber alles vergebens. Hatte man die Gefälligkeit gehabt, zwo Stunden lang nicht zu merken, daß ich so gesund und

bey vortrefflichem Appetite war; so war man auch
mehr so grausam, nicht zu merken, daß ich alle m
Anstalt machte, auf eine anständige und bequem
in Ohnmacht zu fallen. Ich blieb also für dasm
sund, da es die Mühe nicht verlohnte, krank zu w
Der Nachmittag ward theils mit Spatziergehen,
es die rauhe Witterung erlauben wollte, theils m
nöthigen Einrichtung in meinem Zimmer, theil
Quadrille zugebracht. Wir speiseten, und ich gie
Bette, wo ich bald darauf sehr sanft einschlief, a
einmal gebetet, und zweymal nach Dresden g
hatte.

Sehen Sie, meine liebe Freundinn, das ist di
Probe von dem versprochenen Tagebuche. Was sol
aus werden, wenn ich von jedem Tage so viel schn
will? Seyn Sie ruhig, es wird nicht geschehen.
leben hier so ordentlich und einförmig, daß der erst
in der Woche den übrigen sechsen ziemlich ähnli
Ich fürchte sogar, daß es mir manche Tage an E
mangeln wird. Um nun diese nicht leer zu lassen,
ich Ihnen kurze Beschreibungen von unsern Geg
machen, von meinem Zimmer, von einigen Frem
die in unsre Gesellschaft kommen, reden; ich werd
nen kleine Anmerkungen über Stellen mittheilen, d
den Tag über gelesen habe: und damit dieses Tag
auch für mich angenehm und interessant werde, s
ich sehr oft von Ihnen reden.

Den 24ſten May.

Sie vergnügt war der heutige Vormittag! Von neun s eilf Uhr habe ich nach Dresden geſchrieben, und mei- r guten Freundinn geſagt, wie hoch ich ſie ſchätze, ohne ich mit der ängſtlichen Unterſuchung zu plagen, ob ihr ſe Verſicherung etwas mehr als gleichgültig ſeyn rfte. Ich habe für Sie und die Ihrigen ziemliche ittigkeiten mit eingeſtreut; aber ſie haben es alle um ich verdient, und ſie müſſen es auch einmal empfinden, ß ihr Freund ein Satyrenſchreiber iſt.

Mittags kam die Baroneſſe von G** mit ihrer ouvernantinn, der Hofrath von H** und der Hof- th Kl**, die beiden Vormünder, nebſt des letztern rau an. Die Mahlzeit war lebhaft und freundſchaft- h, wie immer die Mahlzeiten eines Wirthes ſind, der ehr für das Vergnügen ſeiner Gäſte, als für ſeinen tolz zu eſſen giebt, und lieber ſeine Gäſte aufgeheitert, s ſich bewundert ſehen will.

Es war ganz natürlich, daß ich mich dabey ſehr ufgeräumt befand. Den Hofrath von H** habe ich hon einmal in einer Geſellſchaft kennen lernen, und us einer kurzen Unterredung mit großem Vergnügen efunden, daß er weit mehr leiſtet, als ſein Aeußerliches erſpricht. Den Hofrath Kl** ſah ich zum erſtenmal. ine lange Reihe von wichtigen und einträglichen Ge- häfften haben ihm eine gewiſſe Erfahrung und Drei- igkeit zuwege gebracht, die ſeinen Umgang angenehm nd lehrreich machen. Sehen Sie, meine Freundinn, ie unparteyiſch ich bin, den Verdienſten eines Mannes Berechtigkeit wiederfahren zu laſſen, welcher ſich um nich ſehr wenig verdient gemacht hat, da er meiner Auf- merkſamkeit zwo Mädchen entriſſen, die in meinem Hauſe

wohnten, und davon die eine, wie Sie wissen, nicht unangenehm und reich, und die andere, wie ich es noch besser weis, als Sie es wissen, jung, gut gebildet, noch reicher, und also doppelt tugendhaft und liebenswürdig war. Von seiner Frau kann ich nichts sagen. Was sie spricht, und was sie thut, ist angenehm. Aber ich wage es nicht, ein Urtheil von einem Frauenzimmer zu fällen, das ich nur wenige Stunden gesehen habe, da ich mir noch itzt nicht getraue, zu behaupten, daß ich ein gewisses Frauenzimmer vollkommen kenne, mit der ich seit vier Jahren fast täglich umgegangen bin.

Die Gouvernantinn der jungen Baronesse scheint ihre Pflicht vollkommen zu verstehen. Sie ist gegen sie zu gleicher Zeit gefällig und ernsthaft, sie verliert selbige nicht einen Augenblick aus den Augen, ungeachtet sie solches bey dieser so gesitteten Baronesse vielleicht weniger nöthig hätte. Nur das finde ich zu grausam, daß sie das arme Kind mitten in seinem besten Appetite durch ihre tyrannische Fürsorge quält, und immer das Gericht, das ihm am besten schmeckt, eben für das ungesundeste hält, gleich als ob ihm ein Stückchen roher Schinken den Magen verderben würde, da es aus einer Familie ist, wo der Großvater der Wittwen Häuser verdauen konnte. Und doch erträgt die junge Baronesse diese hofmeisterische Strenge mit einer so folgsamen Geduld, die der große Gouverneur in Barataria, Sancho Panßa, dicken Andenkens, nicht hatte, als ihm der menschenfeindliche Arzt eine jede Schüssel, die ihm am besten zu schmecken schien, am geschwindesten von der Tafel wegtragen ließ. Nur ein Wort noch von der jungen Baronesse! Ich bin mit ihr außerordentlich zufrieden. Sie hat eine gesittete Lebhaftigkeit. Sie schien es nicht zu wissen, daß sie in der Gesellschaft die Vornehmste sey;

ar behutſam, ohne ſchüchtern zu ſeyn; ſie ſprach ohne zu plaudern; ſie wagte dann und wann einen ien Gedanken, und ward freudig, wenn ſie den all in den Augen ihres Onkels und ihrer Gouver- nn las. Ich habe ſie auf der Promenade beynahe Stunden am Arme gehabt, und von hundert Ma- , von der Religion und ihrer Saloppe, von Kriegs- hen und dem Viehſterben, von den ſchönen Wiſſen- en und ihrem Hunde geſprochen. Ihre Fragen und Antworten waren unverbeſſerlich. Durch ihre Fra- at ſie mich verſchiedenemal in eine ziemliche Verle- nt geſetzt, und auf meine Fragen immer geſchwind richtig geantwortet. Als ich einen alten Schooß- vom Hauſe, wegen ſeiner ſchmuzigen Lebensart, mürriſchen Weſens, und ſeines neidiſchen Knorrens ſeine Mithunde, welche aufgeräumter ſind, als er, alſo mehr geliebt und beſſer gefüttert werden, als ls ich dieſen unerträglichen Hund einen Philoſophen te: ſo machte mir die junge Baroneſſe über dieſen brauch des Witzes die artigſten Vorwürfe, vertheis mit einer ſehr ſatyriſchen Art alle Philoſophen, und ſchte ſich endlich im Ernſte einen Mann zu kennen, asjenige wäre, was die Alten unter einem wahren oſophen verſtanden haben.

Noch eins von unſerer Baroneſſe. Bey einer ge- n Gelegenheit warf ich die Frage auf: woher es komme, daß man in jüngern und geſunden Jahren niglich ſehr gelaſſen von der Nothwendigkeit des s rede, im Alter aber, bey entkräftetem Körper, und der größten Ungemächlichkeit, doch dieſe Meynung te, und mit Schrecken an den Tod denke? Sie war ihrer Antwort geſchwind fertig, und behauptete gar läuftig, es komme daher, daß man in jüngern Jah-

ren

ren um deswillen so gelassen vom Tode rede, weil ma Ursache habe, zu hoffen, daß er noch weit entfernt sey im Alter aber die stündliche Besorgniß zu sterben di Menschlichkeit unruhig mache: bey vielen verbittere de Geiz und das Mißvergnügen, andern ihr Vermögen z überlassen, diese Trennung: bey noch andern aber mach der Vorwurf, übel gelebt zu haben, und dahin zu fah ren, ohne bedauert oder vermißt zu werden, den Tod schrecklich.

Was halten Sie davon, meine gute Freundinn? Finden Sie nicht diese Urtheile artig und zum Theil ge gründet? Wie viel verspricht die junge Baronesse für ihre künftigen Jahre, da sie schon im eilften Jahre all Erwartung übertrifft! Das sind die glücklichen Folgen der Auferziehung eines vernünftigen Onkels, der zugleich ihr Herz bildet, ohne ihr Aeußerliches zu verabsäumen Wollte doch der Himmel, daß ihr der Hof spät, so spät als möglich, den Fehler verziehe, daß sie nicht Ahnen ge nug hat! Ihr erster Schritt an den Hof wird uns leh ren, ob ihr Verstand, ihr gutes Herz, ihr feiner Ge schmack, wirklich Verstand, gutes Herz und Geschmack sind, oder ob alles dieses nur eine gelernte Rolle ist.

Den 25sten May.

Der heutige Tag ist einer von denen, die ich Ihnen gleichförmige Tage genannt habe, und die ich sehr hochschätze, da sie mir auf dem Lande und in einem Hause, wie das Haus meines Wirthes ist, eine stille Zufrieden-

heit

it geben, die ich mitten in dem Lärmen oft vermißte. Wie oft bedaure ich bey dem Genuſſe einer ſo ſanften Gemüthsruhe die ängſtlichen Bemühungen der Hofleute, welche funfzig Jahre lang unter beſchwerlichem Zwange, unter nagender Unruhe, unter dem lärmenden Gewühle glänzender Thoren, die elendeſten Sklaven und ſehr oft Betrüger ſind, damit ſie in ihrem ſechzigſten Jahre bey einer dürftigen Penſion verhungern. Verſtünden dieſe Elenden ihr Glück, ſie würden, ſo bald ſie nur könnten, aufs Land flüchten, bey einer mäßigen Koſt geſund leben, einen Freund ſuchen, und unbemerkt, aber deſto glücklicher ſterben. Doch ich wünſche nicht, daß viele von ihnen auf dieſen vernünftigen Einfall kommen mögen, weil ein großer Theil der Glückſeligkeit auf dem Lande darinnen beſteht, daß dieſe Thoren in der Stadt eingeſperrt ſind.

Vergeben Sie mir dieſe Ausſchweifung! Aber werde ich mich hüten, mehr Ausſchweifungen dieſer Art auszuſtreuen? Faſt befürchte ich, daß ich mich nicht hüten werde. Denn Sie wiſſen wohl, wie oft Sie mir vergeben müſſen, ohne daß ich die geringſte Anſtalt mache, mich zu beſſern.

Ich will Ihnen eine kurze Beſchreibung eines ſolchen einförmigen Tages, wie der heutige geweſen iſt, machen, und mit Ihrer Erlaubniß, auch den kleinſten Umſtand nicht übergehen. Dadurch werde ich den Vortheil gewinnen, daß ich künftig, ſo oft ein ſolcher Tag wiederkommt, nichts weiter thun darf, als mich auf den 25ſten May beziehen.

Früh um ſechs Uhr wird es bey mir Tag; mit dem Schlage kömmt mein Bedienter vors Bette: denn da ich ſo glücklich bin, nur Einen Bedienten zu haben, ſo geſchieht alles, was ich verlange, auf den Punkt. Er

holet

holet von mir Ordre, was ich trinken und zum Frühſtück eſſen will. Ich dehne mich ein paarmal vornehm aus, und erwarte ganz deſpotiſch Kaffee und Butterſchnitten mit aufgeſtreuter Raute. Er geht, und ich ſtrecke mich noch einmal auf meinem Bette aus, welches ſo weich und bequem iſt, daß es ſo gar für einen Domherrn weich und bequem genug ſeyn würde. In dieſer hochwürdig-faulen Stellung erwarte ich mein Frühſtück, denke zuerſt an Sie, meine Freundinn, um meinen Tag mit der angenehmſten Beſchäfftigung anzufangen, theile die ſechzehn lange Stunden ein, die ich vor mir habe, müßig zu gehen, werfe den Schlafpelz über, und ſtrecke mich in einen großen Lehnſtuhl, der ſehr gemächlich, aber wenigſtens dreyßig Jahre älter iſt, als ich. Der Kaffee kömmt, ein Kaffee, den der Muſti nicht beſſer trinkt, und Raam dazu, der werth wäre, von Ihnen getrunken zu werden. Bis neun Uhr bringe ich mit dieſer nahrhaften Berufsarbeit zu, und wenn ich den Abend vorher mit meinem Tagebuche nicht fertig werden können, ſo hole ich das Ermangelnde nach. Von neun bis eilf Uhr beſchäfftige ich mich meiſtentheils mit Ausarbeitung ſolcher Sachen, die in meinen Beruf Einfluß haben, und die mich oft zu einem patriotiſchen Don Quixote machen. Ich unterſuche die Fehler unſerer zerrütteten Landesverfaſſung, thue ſehr gründliche Vorſchläge von Verbeſſerung des Steuerweſens, und ſo oft ich eine ſolche Abhandlung zu Papiere gebracht habe, ſo oft freue ich mich darüber wie ein Poet, der ein Sinngedicht ausgeheckt hat. Aber den Augenblick darauf ſchäme ich mich meines patriotiſchen Kollers, werfe die ganzen Vaterlandsgedanken in den Kamin, um dem Hofe nicht verdächtig, und den Patrioten nach der Mode nicht lächerlich zu werden. Doch alles dieſes hindert mich nicht, den folgenden Morgen in

eben

oder den Paroxyſmus zu verfallen, von neuem zu reformiren, und mich von neuem zu ſchämen.

Seit den Abentheuern des Ritters von Mancha iſt wohl keine tollere und gefährlichere Krankheit gefunden worden, als die Vaterlandsliebe. Und wie jenem die Ritterbücher ſeiner Zeit den Kopf verwirrt machten, ſo will ich durch meine Erfahrung jeden Menſchen wohlmeynend warnen, Cato's Lettres und Gordens Tacitus nicht zu leſen, oder wenn er ja verwägen genug iſt, darinne zu leſen, ſogleich zum Niederſchlagen der aufwallenden patriotiſchen Hitze, eine Seite vom Staatskalender auswendig zu lernen. Verzeihen Sie mir es wohl, meine gute Freundinn, daß ich ſo ein Steuerpedant bin, Sie mit Sachen zu unterhalten, welche kaum der Erbmarſchall anzuhören genug Geduld haben würde? Aber Sie verzeihen mir es gewiß, ich kenne Sie zu gut, und bey dem glücklichen Vorſatze, den Sie haben, Ihre Kenntniſſe in allen Sachen zu erweitern, muß es Ihnen einerley ſeyn, ob Sie ein Buch aus dem Homer, oder einen Meßkatalogus leſen. Und mich dünkt, dieſe beide Sachen ſind die äußerſten Gränzen des menſchlichen Witzes und Verſtandes.

Gegen eilf Uhr kömmt mein gefälliger Wirth zu mir, fragt, wie ich geſchlafen habe, und nimmt mich zu einem Spaziergange mit, welcher bis um zwölf Uhr währet.

Das muß ich hier noch anmerken, daß um eilf Uhr die Woche ein paarmal Betſtunde iſt, die wir nicht verſäumen. Künftigen Sonntag werde ich Gelegenheit haben, Ihnen von unſrer Andacht mehr zu ſagen.

Von zwölf bis zwey Uhr eſſen wir. Mit dem Vergnügen und der Gemüthszufriedenheit, mit welcher ich hier eſſe, mit der eſſe ich in Dresden nur ſelten,

und allenfalls nur dann, wenn ich neben Ihnen am Tische sitze.

Wir haben, außer dem Nachtische, ordentlich vier Gerichte, die gut gewählt, eben so gut zugerichtet und gesund sind; einen vortrefflichen Wein, und alles reichlich, ohne verschwenderischen Ueberfluß.

Nach zwey Uhr gehen wir in den Garten, und verdauen mit eben dem Vergnügen, mit dem wir gegessen haben. Göttliche Spaziergänge sind in diesem Garten und in der ganzen Gegend. Ich hebe Ihnen die Beschreibung davon auf, bis zu einem andern Tage.

Um drey Uhr begiebt sich ein jeder in sein Zimmer, schläft, liest, schreibt, thut was er will. Gemeiniglich lese ich alsdann, und was ich lese, sollen Sie auch in diesem Tagebuche erfahren.

Von fünf bis neun Uhr wird entweder gespielt, (denn ich spiele itzt fast täglich Quadrille um einen Preiß, der die Policeyordnung gewiß nicht übersteigt,) oder man fährt, oder man reitet, oder man geht spazieren.

Gegen neun Uhr wird eine kleine Mahlzeit gegessen.

Von neun bis zehn Uhr sitze ich neben dem Wirthe auf dem Sopha, rauche, wenn ich Lust habe, mit ihm Tabak, unterrede mich mit ihm von wirthschaftlichen, von witzigen, von gelehrten, von politischen und andern Sachen, und je mehr ich mit ihm davon spreche, desto mehr sehe ich, wie viel mir noch in allen diesen fehlt.

Um zehn Uhr wird ohne großes Geräusch gute Nacht genommen. Ich setze mich in mein Zimmer, schreibe an meinem Tagebuche, stelle mir vor, daß Sie neben mir sitzen, und daß ich alles das, was ich schreibe, Ihnen mündlich sage. Je lebhafter diese Vorstellung ist, desto angenehmer und erquickender ist mein Schlaf,

wel-

welcher bis früh um ſechs Uhr und gemeiniglich ununterbrochen dauert, und wenn ich endlich aufwache, ſo geſchieht es immer zu meiner großen Unzufriedenheit, weil mir faſt immer träumt, daß ich bey Ihnen ſey, mit Ihnen in einem Buche leſe, Sie auf dem Flügel ſpielen höre, oder mich mit Ihnen zanke.

So iſt ungefähr mein täglicher Lebenslauf. Wie gefällt er Ihnen? Bin ich nicht glücklich?

Am 26ſten May.

Das Wetter iſt heute Vormittags leidlich, nach Tiſche aber höchſt unangenehm geweſen, und wir haben uns um deswillen eines Vergnügens begeben müſſen, das wir uns bey einer Spazierfahrt vorgenommen hatten. Seit ich hier bin, haben wir noch keine recht angenehme Stunde gehabt, nichts als kalten Wind und untermiſchten Regen.

Ich wette drauf, Sie haben auf dieſer Seite ſchon neymal über mich und meine Predigt vom Wetter gepoltet. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, Sie haben ſehr unrecht gethan. Denn auf der See und auf dem platten Lande kann man immer von Wind und Wetter reden, ohne den Vorwurf zu verdienen, den man Stadtgeſellſchaften dabey macht. Da ich hieher gereiſt bin, um durch öftere Bewegung meiner Geſundheit aufzuhelfen, ſo habe ich wohl ein Recht, auf Wind und Wetter zu ſchmälen, welche mir bey meiner wichtigſten Abſicht ſo hinderlich ſind. Und alſo hatten Sie die geringſte Urſache nicht, über mich zu ſpotten. W. Z. E. W.

In der Beſchreibung vom geſtrigen Tage habe ich noch einen Hauptumſtand vergeſſen, den ich heut nachholen will. Nach meiner Ausrechnung mußten die Briefe, die ich den 24ſten nach Dresden ſchrieb, geſtern halb ein Uhr in Ihrem Hauſe ſeyn. Um eben dieſe Zeit trat ich in Ihre Stube, fand meine gute Freundinn ziemlich gleichgültig am Fenſter bey der Kommode ſitzen, und ſo bald der Brief abgegeben ward, riefen Sie: »Was? ſchon ein Brief von Herr Rabenern?« Hannchen, die eben ins Zimmer trat, ward blaß, flog der Fritzchen in die Arme, und rief ganz ängſtlich: »Gewiß »genug hat er auch an mich geſchrieben. Da ſiehſt du »nun, daran iſt kein Menſch ſchuld, als du. Antwor»ten thue ich gewiß nicht, drauf kann er ſich verlaſſen.« Fritzchen ſchweigt, und Hannchen hängt das Maul. Inzwiſchen kömmt Herr B*. Er öffnet den Brief. »Ach! wahrlich auch an die Gretel ein Brief, und auch »an die Hannchen! Wo iſt ſie denn?« Die arme Kleine muß herbey. Sie kömmt wie ein zitterndes Kind, dem die Ruthe droht. Sie will den Brief nicht öffnen. »da, lies du ihn, Lorchen!« Der Brief wird geöffnet, und ſie verwandelt bey jeder Zeile die Farbe. Die Gretel lieſt ihren Brief friſch weg, fragt, wenn ſie antworten ſollte, und ſagt der Mama das aufgetragene Kompliment, welche lächelt, weil es ihr die Gretel ſagt. Sie, mein liebes Lorchen, treten ans Fenſter, leſen meinen Brief, ſind eben nicht unzufrieden darüber, fangen bey der einen Stelle wirklich ſchon an, ein wenig zu lächeln, faſſen ſich aber ſogleich, indem Sie ſich beſinnen, daß Sie Lorchen ſind, und daß der Brief nur von Ihrem Freunde Rabener iſt. Sie ſtecken den Brief nachläßig in den Schubſack; Herr B* verlangt ihn zu leſen. — »O ja, Sie können ihn leſen; es ſteht gar nichts Be»ſon-

ıbres darinne.« Er fragt, wenn Sie antworten
ben? »Ach, lieber Gott!« iſt Ihre Antwort, »fra-
ı Sie mich nur nicht ſo viel auf einmal. Heute
mmt der Klaviermeiſter, morgen habe ich Kopfſchmer-
, übermorgen die Kolik, und alsdann . . . Mit
em Worte, ich will ſchon antworten.« Sie eilen
der Ihnen eigenen Miene davon, ſetzen ſich an Tiſch,
eſſen vermuthlich nicht. Denn was Sie da weiter
an haben, weis ich nicht, weil ich in dem Augen-
, als Sie die mir immer ſo gefährliche Miene mach-
von Ihrem Saale weg- und nach S** zurück
, wo ich fand, daß ich an der Tafel mitten in der
llſchaft ſaß, und etliche Minuten ſehr tiefſinnig,
heiter, bald mürriſch, und in dem letzten Augen-
e beſonders ſo verdrüßlich und erſchrocken ausgeſehen
, daß die Geſellſchaft ſchon anfieng, ſich meiner Ge-
heit wegen Sorge zu machen, und die Wirthinn mir
an den Puls fühlte, da ich von meiner Zerſtreuung
ie ſelbſt kam. Solche Zerrüttung kann eine einzige
ne von Ihnen anrichten, wenn ich auch ſechs Mei-
ntfernt bin. Bedenken Sie nun die traurigen Fol-
die eine ſolche verwünſchte Miene anrichtet, wenn
eben Ihnen ſtehe. Ich muß hier aufhören; denn
n ich von dieſer unglücklichen Miene rede, merke
daß ich eben ſo unruhig und ängſtlich werde, wie
Kind, wenn man bey langen Winterabenden in ei-
Stube ohne Licht das Mährchen von Mumm Mumm
llt.

Um des Himmels willen, mein liebes Lorchen, daß ich
meiner Rückkunft dieſe menſchenfeindliche Miene ja
wieder finde, oder ich flüchte über Hals und Kopf
er aufs Land.

Am 27ſten May.

Ich habe Ihnen verſprochen, eine Nachricht von unſerm Gottesdienſte zu geben. Hier iſt ſie. Eigentlich iſt das hieſige Rittergut in ein Dorf, eine Stunde weit entlegen, eingepfarrt. Weil aber in dortiger Gegend die Viehſeuche heftig wütet, ſo iſt aus einer ſehr vernünftigen Vorſorge die Anſtalt getroffen worden, daß die Gemeine den Gottesdienſt hier im Dorfe abwartet, wo eine alte und kleine Kapelle iſt. Wer einen Begriff von dem Gottesdienſte der erſten Chriſten hat, die in Höhlen zuſammenkamen, den wird dieſe Kapelle nicht befremden. Stellen Sie ſich ein Zimmer vor, etwan dreyßig Ellen lang, und halb ſo breit, das mit dicken ſchmuzigen Mauern eingefaßt iſt, und das Licht durch ein paar kleine Fenſter empfängt. Auf dieſen Mauern ruht eine hochgewölbte Decke von braun angeſtrichenen Bretern, ſodem Gebäude ziemlichermaßen das Anſehen eines Kobers giebt. In der Kirche ſelbſt finden Sie die Anſtalten zu allen kirchlichen Gebräuchen, und einen Altar, der noch dieſen Sommer prächtiger ausgeputzt werden ſoll, itzt aber ſich nur in einem leichten Negligee von grünem Taffet zeigt.

and Pulpit, Drum Eccleſiaſtick
is beat with Fiſt inſtead of a Stick;

welches aber nur vom Advente bis Faſten geſchieht. Auf einer ſogenannten Emporkirche ſteht ein Poſitiv, welches von Silbermannen iſt. Der Bader hieſigen Orts ſpielt darauf, und macht der chriſtlichen Gemeine viel Ehre. Eine Stunde vorher barbierte er mich, und trat mir ziemlich derb im Geſichte herum; Sie können alſo wohl glauben, daß er das Poſitiv nicht ſchont. Da er ein ſo wich-

nichtiges Glied der Kirche iſt, ſo hat er ein Recht, mit iner ſehr erbaulichen Ernſthaftigkeit auf ſeiner Bank zu zen: ich wünſchte nur, daß er ſich weniger ſchaukelte, nn er wackelt beſtändig hin und wieder, nicht anders, s ein türkiſcher Junge, der die Sprüche aus dem Alko- n lernt.

Die zwote Stütze der hieſigen Kirche iſt ein Menſch it ziemlich ordentlich ausgekämmten Haaren und einer rwürdigtrotzigen Miene. Die Bauern, die ihm nicht t ſind, nennen ihn den Kinderlehrer; er aber nennt h den Katecheten, und ein paar junge Bauerweiber nnen ihn auch ſo, weil ſie ihm nicht ſo gram ſind, wie re Männer. Dieſer Menſch muß in der Kirche leſen, nd die Lieder anfangen. Das erſtere verrichtet ziem- h gut, und das letzte, ſo gut er kann. Sein Intoni- n iſt erbärmlich. Weil er nicht ſingen will, wie der meine Bauerpöbel im Dorfe, ſo ſingt er ſo gräßlich, ß Menſchen und Vieh zittern möchten. Stellen Sie h ein Maul vor, das eben nicht das kleinſte in hieſigem orfe iſt; dieſes Maul preßt er in den linken Winkel ſammen, und den rechten ſperrt er ſo weit auf, daß an ihm bis in den tiefſten Abgrund des Magens ſehen nn. Sodann preßt er mit verwendetem Halſe den dächtigen Wind hervor, mit welchem er Gott loben nd ſeinen Nächſten erbauen will, und intonirt oder maut elmehr, wie ein zärtlicher Kater, ganz unvernehmliche öne; und wie er ſingt, ſo betet er auch. Alle ſeine Ba- r unſer kaut er, und bey Menſchen würde dieſe Kreatur nderlich Erhörung finden.

Ich hatte verſprochen, Ihnen eine Nachricht von nſerm Gottesdienſte zu geben, und ich ſehe, daß ich Ih- n von nichts erzählt habe, als von dem Bader und m dem Kinderlehrer. Ich will Ihnen auch weiter

nichts sagen, als daß der Probst Reinbeck predigte, und doppelt erbaulich und angenehm gewesen seyn würde, wenn er nicht durch den frommen Rachen des Katecheten hätte predigen müssen.

Unter dem Gottesdienste kam die Fräulein von W** mit ihrer feisten Gouvernantinn. Wir haben heute, da ohnedem das Wetter angenehmer war, als bisher, uns sehr wohl vergnügt, und Anstalt gemacht, uns morgen und übermorgen noch besser zu vergnügen. O! wären Sie doch bey uns, meine gute Freundinn. Kommen Sie, ich beschwöre Sie, kommen Sie gleich. Aber das werden Sie nicht wagen. Ihr böses Gewissen wird Sie zurückhalten. Sie würden das jüngste Fräulein nicht ansehen können, ohne mit zerknirschtem Herzen an die Bosheit zu denken, die Sie mir erwiesen haben. Himmel, was für eine unerschöpfliche Quelle von Heucheley, dreister Verwägenheit und schalkhaften Muthwillens! und das alles mit einer so gelassenen, frommen und ehrlichen Miene, beynahe so gelassen, fromm und ehrlich, als die meinige ist. Sind Sie nicht ein gefährliches Mädchen? Immer entdecke ich neue Fehler an Ihnen; aber zum Unglücke sind mir sogar Ihre Fehler liebenswürdig.

Heute habe ich genug geplaudert; ich werde schläfrig. Morgen wird für mich ein vergnügter Tag seyn, einer von den vergnügtesten, die ich in S** erleben kann. Wie freue ich mich darauf! Wie lang wird mir die Nacht werden! O! wäre er schon da, dieser vergnügte Tag! Habe ich nicht Ursache, ungeduldig zu seyn; denn morgen früh gegen sieben Uhr bekomme ich von Ihnen Briefe. Gute Nacht!

Den

Den 28ſten May.

Noch vor ſechs Uhr ſtund ich auf, und jagte meinen
Bedienten aus dem Bette. »Lauft, geſchwinde lauft
herunter und fragt: ob Briefe mit der Poſt angekom-
men ſind?« Er gieng mir viel zu ſachte, ob er ſchon
nlich eilte. »Trödelt aus!« rief ich ihm nach, gieng
meinem Zimmer mit geſchwinden Schritten auf und
, und erwartete mit unruhigem Vergnügen einen
rief von meiner Freundinn. Was wird ſie ſchreiben,
gute Freundinn? Vermuthlich einen langen Brief,
n ſie weis, daß mir auch ihre längſten Briefe zu kurz
d. Sie wird ſich rächen, und mir Vorwürfe machen,
eben ſo bitter ſind, als die meinigen; denn ob ſie
n, außer ihrem Briefe an die Babet, keine Satyren
chrieben hat, ſo iſt ſie doch eben ſo ſatyriſch, als ein
tor von Profeſſion. Viel Neues wird ſie mir ſchrei-
i vom Hofe und von ſich; und das Letzte wird für
ch das wichtigſte ſeyn. . . . Krank? — das wolle
Himmel nicht! Nein, ſie wird recht geſund ſeyn;
n ich habe es ihr von ganzem Herzen gewünſcht, da
abreiſete. Ich will viel wetten, ihr Brief wird
undſchaftlicher und weit gefälliger ſeyn, als ihre Un-
redungen meiſtentheils ſind. . . . Aber wo bleibt
in Bedienter? Das iſt ein unerträglich langſamer
enſch! — O! wenn ſie mir ſchriebe, daß ſie meine
ückkunft wünſchte, wie ſchmeichelhaft würde mir dieſes
mpliment ſeyn! Es iſt nur ein Kompliment, ich weis
; aber doch würde ich ſtolz darauf ſeyn, weil mir es
Lorchen macht. Ich guter Narr! — Babet läßt
ch gewiß auch grüßen; tauſendmal will ich ſie wieder
ißen laſſen, die vortreffliche Freundinn meiner Lorchen.
er warum nicht auch meine Freundinn? das laſſe ich

mit durchaus nicht nehmen. ... Aber wo bleibt mein Bedienter? Er wird eben ſo ein fauler Eſel — O! da kömmt er, mit einem großen Packt Briefen! »Nun, »mein lieber guter Johann, ſeyd ihr ſchon wieder da? »Gebt her!« Steuerſachen? wie kömmt das auf den Brief? Gewiß genug ſind ſie mit eingeſchlagen. — Ein Brief; — wieder ein Brief; — ein Bericht, — o! der hätte warten können. ... Da finde ich keinen Brief von meiner Freundinn; vielleicht ſteckt er hierinnen? — Nichts, überall nichts! — Das kann ich doch nicht begreifen. — Noch ein Supplikat von einem bedrückten Bauer — Der Bärenhäuter hat gewiß Unrecht. — Das kann ich doch nicht begreifen! ... »Befehlen Sie Thee, oder Kaffee?« — »Was ihr wollt.« »Befehlen Sie Milch?« — »Wie ihr wollt.« »Bringe »ich Brodſchnitte mit?« — »Ins Henkersnamen, wie »ihr wollt! Habt ihr bald genug gefragt?« ... Das kann ich doch nicht begreifen! — Am Freytage zu Mittage — ja, da müſſen ſie die Briefe bekommen haben — Der Nachmittag — der ganze Sonnabend, — geſetzt auch, daß der Klaviermeiſter gekommen wäre. In der Zeit kann man doch wohl ein Briefchen ſchreiben. Und wenn ich gleich glaubte, ſie wäre ... o nein! ſie war ja geſund, da ich wegreiſte. — Ich habe ſie ſo ſehr, ſo ſehr gebeten — und ſie verſprach mirs auch. — Das kann ich doch nicht begreifen! ... »Was für elenden »Kaffee habt ihr mir gebracht? Nehmt ihn weg. »Nun, was ſieht mich der Narre an? Den Kaffee ſollt »ihr wegnehmen! Ich will euch ſchon rufen, wenn ich »euch brauche.« — Es iſt warm heute, unerträglich warm heute. ... Nein, meine gnädige Fräulein, unmöglich kann ich heute Vormittags ſpazieren gehen — vielleicht komme ich nach. ... Nein, ich bitte unterthä-

ig, warten Sie auf mich nicht, ich komme gewiß
. — Wie geſagt, ich kann unmöglich — Kopf-
erzen habe ich — ja, es kann wohl ſeyn, daß ich
geſtern erkältet habe — Ich komme gewiß nach
aber ich ſage Ihnen, es iſt mir nicht wohl . . .
martern Sie mich nicht mit Ihrer Gnade! Gut,
in verdrüßlich; es ſey drum, wenn Sie das lieber
ben wollen — warten Sie nur nicht auf mich! —
n, wenn Sie es ſchlechterdings wiſſen wollen; ich
Briefe aus Dresden bekommen, die mir den Kopf
helnd gemacht haben. — „Von der Mademoiſelle
** ꝛc. Wie kommen Sie auf die? So gute Freun-
ind wir eben nicht. Sie hat mehr zu thun, und
. . . ja, ein Paar Briefe etwan, und das iſt ſchon
lange. — Schreiben thut ſie zwar ſehr gut, das
ich Ihnen ſagen, vortrefflich, und ſchreibt oft;
an mich nicht. . . . Nein, mit Ihrer Erlaubniß,
ragen Sie mich zu viel. . . . Kommen Sie, wir
len ſpazieren gehen! . . . Was für eine traurige
menade war das! Ich bin grauſam müde, — und
n es nur ein kleines Briefchen, nur ein paar Zei-
, nur ein Wort geweſen wäre; ſie weis doch, wie
ich mich auf ihre Briefe freue! Ja, wenn es ihr
an ſauer würde — Das kann ich doch nicht begrei-
! Nun, mein Entſchluß iſt gefaßt. — Nein, das-
iſt er gewiß gefaßt . . . Schon zur Tafel? Was
eine traurige, einförmige, langweilige Mahlzeit!
ht einen Biſſen gut gekocht! Und der Wein? . . .
h! ich weis gar nicht, wie die Geſellſchaft ſo aufge-
mt und luſtig ſeyn kann! Ich dächte, die itzigen
den wären nicht darnach. — Es muß doch eine
ſame Ueberwindung koſten, an einen guten Freund
zu ſchreiben, und der Sekretair B* . . . Nun,

mags doch! Mein Entſchluß iſt gefaßt, das ſoll wahr ſeyn. — »Wenn jemand nach mir fragt, Johann, ich »ſchlafe — bis um fünf Uhr wenigſtens.« — Der Teufel mag in dem Lärmen ſchlafen — Alles geht mir heute der Quere — Es ſoll mich doch verlangen, was für eine Entſchuldigung ſie vorbringen wird. O! fehlen wird es daran nicht; aber — Nu, nu . . . Nein, nimmermehr nicht — mags doch! — Schön ſind ihre Briefe, es iſt wahr, vortrefflich ſind ſie, und leſen ſich ſo angenehm, ſo . . . Nun, es ſey drum! Wie müßte ich thun . . . »Was giebt es denn ſchon wie»der? Mit eurer verfluchten Quadrille! Sagt, ich »käme gleich —« Dem Himmel ſey Dank! das war auch überſtanden. — Noch eine ſaure Stunde bey der Tafel — Gut, auch dieſe war vorbey! Nun zu Bette! werde ich auch ſchlafen können? — Wie unglücklich bin ich mit meiner Freundſchaft! Immer muß ich . . . Auf eine Viertelſtunde, auf eine kleine Viertelſtunde, wäre es nur angekommen — zu ſo einem Briefchen, — und ſie hat mirs ausdrücklich verſprochen — Es iſt gut, an die Babet . . . aber an die Babet iſt allemal Poſtrag! — »Johann, zieht mich aus! löſcht »das Licht aus!« — Einmal für allemal, das kann ich doch nicht begreifen!

Den 29ſten May.

Freylich konnte ich es geſtern nicht begreifen, und ich legte mich mit feindſchaftlichem und rachſüchtigem Herzen zu Bette. Mein Entſchluß war gefaßt, und vielleicht im

im ganzen Ernſte gefaßt; aber wie wenig kannte ich mich! Ich hätte mich beſinnen ſollen, daß es, auch bey den größten Beleidigungen, mir niemals möglich geweſen iſt, länger als vier und zwanzig Stunden mit Ihnen zu ſchmollen; und daß alſo bey dieſer kleinen Nachläßigkeit im Schreiben, meine grimmige Wut kaum ſechs Stunden wiederhalten würde. Und in der That dauerte ſie kaum ſo lange. Denn heute früh um fünf Uhr wachte ich auf; (es war ſchon ein gutes Zeichen, daß mich die freundſchaftliche Verzweifelung beynahe ſechs Stunden ſo ſanft und ruhig hatte ſchlafen laſſen) ſo bald ich erwachte, fiel mir mein geſtriger Zank mit Ihnen ein. Ich ſtellte mir Sie mit meinem Tagebuche in der Hand vor. Sie hatten Ihre natürliche trotzige Miene, welche meine Uebereilung zu verdammen ſchien; und mitten in dieſem Trotze glaubte ich einen gewiſſen freundſchaftlichen Blick wahrzunehmen, welcher meinen ganzen Zorn entwaffnete. Ich gab mir Mühe, Entſchuldigungen für Sie auszufinden; ich glaubte dergleichen zu finden: aber ich gab mir auch eben ſo viele Mühe, nicht zu unterſuchen, ob ſie gegründet wären, weil ich ſchlechterdings verlangte, daß Sie Recht behalten ſollten. Sehen Sie, meine gute Freundinn, ſo gefällig iſt Ihr Rabener; ſo gut meynt er es mit Ihnen; ſo viel Mühe giebt er ſich in wichtigen und gleichgültigen Sachen, durch eine beſtändige Achtung und ſorgfältige Aufmerkſamkeit auf alles das, was Ihnen angenehm ſeyn kann, Sie zu überzeugen, daß er Ihr wahrer, und obſchon nicht der erſte, doch der Ordnung nach wenigſtens der zweyte Ihrer guten Freunde iſt. ..

. . . . . .

. . . . . .

Voll von Freundſchaft und Vergnügen war ich bis hie-

her

her gekommen, als ich von der Post durch a
Briefe aus Ihrem Hause vom 28sten May er
Ihnen aber nicht eine Zeile, auch die gering
nicht fand, daß Sie in Willens gehabt hätten
zu schreiben, oder, daß es Ihnen eingefallen
gen dieser unterlassenen Antwort meine Freund
ruhigen zu lassen. Diese Gleichgültigkeit ist
wartet. – Vielleicht bringt die morgende Post,
so sehr wünsche. Und geschieht es auch alsda
ich wage es nicht, mich zu erklären; aber
es noch weniger, mein Tagebuch fortzusetzen
da es scheint, daß Ihnen der kleine Brief vo
May sehr gleichgültig gewesen, so muß ich b
daß Ihnen dieser Traktat, welcher aus sieben
gen Briefen besteht, gar ekelhaft werden möcht

Meine liebe Charitas,

Unſer Briefwechſel iſt mir viel zu angenehm geweſen, als daß ich nicht auf ein Mittel hätte denken ſollen, Ihnen eine Gelegenheit zu verſchaffen, wie Sie deſſelben ſo fleißig erinnern, die nützlichen und guten Gedanken, die man Ihnen in die Feder gelegt, täglich vor Augen haben, und meine freundſchaftlichen Lehren und Warnungen

nungen

Zu beſſerm Verſtändniſſe dieſer Briefe dienet folgende kleine Anekdote. Der ſelige Rabener gieng in einem gewiſſen angeſehenen Hauſe aus und ein, wo ſich ein Paar junge Frauenzimmer befanden. Dieſe geriethen auf den ſcherzhaften Einfall, mit ihm einen Briefwechſel unter einem erdichteten Namen zu unterhalten. Ein paar Wochen lang, wußte er nicht, woran er war; ein Zufall aber entdeckte ihm die Verfaſſerinn. Er ließ ſich nichts davon merken, und ſchrieb ſo lange in dem vorigen Tone fort, bis er eine Erklärung für gut fand. Dieß gab ihm inzwiſchen Gelegenheit, den Scherz in ſeinen Antworten den Perſonen gemäßer einzurichten.

nungen ſich immer bekannter machen könnten. Ich habe geglaubt, daß dieſes am füglichſten geſchehen möchte, wenn ich alle Briefe, die ſie von Zeit zu Zeit von uns und den beiden verkappten Barbern geſchrieben worden, zuſammenbringen ließ. In dieſem Bändchen ſind ſie alle beyſammen. Ich werde wegen dieſer Aufmerkſamkeit für Ihr Beſtes mehr belohnt ſeyn, als ich ein Recht habe, es zu verlangen, wenn Sie dafür meine gute Freundinn bleiben. Leben Sie wohl. Dresden, am 26ſten März, 1758.

Rabener.

Mein Herr,

Das iſt der erſte Brief, den ich in meinem Leben ſchreibe. Ich bin ein Mädchen von drey bis vierhundert Wochen. Vor etwa drey Monaten habe ich angefangen ſchreiben zu lernen. Man ſagt: ich ſchriebe für die kurze Zeit, da ich gelernt habe, recht hübſch. Es wäre mir lieb; doch möchte ich mich nicht gern betrügen. Sie ſollen Richter ſeyn. Belieben Sie Ihre Gedanken davon nur einigen von Ihren guten Freunden zu ſagen, ſo will ich ſie bald erfahren. Schmeicheln Sie mir nicht: erfahren ſollen Sie aber auch nicht, wer ich bin, bis ich gehört, wie Ihr Urtheil ausfallen wird. Verzeihen Sie meiner Freyheit. Ich bin Ihre Dienerinn, und heiße mit dem Vornamen

Charitas.

Dres-

Dresden, am 9. Dezemb. 1757.

Recht ſchön, meine artige kleine Korreſpondentinn, herliebſt ſchön ſchreiben Sie. Ganz gewiß müſſen Sie ch in Ihrer Zeitrechnung geirrt haben; denn unmöglich nn ein Frauenzimmer von vierhundert Wochen ſo rich- g und ſo fein ſchreiben. Aber ich beſinne mich, das ſchöne Geſchlecht braucht kaum ſo viel Monate, als wir annsperſonen Jahre brauchen, recht gut, oder recht limm zu werden.

Wenn Sie, meine liebe Unbekannte, dieſes noch cht verſtehen, ſo fragen Sie nur Ihre Tanten, die erden es Ihnen gewiß erklären. Sie warnen mich, ch ſolle Ihnen nicht ſchmeicheln? O! merken Sie ſich e Warnung, ich bitte Sie darum. Nicht alle Manns- erſonen ſind ſo aufrichtig, als ich bin. So bald Sie hthundert Wochen alt ſind, werden Sie erfahren, daß ch heute wahr geredet habe. Sie ſchreiben mir doch uld wieder? Wie ſorgfältig will ich Ihren Brief auf- eben, da er, wie Sie ſagen, der erſte iſt, den Sie in hrem Leben ſchreiben. Mir wird er allemal ſchätzbar, nd künftig für viele ein Heiligthum ſeyn, die Ihre riefe vergebens wünſchen. Habe ich Ihnen nunmehro nug geſagt? Nun erfahre ich doch Ihren ganzen Na- en? Ich möchte mich gern mündlich bey Ihnen be- nken, und Ihnen die Hände küſſen.

Rabener.

Mein

Mein Herr,

Ist es wahr, daß Sie sich die Mühe nehmen, und mir auf meinen gestrigen Brief antworten wollen? Die Frau, die ihn überbracht, hat mir es beredet. Damit könnten Sie mir eine rechte Freude machen. Wie fleißig wollte ich ihn durchbuchstabieren, und allemal in meinem Schränkchen wieder aufheben! Schreiben Sie geschwind, die Frau soll darauf warten. An solche kleine Mädchen haben Sie doch noch nicht geschrieben. Ich möchte schon wissen, was Sie sich für eine Vorstellung von mir machen? Warten Sie, ich will sehen, ob ich mich beschreiben kann. Ich bin zu meinem Alter weder zu groß noch zu klein; schön sehe ich nicht aus, aber auch nicht häßlich. Artig — manierlich . . . Ich will aufrichtig seyn. So gar sehr artig und manierlich, als viele andere von meinen Jahren, bin ich auch nicht. Ich bin mehr ernsthaft, als lustig, und halte mich gern zu erwachsenen Personen, die sittsam und verständig sind. Ich habe . . . nein, das sagt Charitas nicht. Schweigen muß sie, sonst wird sie sich verrathen; das thut sie nicht.

Mein Herr, Charitas ist Ihre gehorsame

Dienerinn.

Am 9ten December, Abends.

Sie sind schalkhaft, meine kleine Freundinn, beynahe so schalkhaft, als ein erwachsenes Frauenzimmer. Ich hoffte gewiß, ich würde Sie heute kennen lernen. Sie kön-

nen wohl glauben, daß ich mich ſehr darauf freute.
ll Ungeduld erbrach ich Ihren Brief, ich lief ihn
hrig durch, ich las ihn noch einmal, noch zweymal
: der gröſten Aufmerkſamkeit durch, und nun weis
heute eben ſo wenig, als ich geſtern wußte. Aber
men Sie ſich in Acht, meine gar zu verſchwiegene
aritas! ich habe ſchon mit dem Amtmanne geſprochen.
ch in dieſer Woche, vielleicht morgen, ſoll durch die
ze Stadt in allen Quartieren Ausſuchung gethan
den. Alle Frauenzimmer von drey bis vierhundert
chen, die nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu
n und nicht zu häßlich, mehr ernſthaft als luſtig ſind;
dieſe Frauenzimmer ſollen zuſammengebracht werden.
s wetten wir, ich ertappe Sie? Ich werde eine jede
h der Reihe fragen; ob ſie artig und manierlich ſey?
h wenn eine darunter iſt, die es aus Beſcheidenheit
gnet, daß ſie es nicht ſo wäre, wie viele von ihren
hren, dieſe iſt gewiß meine verſteckte Charitas. Wird
nen nun bald Angſt? — Wie? ich glaube, Sie la-
gar noch darüber? Nun, warten Sie nur; gewiß,
ißt ertappe ich Sie; und wie ſoll ich Sie hernach be-
ſen?

Rabener.

Mein Herr,

y, wie freue ich mich, daß Sie an meine kleine Muh-
ſchreiben! Nicht wahr, an mich ſchreiben Sie nun
h? Aber ich frage nicht, ob Charchen beſſer ſchreibt,

als ich; denn Charchen iſt auch älter, als ich. Aber wenn Sie noch mehr an Charchen ſchreiben wollen, da will ich auch recht hübſch ſchreiben lernen; ich laſſe mir aber doch keine Linien ziehen. Ach! hören Sie, wenn Sie mir ſchreiben, will ich auch mit keiner Puppe mehr ſpielen; aber Charchen ſpielt noch mit Puppen, und hat einen Hampelmann, der heißt Wilhelm. Ach! ich möchte gern wiſſen, welche Sie für die leichtfertigſte hielten? nicht wahr, mich nicht? Charchen ſagte mir in der Schreibeſtunde, daß ſie gleich den andern Tag wieder ein Briefchen von Ihnen erhalten, und das hätte ſie in ihr Schränkchen verſteckt; wenn Sie mir aber ein Briefchen ſchicken, das will ich allen Leuten weiſen, und da werden die Leute ſprechen: Ey, hat er denn auch kleine Mädchen lieb? Nicht wahr, das iſt beſſer? Aber Sie müſſen mir auch antworten; ſonſt lacht mich Charchen aus. Auf mein Briefchen dürfen Sie nur ſchreiben: An die kleine Barbara, Couſine der Charitas.

Barbara.

Am 11. December, 1757.

Das iſt eine verzweifelte Sache, mein gutes Barbarchen. Ich ſoll ſagen, wer am leichtfertigſten iſt: ob Sie, oder Ihre Couſine Charitas? Ich dächte nun ... was meynen Sie wohl, was ich dächte? — ich dächte, Sie wären am leichtfertigſten. Warum? — das will ich Ihnen gleich erzählen. Charitas ſagt von ſich ſelber ſehr wenig Gutes, und von Ihnen hat ſie mir gar nichts Böſes geſagt; aber Sie ſagen mir von der Charitas, daß

ß ſie nach Linien ſchreibe, daß ſie mit Puppen ſpiele, ıd ich weis ſelbſt nicht, was Sie mir alles von ihr ſa- n. Habe ich nicht Recht, daß Sie leichtfertiger ſind? ch glaube auch, daß mich Charitas lieber hat, als Sie ich haben. Denn ſie verſteckt meine Briefe in ihr ſchränkchen, und Sie wollen meinen Brief allen Leu- n weiſen: das ſehe ich nicht gern.

In vierzehn Jahren werden Sie mich ſchon verſte- n. Schreiben Sie mir doch bald wieder, ob ich Recht ıbe; aber ſchon Sie verſchwiegener, und zeigen Sie die- n Brief keinem Menſchen, am wenigſten Ihrer Mama. das merken Sie ſich einmal für allemal. Ich küſſe Ih- n Ihre kleinen Hände.

Rabener.

N. S.

Wiſſen Sie denn wohl, daß der Charitas r Hampelmann eben ſo heißt, wie ich? Das hat wohl was zu bedeuten. Noch ns: ſind Sie wohl großmüthig genug, ihrer Charitas zu ſagen, daß für ſie ſchon it vorgeſtern ein Brief bey mir liegt?

Mein Herr,

Ich bin ſchon wieder da; haben Sie etwas zu thun, o leſen Sie nicht weiter. Ich komme nur, mich für Ihren ſchönen Brief gehorſamſt zu bedanken. Ach, wenn ich ſo ſchreiben könnte! Glauben Sie wohl, daß ich es mit der Zeit lernen ſollte? ich wollte recht fleißig ſeyn. Ich weis auch wohl, wen ich gern zu meinem Lehrmei-

ſter haben möchte; aber wer wird ſich mit ſo einem kleinen Mädchen, wie ich bin, die Mühe nehmen? Zum wenigſten will ich mir bey Ihnen ausbitten, daß ich noch etlichemal an Sie ſchreiben darf, und da müſſen Sie mir auch erlauben, daß ich noch nicht ſagen darf, wer ich bin; denn ſo bald Sie das erfahren, ſo wird die ganze Freude aus ſeyn. Soll ich die Woche ein oder zweymal ſchreiben? — Sie antworten mir aber doch auch? Denn daran iſt mir am meiſten gelegen. Sie ſchreiben gar zu ſchön, und ich weis Jemanden, der mir, was ich nicht verſtehe, erklären ſoll. Den Jemand kennen Sie auch. Meine Tanten kann ich nicht darum fragen. Ich habe nur Eine, und die bekomme ich ſelten zu ſehen. Leben Sie wohl. Wenn darf ich denn wieder erſcheinen?

Charitas.

P. S.

Verbieten Sie doch Ihrem ſchlauen Diener, daß er meiner Briefträgerinn nicht mehr nachſchleicht.

Am 12. December, 1757.

Da haben Sie zween Briefe auf einmal. Seit Freytags habe ich mit Schmerzen auf eine Antwort von Ihnen gewartet. Ich glaubte ſchon — verzeih mirs Gott — ich glaubte ſchon, Sie wären unbeſtändig und mir in meiner Korreſpondenz untreu geworden. Denn, ob Sie gleich noch ein ſehr junges Frauenzimmer ſind, ſo ſind Sie doch ein Frauenzimmer. Ja, meine liebe

Cha-

ritas, alle Wochen zweymal, — ſiebenmal ſchreiben alle Wochen, wenn Sie wollen. So oft ich kann, de ich antworten, und mannichmal habe ich viel Zeit. ren Sie nur fort; Sie werden in kurzem noch viel r ſchreiben lernen, als ich es kann, denn ich ſehe r durch die Brille. Wollen Sie mich im Ernſte zum meiſter annehmen? O! verſuchen Sie es; ich bin fromm, und Mädchenſchulmeiſter habe ich ſchon in ter Jugend werden wollen. Aber darf ich denn in-hen gar nicht wiſſen, wer Sie ſind? Gut, ich will ich nicht wiſſen. Mein Bedienter ſoll auch Ihrem hwiegenen Courier nicht mehr nachſchleichen. Das ne verſtockte Frau! ſie hat mir gar nichts geſtanden. f ich denn auch nicht wiſſen, wer der Jemand iſt, ihnen alles erklärt, und den ich kennen ſoll? Wenn ur zum wenigſten das wiſſen ſollte. Noch eins. en Sie denn noch eine jüngere Couſine, die Barbara ? Sie hat mir am Sonnabende geſchrieben, recht Böſes von Ihnen geſchrieben: aber ich habe ihr ge- kurz und gut geſagt, ich glaubte das alles nicht; abe ſie brav ausgeſcholten, aber ich war auch recht auf die leichtfertige Barbara. Ihren Jemand grüſ- Sie von mir aufs verbindlichſte. Nur den Jemand Sie ſchütteln mit dem Kopfe. Gut! von Ihnen ich mir alles gefallen. Leben Sie wohl!

Rabener.

Mein Herr,

Ich bitte zwar um Verzeihung, daß Sie so oft überlaufen werden; ich kann mir aber nicht helfen. Gestern Nachmittage waren Sie nicht zu Hause. Also konnte ich auch keine Antwort bekommen, und gleichwohl möchte ich gar zu gern wissen, ob Sie mir erlauben, noch weiter an Sie zu schreiben, und wie vielmal die Woche? wenn es auch nur Einmal wäre. Ach ja, das erlauben Sie, bitte bitte ganz gehorsamst.

Charitas.

Am 14. December, 1757.

Nun schreibe ich den dritten Brief an Sie, meine liebe Charitas; aber vielleicht wird er eben so wenig abgeholt, wie die ersten beide. Es geht Ihnen wie allen vornehmen Leuten; je mehr Bediente, desto schlechtere Bedienung. Jeden Brief senden Sie mir durch ein neues Gesicht, und diese kommen wohl gar nicht wieder, oder doch, wenn niemand zu Hause ist. Ihre erste Briefträgerinn war wohl die beste; diese wollen wir zu unserm Briefwechsel verpflichten lassen. Sind Sie nicht auch meiner Meynung? Wenn dieser Brief wieder liegen bleibt, so lasse ich unsre ganze Korrespondenz in den Dresdner Anzeiger setzen, damit Sie erfahren, daß ich Ihnen geantwortet habe. Soll ich das thun? Adieu!

Rabener.

Ey, ey! wenn der Herr Amtmann wüßte, daß Sie ihn zum Popanz machten, was würde er ſagen? Fürchten Sie ſich aber nur nicht; dasmal ſoll er nichts erfahren. Den Spaß möchte ich wohl ſehen, wenn wir Kinder in zwo Reihen ſtünden, und Sie giengen mitten durch, und fragten eins nach dem andern: Biſt du es, mein Kind, oder biſt dus? Nimmermehr hätten Sie es erfahren ſollen. Es giebt auch leichtfertige Mädchen unter uns, die hätte ich angeſtiftet, daß ſie Sie und den Herrn Amtmann hätten zu lachen gemacht; aber ſo iſt es beſſer. Ich habe Sie noch einmal ſo lieb, daß Sie nicht wiſſen wollen, wer ich bin, und daß ich ſo oft ſchreiben darf, als ich will. Sie ſagen mir ſo viel ſchöne Sachen, daß ich nicht weis, für was ich mich zuerſt bedanken ſoll. Das aller — allerliebſte iſt mir, daß Sie mich zu Ihrer Schülerinn annehmen wollen. Sie werden ſehen, daß ich recht hübſch folge. Fragen Sie im rechten Ernſte, ob ich noch eine Couſine habe, die Barbara heißt? Das iſt ein fürchterlicher Name, den habe ich noch niemals gehört. Und die hat an Sie geſchrieben? Und die hat Böſes von mir geſchrieben? Von mir? Das kann unmöglich ein klein Mädchen ſeyn. Es iſt ſchon recht, daß Sie ſie brav ausgeſcholten haben. Hat ſie denn auch geſagt, wie ſie ausſieht? Wenn ſie nun ſchöner wäre, als ich, blieben Sie deswegen doch mein Herr Lehrmeiſter? Wenn ich mich nur nicht abgemalt hätte! Ich bin nun eben nicht ſo gar . . . Das Ding verdrießt mich. Schreiben Sie ihr etwa bald wieder? Wollten Sie wohl ein Briefchen von mir mit einſchlagen? Barbara! nein, Barbara möchte ich nicht heißen. Nicht wahr, Charitas klingt ſchöner?

Charitas.

Am 16. December, 1757.

Alſo ſoll ich wirklich Ihr Lehrmeiſter werden? Ja, meine liebe Schülerinn, darauf bin ich recht ſtolz, weit mehr ſtolz, als kleine Mädchen, die nicht ſo vernünftig, wie Charitas denken, auf neue Kleider ſind. Was werde ich nicht für Ehre mit Ihnen einlegen! Aber, wie mache ich es, wenn ich Sie ſtrafen ſoll? da ich nicht weis, wer Sie ſind, und wo Sie wohnen; doch ich bin überzeugt, Charitas ſtraft ſich ſelbſt, wenn ſie ja einmal fehlt, und ſie fehlt gewiß nur ſelten. Haben Sie denn im Ernſte keine kleine Muhme, die Barbara heißt? Das iſt für mich ein neues Räthſel. Und hätten Sie vier Barben zu Muhmen, ſo bleiben Sie mir doch die liebſte. Halten Sie das wirklich für den bitterſten Vorwurf, den Ihnen Barbara machen könnte, wenn ſie geſagt hätte, daß ſie ſchöner wäre, als Charitas? O wie ähnlich ſind ſich doch die Frauenzimmer von *** ja, vielleicht von dem Jemand an bis auf die Charitas! Barbara hat mir von Ihnen das nicht geſagt. Und ich bin gewiß, wenn Charitas nicht ſo ſchön, ja, und wenn ſie ſogar häßlich ausſähe; ſo würde ich ſie doch wegen ihrer andern guten Eigenſchaften unendlich hochſchätzen. Bey einem artigen und tugendhaften Mädchen vermißt man die Schönheit ſehr wenig. Sehen Sie, rede ich nicht ſchon in einem wahren Schulmeiſterton? Fürchten Sie ſich nur nicht! So ernſthaft ich manchmal ausſehe, ſo freundlich küſſe ich Ihnen doch itzt die Hände.

Rabener.

Am

Am 17. December, 1757.

a ich nun einmal Ihr wohl berufener und verordne
Leib- und Mundſchulmeiſter bin; ſo werden Sie mir
große Neugierde verzeihen, die ich habe, Sie näher
len zu lernen: nicht Ihre Perſon, weil Sie dieſes
t wünſchen; ſondern Ihre tägliche Beſchäfftigung.
lden Sie mir doch, wie Sie vom Morgen bis auf
Abend Ihren Tag zubringen, was Sie lernen, und
begierigſten bin ich zu wiſſen, womit Sie ſich in
enſtunden vergnügen? Von dieſen letztern, und be-
ers von Ihren Spielen, verſchweigen Sie mir ja
s. Barbara ſagt mir ſonſt alles, und ich werde
ſehr betrüben, wenn Sie mir nicht die reine Wahr-
ſagen. Sie ſpielen doch nicht mit einem Hampel-
n, der Wilhelm heißt? Was die Barbara für ein
rtiges Mädchen iſt! Mir ſolch Zeug zu bereden?
ſoll mir nur noch einmal wieder kommen. Nein,
itas hat mir geſagt, daß ſie ernſthaft ſey, und mit
chſenen Perſonen am liebſten umgehe, nicht mit
pelmännern. Nun der Charitas muß ich wohl mehr
ben, als der Barbara, nicht wahr?

Rabener.

N. S.

len Sie mir einen Brief an die Bar-
ſchicken? Ich habe Gelegenheit, ihn
eſtellen.

Mein Herr,

Nein, gewiß, ich kenne keine kleine Mahme, die Barbara heißt. Glauben Sie denn, daß ich Ihnen Unwahrheiten sagen könnte? Da wäre ich nicht werth, Ihre Schülerinn zu seyn. Sie sind wohl gar ein wenig argdenklich. Nehmen Sie mirs aber nicht übel. Sie glauben, ich habe die Barbara im Verdacht, daß sie Ihnen geschrieben, ich wäre nicht hübsch: nein, versichert nicht. Ich will Ihnen sagen, warum ich verdrießlich war. Ich habe Ihnen geschrieben, daß ich nicht schön und auch nicht die allerartigste wäre: Könnte ich nun nicht fürchten, daß Sie vielleicht nicht gern an zwey kleine Mädchen schreiben möchten, und also die hübschste aussuchen, und mich etwa sitzen ließen? Sehen Sie, das war es, wovor ich mich fürchtete. Nun bin ich aber wieder froh, recht froh, daß Sie mein Lehrmeister seyn wollen; wenn ich auch häßlich aussähe. Immer strafen Sie mich, wenn ich fehle. Je ernsthafter Sie sind, desto lieber mir es ist; aber nur böse müssen Sie nicht werden, sonst weine ich; gewiß, ich weine, und da wird mich niemand trösten können, denn ich werde es niemanden sagen, warum ich weine. Gienge es denn nicht an, daß ich Sie selber fragen dürfte über das, was ich in Ihren schönen Briefen nicht recht verstehe? Ach ja, Sie sind ja mein Herr Lehrmeister, und können mirs am besten erklären. Ich will es probiren. In einem Briefe sagen Sie, ich wäre schalkhaft, wie ein erwachsenes Frauenzimmer: Heißt denn das gelobt oder getadelt? Kann man denn nicht tugendhaft und schalkhaft zugleich seyn? Hernach sagen Sie auch: Sie hätten geglaubt, ich wäre unbeständig, oder gar untreu geworden; denn wenn ich nur ein klein Frauenzimmer wäre,

so

ſo wäre ich doch ein Frauenzimmer. Sind denn alle Frauenzimmer ſo, oder nur einige? und ſind denn die Mannsperſonen gar nicht unbeſtändig, gar nicht untreu? Endlich ſagen Sie: O! wie ähnlich ſind ſich doch die Frauenzimmer! und Sie ſagen gleich darauf, wie Sie glaubten, ich wäre böſe auf die Barbara, daß ſie ſich für ſchöner hielte, als mich. Aergerts denn die großen Frauenzimmer mehr, wenn man ihnen ſagt, daß ſie nicht ſchön ſind, als wenn man ihnen ſagt, daß ſie nicht verſtändig ſind? Antworten Sie mir fein umſtändlich, ich möchte gar zu gern etwas lernen. Verlangen Sie aber nicht zu wiſſen, ob mich mein Jemand etwa angeſtellt hat, daß ich Sie fragen ſoll; ich ſage nichts, und gleichwohl möchte ichs Ihnen hernach auch nicht abſchlagen. Nein, nein, Sie fragen mich nichts, ich weis es ſchon.

Charitas.

Den 22. December, 1757.

Sie fragen mich auf einmal zu viel:

Ob ein Frauenzimmer tugendhaft und ſchalkhaft zugleich ſeyn könne?

Ob alle Frauenzimmer, oder nur einige davon unbeſtändig? Und ob die Mannsperſonen gar nicht unbeſtändig, gar nicht untreu wären?

Ob es die Frauenzimmer mehr ärgere, wenn man ihnen ſagt, daß ſie nicht ſchön, als wenn man ihnen ſagt, daß ſie nicht verſtändig ſind?

Cha-

Charitas! wo haben Sie hingedacht? drey solche wichtige Fragen auf einmal zu thun! Und in einem einzigen Briefe drey solche Fragen beantworten zu sollen; das ist zu viel, wahrhaftig zu viel. Ich getraue mir von diesen Fragen einen ganzen Stoß zu schreiben, über den Charitas nicht wegsehen kann. Aber desto weniger werde ich itzt davon schreiben; denn ich weis es gewiß, meine gute Charitas, ganz gewiß weis ich es, Sie haben so viele von Ihren Freunden um sich, die mich sehr auslachen würden, wenn ich über etwas predigen wollte, das diese Ihre Freundinnen besser verstehen. Und der Jemand . . . aber nicht ein Wort wieder gesagt, Charitas, — und ich denke immer, der Jemand weis viel aus der Erfahrung. Aber nur etwas auf Ihre Fragen zu antworten: warum ist Ihnen das Wort schalkhaft verdächtig? Unmöglich kann es was Böses sagen, da ich Sie genennt habe; und wenn Ihre Tanten, (denn ich glaube es immer noch nicht, daß Sie nur Eine Tante haben) und wenn diese Tanten nicht so schalkhaft wären, so würden sie nur halb so liebenswürdig seyn. Ueber die Unbeständigkeit des Frauenzimmers will ich mich mit Ihrer und der wertheſten Angehörigen Erlaubniß, nicht weitläuftig erklären. Unter uns gesprochen, die meisten sind es. Nicht alle in der Liebe, auch in der Freundschaft nicht alle; aber doch in andern Sachen, und im Geschmacke gewiß alle; verstehen Sie mich, Charitas? alle, alle! Ob es die Mannspersonen auch sind? O! meine liebe Charitas, vor diesen Leuten nehmen Sie sich in Acht! die sind unbeständig, sie sind untreu, und zum größten Glücke läßt ihnen dieser Fehler sehr lächerlich, ganz unerträglich lächerlich, denn er ist ihnen nicht so natürlich, wie dem Frauenzimmer. Ihre dritte Frage ist zu verfänglich. Viele Frauenzimmer, das räume ich ein, wer-

den

mehr beleidigt, wenn man ſie häßlich, als wenn man unverſtändig nennt: aber davon war in meinem efe an Sie die Rede nicht. Hätten Sie mich ge t: Ob auch verſtändige Frauenzimmer empfindlich den, wenn man ihnen zu verſtehen gäbe, daß ſie t ſchön wären, und ob ſie nicht lieber wünſchten, auch n zu ſeyn? Wenn Sie ſo gefragt hätten, ſo wüßte die Antwort. Ueberhaupt, meine werthe Charitas, n ich vom Frauenzimmer Böſes rede, ſo müſſen Sie das nicht übel nehmen. In Leipzig hatte ich es Ur e, und in Dresden kann ich mir es nicht abgewöhnen. Fehler des ſchönen Geſchlechts fallen viel ſtärker in Augen, als ihre Tugenden, weil man nichts als Tu en von ihren Vollkommenheiten erwartet. Und wir nsperſonen ſind allerdings ſehr mühſam, ihre Feh uszuſpähen, weil ſie außerdem zu unendlich viel züge vor uns haben würden. Sind Sie mit dieſer merklärung zufrieden?

N. S.

n Brief war ſchon geſchloſſen, da ich Ihrigen bekam. Ich danke Ihnen für n ſchönen Lebenslauf und für Ihren dankten Hampelmann. Das war wohl großes Opfer? Alſo hatte Barbara nicht ganz Unrecht? Der kleine Spion! wünſche Ihnen recht viel Schönes zum gen Chriſte.

Rabener.

Mein

Mein Herr,

Sie wollen von mir wissen, wie ich vom Morgen bis auf den Abend meine Zeit zubringe. Das will ich Ihnen sagen. So bald ich angezogen bin und gebetet habe, sehe ich, wo ich etwas zu thun bekomme, denn müßig gehe ich nicht gern. Zuweilen stricke ich, zuweilen nähe ich auch; aber nähen kann ich noch nicht viel, doch will ich es schon lernen, und Ihnen einmal etwas von meiner Arbeit zuschicken. Des Vormittags habe ich eine Stunde, da lerne ich den Katechismus; hernach kömmt mein Schreibemeister. Zweymal die Woche kömmt mein französischer Sprachmeister. Künftigen Sommer soll ich noch mehr Lehrmeister bekommen. Ich lerne auch rechnen, und seitdem ich lesen kann, lese ich fleißig. Schlagen Sie mir doch ein hübsch Buch zum Lesen vor. Ich habe wohl Puppen und auch einen Hampelmann, er heißt aber nicht Wilhelm, und ich spiele auch nicht mehr damit; und daß Sie sehen, daß ich mir gar nichts aus ihm mache, so schicke ich ihn durch die Briefträgerinn auch mit. Da sehen Sie, daß ich Ihnen nichts verschweige. Wenn ich nur sollte wissen, wer die kleine Barbara wäre, und wer ihr alles sagte. Ehestens will ich einmal an sie schreiben. Sagen Sie ihr nichts, daß Sie den Hampelmann haben; wir wollen doch sehen, ob sie das auch erfahren wird.

Charitas.

Meine

Meine loſe Barbara,

veymal haben Sie einen Brief von mir verlangen
en, ohne mir eine Zeile zu ſchreiben. Iſt das wohl
verantworten? Wenn Sie wüßten, daß ich mich mit
nen zanken wollte, recht ſcharf zanken; ſo würden
e kaum ſo neugierig nach meinen Briefen ſeyn. Wa-
ſchreiben Sie denn ſo viel Böſes von meiner guten
aritas? Sie kennen wohl das arme Mädchen nicht
mal; wenigſtens will Charitas von keiner Couſine
ſen, die Barbara heißt. Da ſteckt wohl gar eine
ne Schelmerey dahinter. Verantworten Sie ſich,
will ich Ihnen rathen; ſonſt glaube ich, daß Sie
ſo boshaft ſind, als Ihre Mama. Charitas hat
ihren Hampelmann geſchenkt. Hier ſchenke ich Ih-
ſolchen wieder zum Weihnachtsgeſchenke; Sie ſpie-
doch wohl lieber damit, als meine ernſthafte Chari-
. Unterſtehen Sie ſich ja nicht wieder, der Charitas
he Vorwürfe zu machen, oder ich komme ſelbſt und
e Ihnen ... die Ruthe nicht ... ein Mäulchen gebe
Ihnen. Das können Sie ſich merken.

Rabener.

N. S.
itten Sie es meiner Charitas ab; die
aritas iſt ein recht gutes und geſchicktes
ädchen. Auf mein Wort!

Mein Herr,

Da haben Sie einen Brief. Können Sie ihn doch an
hre auserwählte Charitas ſchicken. Wenn Sie hübſch
wüß-

wüßten, daß ſie . . . . Je ja doch! Sie ſollen nich wiſſen; Sie ſagen doch alles wieder. Ihre Dienerin kurz und gut.

Barbara.

N. S.

Ich ſchimpfe, wenn Sie den Brief an die Charitas öffnen.

Den 22. December, 1757.

Mein Herr,

Sie mögen mir wohl ein rechter loſer Herr Lehrmeiſte ſeyn. Warum wollen Sie mir denn auf meine Frage nicht ausführlich antworten? Woher wiſſen Sie denn ſo gewiß, daß ich viele von meinen Freundinnen um mic habe, die Sie auslachen würden? Und warum glaube Sie mir denn nicht, daß ich nur Eine Tante habe? Wa ken Sie nur, das ſollen Sie mir und meinen Freundin nen einmal abbitten müſſen. In der kurzen Antwort die Sie mir auf meine letzten Fragen geben, finde ic vielerley, worüber ich gern aufs neue fragen möchte. Er lauben Sie mir es immer. Ich will nicht mehr ſo vie auf einmal fragen. Nur eins möchte ich dasmal gern wiſſen: Warum können Sie ſich denn in Dresden noc nicht abgewöhnen, von dem Frauenzimmer Böſes zu re den? In Leipzig, ſagen Sie, hatten Sie es Urſache Haben Sie es denn in Dresden auch? Ich bin rech froh, daß ich noch klein bin, und Sie zum Lehrmeiſter habe. Vor den Mannsperſonen will ich mich recht in

Acht

Acht nehmen. Die ſollten ſich ſchämen, unbeſtändig zu ſeyn. Sind Sie denn auch einmal ſo geweſen? Wie haben Sie ſich denn das abgewöhnen können? — Schweig, Charitas; du fragſt ſchon wieder zu viel. Es iſt auch wahr; nicht ein Wort mehr, bis aufs Wiederſehn.

Charitas.

Den 31. December, 1757.

Bald werden Sie aus dem Lehrmeiſter Ihren Beichtvater machen. Erwarten Sie wohl im Ernſte ein treuherziges Geſtändniß auf die verfänglichen Fragen:

Ob ich auch in Dresden Urſache hätte, Böſes vom Frauenzimmer zu reden?

Ob ich auch einmal untreu geweſen ſey?

Unmöglich können Sie dergleichen Offenherzigkeit von mir erwarten. Und doch will ich ſo aufrichtig ſeyn, Ihnen wenigſtens das zu geſtehen, daß ich auch in Dresden Gelegenheit gehabt habe, mit Frauenzimmern unzufrieden zu ſeyn, noch niemals aber eine Gelegenheit, untreu zu werden. Nun fragen Sie mich davon weiter nichts mehr, wenn ich bitten darf; es giebt Augenblicke, in denen ich ſehr ſtumm bin. Hier iſt ein Brief, den ich an die Barbara, und einer, den Barbara an mich, und noch einer, den Barbara an Sie geſchrieben. Den an mich bitte ich mir zurück aus, und wenn ich nicht zu viel bitte, auch den zum Durchleſen aus, den Barbara an Sie geſchrieben hat. Sie antworten ihr doch? und

darf ich hernach wohl wiſſen, was Sie geantwortet haben? aber wenn ich es auch nicht wiſſen darf, ſo will ich mich beruhigen. Gern möchte ich beide leſen. Ueberlegen Sie es mit Jemanden.

Rabener.

Ma chere Couſine,

Es iſt gar nicht hübſch, daß mich Herr Rabener verrathen hat. Je nun, mags doch! Wenn du mirs zu bunt machſt, ſo verrathe ich dich auch. He! ſoll ich? Daß du nun beſſer ſchreiben kannſt, als ich: denk doch, das machts noch nicht aus. Was du nicht ſchreiben kannſt, ſchreibt deine . . . bald wär's herausgefahren. Kann ich doch beſſer tanzen, als du, und habe immer hübſche weiße Wäſche, und neige mich; tief, tief neige ich mich. Kannſt du das? Auf den Schooß laſſe ich mich auch nicht mehr nehmen, und bin doch lange nicht vierhundert Wochen alt. Ich grinze auch nicht, wie du, und krieche nicht beſtändig hinter die liebe Mutter. Wirſt du es nun bald Herr Rabenern geſtehen wollen, daß du mich kennſt? Das iſt doch toll! Deine Barbara nicht kennen zu wollen! Warte du . . . Geh nur, ich bin böſe!

Barbara.

P. S.

Den rechten Hampelmann haſt du auch nicht geſchickt. Den dickköpfigen Balg habe ich gemeynt, der oben in der Stube liegt! Weißt du nicht, wo er liegt? Frage nur Linen.

Mein

Mein lieber Herr Lehrmeiſter,

Heute will ich mich nur für die überſandten Briefe bedanken. Sind Sie mir denn auch wirklich ſo gut, als ie Sie es der ſogenannten Barbara ſchreiben? . . . a ſo, ich ſoll Sie nicht ſo viel fragen. Nun, antwort, n Sie mir nur nicht drauf; ſo bin ich geſtraft genug. ie verlangen der Barbara ihren Brief zu leſen; hier er, und auch meine Antwort. Sie werden ſie wohl ſtellen. Die Barbara, die ſoll ein kleines ehrbares ädchen ſeyn? Ein kleiner wilder Dragoner muß ſie n: ſie droht ja mit Verrathen, mit Schimpfen; es lt nichts mehr, als daß ſie noch flucht und ſchwört. ch will nur ſehen, was ſie nun vornehmen wird. Es gewiß kein kleines Mädchen, und wenn es eines wäre, nnten Sie es lieb haben? Sie glauben ihr doch nichts ehr? — Schon wieder gefragt. Aber wie ſoll ich es nn ſonſt machen, wenn ich gern etwas wiſſen will? ch muß nur dasmal gar aufhören. Vielleicht ſagen ie mir es ungefragt.

Charitas.

Sie heißen ſich Barbara, und mich Ihre kleine Muhme. Was Sie reden! Ich halte Sie nicht einmal für n kleines Mädchen; und wenn Sie eines wären, ſo üſſen Sie gewiß ſehr klein ſeyn, weil Sie die Leute ch Du heißen. Was habe ich Ihnen aber gethan, daß ie ſo viel Böſes von mir reden? So eine kleine Muhme wäre mir recht! Schämen Sie ſich. Was Sie für

Unwahrheiten sagen! Sie drohen, mich zu verrathen das fehlte noch! Doch meinetwegen verrathen Sie mich aber erstlich müssen Sie den Herrn Rabener durch Jemanden versichern, daß Sie wirklich ein kleines Mädchen sind, daß Sie noch nicht vierhundert Wochen alt, und meine Anverwandtinn sind. Können Sie das thun? Ich glaube es nicht. Ich möchte schon Ihre tiefen Neigen sehen! Das ist eine große Kunst; darüber muß ich lachen.

Charitas.

Den 4. Jänner, 1758.

Ich kann Ihnen heute nur ein paar Zeilen schreiben. Nun bin ich der Barbara im Ernste gram. Das ist eine kleine ungezogene Hummel! Unmöglich kann ich ihr gut seyn. Das werde ich ihr selbst sagen. Nimmermehr werde ich ihr wieder was glauben; und wenn sie gar meine Charitas verriethe, so glaube ich ihr doch nichts. Gott tröste einmal ihren armen Mann, der wird was an ihr zu ziehen kriegen! Aber meiner Charitas ihr künftiger Mann (ich meyne nicht den Hampelmann) der wird ein glücklicher Mensch seyn. Denn ein klein Frauenzimmer von vierhundert Wochen, das schon so gesetzt ist, so fleißig arbeitet, so gern lernt, und in seinen Sachen so ordentlich ist, von andern Personen nichts Böses spricht, mit einem Worte, das so tugendhaft ist, wie meine Charitas, das muß mit der Zeit eine gute Wirthinn, eine vernünftige Freundinn, und also eine liebenswürdige Frau seyn. Heben Sie diesen Brief auf,

er

er wird Ihnen einmal so lieb seyn, als ein Hochzeitcarmen; denn ich weis nicht, ob ich so lange leben möchte, da ich (im Vertrauen gesprochen) schon ein ziemlich alter Junggeselle bin. Ja, meine gute Charitas, nur bis auf Ihre Hochzeit möchte ich noch leben, damit ich Ihrem Manne Glück wünschen konnte. Ich glaube, vor Freuden tanzte ich gar, und wenn ich am Stocke tanzen sollte.

Sind Sie mit der Nativität zufrieden, die ich Ihnen stelle? Sie müssen wissen, daß das mein Handwerk ist. So bald ich ein kleines, oder auch ein erwachsenes unverheurathetes Frauenzimmer kennen lerne, so bald beschäfftige ich mich in Gedanken am liebsten damit, daß ich ihrem künftigen Manne den Planeten lese. Manchmal betrüge ich mich wohl, denn manche Mädchen sind ganz unergründlich. Aber noch öfter erlebe ich, daß ich Recht habe. Die unergründlichen Mädchen betrügen mich freylich, aber zu seiner Zeit sich doch am meisten; sie würden sich doch nicht so verstellen, wenn sie nicht Ursache hätten, sich vor andern und vor ihnen selbst zu schämen. Die Strafe kömmt gewiß, und ihr Mann ist sodann nicht allein unglücklich; sie sind es zugleich mit, und vielleicht doppelt.

Aber ich wollte Ihnen heute nur ein paar Zeilen schreiben, und habe schon die vierte Seite angefangen. So gern schreibe ich an meine liebe Charitas, daß ich meine Weitläuftigkeit nicht einmal merke. Ich finde, da ich itzt diesen Brief wieder durchlese, daß ich sehr ernsthaft gepredigt habe; aber Charitas ist auch keine Barbara. Leben Sie wohl.

Rabener.

N. S.

Hier ſende ich Ihnen der Barbara Pasquill mit Dank zurück, und bitte mir auch den Brief wieder aus, den Barbara an mich geſchrieben hat. Noch zur Zeit hat ſich kein Bothe von ihr gemeldet.

Mein Herr,

Ey! ich habe eine rechte Freude gehabt, daß Sie mir eben ſo bald ein Briefchen zugeſchickt, als der kleinen Charitas; aber meiner Mama habe ich den Brief weiſen müſſen, denn ich kann noch nicht leſen, und ich hätte auch nicht mehr ſchreiben können, weil meine Mama mir meine Briefe machen hilft: denn ich darf nicht in meiner Schreibeſtunde an Sie ſchreiben, und ich darf auch meinem Schreibemeiſter gar nichts ſagen, daß ich an Sie ſchreibe, ich möchte nur wiſſen warum? Als ich den erſten Brief an Sie ſchrieb, dachte ich, Sie wären etwan in meinem Alter, aber aus der Antwort merke ich wohl, daß Sie müſſen etwas älter ſeyn, denn Sie ſchreiben auch viel beſſer, als ich, Sie mögen alſo wohl etliche Monate länger gelernt haben. Meine Mama lachte recht, da ſie das von vierzehn Jahren in Ihrem Briefe las, und ſagte, ehe ich ſo alt werden würde, würden wir einander wohl von Perſon kennen — ach! darauf freue ich mich recht ſehr. Wenn Sie mir wieder ſchreiben, ſagen Sie mir, ob Sie mich auch gern wollen kennen lernen. Mein Jungfer Mühmchen will Ihren Brief abholen laſſen, denn ich habe ihr geſagt, daß ein

Brief

brief bey Ihnen fertig läge . . . Ach! wenn ich nur ald allein ſchreiben könnte, ich wollte Ihnen rechte lu- ige Sachen erzählen. Je nun vielleicht lerne ich bald, Sie müſſen mir nur hübſch oft ſchreiben, damit ich nicht e Luſt verliere, fleißig zu lernen.

Barbara.

Mein Herr,

Ich habe gedacht, Sie wären gar böſe auf mich, daß die mir nicht auf meinen Brief geantwortet haben; der die Charitas hat ihn nicht beſtellt, und darum krie- n Sie auch zwey auf einmal. Aber, wenn Sie mir cht gut wären, hätten Sie mir wohl ſelber ſchreiben innen; ich werde Ihnen alſo wohl noch zu klein ſeyn. e nun, mags doch, ich werde auch ſchon groß werden, nd da wirds auch wohl große Musjees geben, an die h ſchreiben kann, und die werden mir gern antworten. ber hören Sie, an die Charitas ſchreiben Sie oft, und s ärgert mich. Ich bin eben ſo hübſch, wie ſie, und ch dazu eine Brünette; und das iſt wohl beſſer, als nen rothen Kopf zu haben, und den hat Charitas. enn ich gleich ein bischen hinke, das will nichts ſagen, nd ich habe nun einen hohen Abſatz bekommen, da ſieht an faſt gar nichts mehr; und mein Papa ſagte letzthin y Tiſche, es wäre mancher Mann ſo betrogen worden; könnte aus Erfahrung reden, es wäre ihm mit ſeiner ſten Frau bald ſelbſt ſo gegangen, denn die Aeltern itten es verſchweigen wollen, aber ſie hätte es ihm ſelbſt

gesagt. Ach! seyn Sie doch so gütig, und schicken mir der Charitas ihren Hampelmann; ich will Ihnen auch von meinem heilgen Christe eine schöne Schäferinn schicken, und einen kleinen Harlekin, und hernach will ich die Charitas recht trillen, daß Sie mir ihre Puppe geschickt.

Barbara.

Den 7. Jänner, 1758.

Meine liebe Barbara,

Sie, oder ich, müssen behext seyn. Wissen Sie das Mährchen von dem alten Einsiedler? Ich will es Ihnen erzählen: Es war einmal ein Mann . . . Aber lassen Sie sichs nur Ihre Amme erzählen. Mit einem Worte, der Einsiedler ließ sich an zween Orten zugleich sehen; und so muß es mit Ihnen unfehlbar auch seyn. Heute bekomme ich zween Briefe von Ihnen, und vor vierzehn Tagen bekam ich auch einen von einer Barbara, einer kleinen Cousine der Charitas. Welche von Ihnen beiden ist nun die rechte Barbara? Charitas will von keiner Cousine Barbara wissen, und sagt, Sie möchten wohl ein kleiner Dragoner seyn; aber warum schreiben Sie auch einen so boshaften Brief an die Charitas? — Ihre Antwort haben Sie doch richtig bekommen? Ich bin ganz verwirrt; ich weis nicht, mit welcher Barbara ich itzt rede; machen Sie es mit der andern Barbara aus. Eine von beiden ist wohl eine kleine Betrügerinn.

Künf-

Künftig will ich alle meine Briefe an Sie bey der Charitas einſchließen. — Soll ich?

Rabener.

Mein Herr,

Was ſoll ich Ihnen auf Ihren ſchönen Brief antworten? Ich weis nichts, als mich zu bedanken. Sie loben mich, das ſoll mich nicht ſtolz machen? Ich will es aber ſuchen, immer mehr und mehr zu verdienen. Ich habe nicht gewußt, daß Sie auch wahrſagen können: wenn das die erwachſenen Frauenzimmer erfahren, da werden ſie ſich erſt recht vor Ihnen fürchten; ich will Sie aber nicht verrathen. Das iſt wohl die Urſache, warum Sie noch nicht geheurathet haben. Ja, ja, wer die Leute ſo kennt, wie Sie, der mag ſich nun wohl in Acht nehmen. Ich dächte aber doch, Sie hätten ſich eine Frau nach Ihrer Hand ziehen können. Und wie Sie die Mannsperſonen beſchreiben, da haben ſich die Mädchen noch mehr zu fürchten. Ich will zwar nichts verſchwören, es hat auch noch lange Zeit mit mir. Aber einen Mann zu nehmen .... Sie lachen vielleicht? Nein, lachen Sie nicht; ich ſchäme mich. Daß ja die Barbara nichts von dieſem Briefe erfährt! Die würde erſt lachen! Leben Sie wohl!

Charitas.

P. S.

Verzeihen Sie mir heute meine ſchlechte Schrift.

Dresden, am 12. Jänner, 1758.

Sie haben mir recht Angst gemacht, meine liebe Charitas, da Sie mir sagen, die erwachsenen Frauenzimmer würden sich vor mir fürchten, wenn sie erführen, daß ich wahrsagen könnte. So alt ich bin, so gut bin ich doch noch dem erwachsenen Frauenzimmer. Das ist bey mir ein Familienfehler, wenn es ein Fehler ist, und ich würde mich sehr betrüben, wenn mich die guten Kinder scheuen sollten. Aber ich weis es schon, Sie verrathen mich nicht, und weil Sie so verschwiegen sind, so will ich Sie künftig zu meiner Vertrauten machen. Ich will Ihnen recht viel Heimlichkeiten ins Ohr sagen. Ich will Ihnen ein paar Mädchen beschreiben, die ich sehr geliebt habe, da ich noch in Leipzig war. Ich will Ihnen den Charakter einiger meiner Freunde, oder vielmehr meiner Bekannten machen, damit Sie sich vor den Mannspersonen desto mehr in Acht nehmen. Meinen itzigen Charakter will ich Ihnen machen, wie ich bin, und wie ich würde seyn, wenn ich geheurathet hätte, damit Sie sehen, daß ich meine Fehler eben so gut kenne, als die Fehler anderer. Ich will Ihnen, (aber um des Himmels willen verrathen Sie mich nicht) Ihre zwo Tanten will ich Ihnen schildern, die verheurathete und die unverheurathete: jene, wie ich glaube, daß sie war, ehe sie den Mann nahm; und diese, wie sie seyn wird, wenn sie einmal einen Mann hat. Sehen Sie, das alles will ich Ihnen nach und nach vertrauen, wenn Sie recht verschwiegen seyn wollen. Wollen Sie das? Melden Sie mir doch, ob ich mich darauf verlassen kann, und welches von allen diesen Geheimnissen Sie zuerst wissen wollen. Ich dächte das von den Tanten; nicht wahr?

Rabener.

Mein

Mein Herr,

Je pfuy! ich werde doch keine Amme mehr haben ſollen? Ich bin ja ſchon ſeit ſieben Jahren entwöhnt, und ſeit dem meine Kinderfrau den alten garſtigen Sänftenträger geheurathet, habe ich auch keine Kinderfrau mehr; ich habe auch alle Leute im Hauſe gefragt, wegen des Einſiedlers, aber es weis niemand etwas davon. Aber nein, ich mag es auch lieber nicht wiſſen: denn es mag wohl eine Geſpenſterhiſtorie ſeyn; und da ich mich ſo leicht fürchte, ſchade darauf! Ihr Brief iſt doch recht garſtig geſchrieben. Warum ſchreiben Sie mir denn nicht ſo gut, als der Charitas, und warum will mich denn das alberne Mädchen nicht kennen? Ich mag auch gar nicht mehr zu ihr gehen, und mit ihr ſpielen. Ich ſehe wohl aus Ihrem Briefe, daß Sie das garſtige Ding lieber haben, als mich. Und warum heißt ſie mich einen wilden Dragoner? das leide ich gewiß nicht. So bald ich ſie ſehe, ſchmeiße ich ſie in die Augen: und warum ſoll ich denn eine kleine Betrügerinn ſeyn? Sie werden machen, daß ich anfange, recht über Sie zu weinen. In Ihrem erſten Briefe waren Sie ſo artig, und nun ſeyn Sie wohl aufgehetzt? Je nu, mags doch, kann es doch gar bleiben: ich muß ja eben nicht an Sie ſchreiben: es giebt ja mehr Mannsperſonen, die auch gern an Mädchen ſchreiben. Sie ſind ſchon hochmüthig, weil auch die Charitas an Sie ſchreibt. Wenn Sie mir alſo nicht wieder ein hübſches Briefchen ſchreiben, ſo iſt das der letzte; machen Sie nun, was Sie wollen. Ich habe auch um der Charitas ihren Balg gebeten; allein, wenn Sie mir auch den ſchicken wollen, ſo mag ich ihn nicht haben.

Barbara.

Pour

Pour Madame O. F. mere de la petite Barbara.

Den 12. Jänner, 1758.

Madame,

Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihre Barbara bey Ihnen verklagen; ſie iſt ein gar zu ſchlimmes Mädchen. Das kleine trotzige Geſchöpf hat mir einen ſo grämiſchen Brief geſchrieben, daß mir die Augen übergehen mochten. Wenn ich nicht glauben ſoll, daß Sie ſelbſt eine böſe Frau ſind, ſo züchtigen Sie das leichtfertige Kind. Von wem hat ſie denn ſo viele Bitterkeit gelernt, vom Vater oder von der Mutter? Ich möchte Sie wohl kennen, Madame. Wenn Ihre Barbara mir es nicht recht bußfertig abbittet, ſo laſſe ich ihren Brief in die Erlanger Zeitungen ſetzen, und warne alle Junggeſellen vor einem ſo kleinen böſen Kraute. Das werden Sie doch nicht gern wollen, daß Ihre Tochter als eine alte Jungfer ſterben ſoll? Gewiß thue ich es, denken Sie an mich, denn ich bin ſehr beleidigt. Ich hoffe, Sie werden meine Bitte billig finden, und in dieſer Hoffnung bin ich

Ihr

ergebener Diener,
Rabener.

Mein Herr,

Sie wollen mir alſo nicht glauben, daß ich nur Eine Tante habe? Zwo ſoll ich wenigſtens haben; eine verheu-

rathete, und eine unverheurathete? Nun meinetwe-
n, ich kann mir nicht helfen; wahr bleibt es aber doch
emal, daß ich nicht mehr als Eine Tante habe. Sie
llen ſich auch wohl nur ſo, als wenn Sie daran zwei-
ten, und hinter dieſer Verſtellung mag wohl ſonſt et-
as ſtecken, das . . . Charitas ſollte ihren Herrn Lehr-
iſter etwas verſichern, und er ſollte es nicht für wahr
lten, und ſie doch zu ſeiner Vertrauten machen wollen?
s kann Charitas nicht zuſammen reimen. Wer ſoll
h einbilden, daß Sie von einem kleinen Mädchen, das
ht wahr redet, glaubten, ſie werde verſchwiegen ſeyn.
a ſind Sie viel zu klug dazu. Oder möchten Sie viel-
cht gern verrathen ſeyn? Nein, aufrichtig bin ich, und
ſchwiegen bin ich auch. Ich freue mich ſchon auf Ihre
araktere. Nehmen Sie zuerſt, welchen Sie wollen,
werden alle hübſch ſeyn. Ich bin auch zufrieden, wenn
ie mit den vermeynten Tanten anfangen. Sind es
ich nicht meine Tanten, ſo kann ich doch vielleicht erra-
n, wen Sie dafür halten. Meinem Jemand darf
doch alles weiſen, was Sie mir ſchreiben?

Charitas.

Dresden, am 20. Jänner 1758.

Beynahe machen Sie mich argwöhniſch, meine gute
aritas! Was können Sie für Urſache haben, Ihre
o Tanten ſo hartnäckig abzuläugnen? Hätte ich zwo
che liebenswürdige Tanten, ich thäte groß mit ihnen,
d verklagte alle Leute, die nicht glauben wollten, daß

ſie

ſie meine Tanten wären. Und Sie wollen es nicht einmal gestehen, da ich behaupte, und mit ſo gründlicher Gewißheit behaupte, daß dieſe zwo Tanten Ihre ſind. Nein, Charitas, Sie treiben die Verſtellung zu weit! Was wird die Frau von ** ſagen, wenn ſie zurückkömmt, und ich erzähle ihr von ihrer Schweſter Charitas, daß ſie von ihren lieben Tanten nichts wiſſen will.

Warum werden Sie roth, Charitas, da ich Ihnen die Frau von ** nenne? Weis ich etwa von Ihnen zu viel, mehr als ich wiſſen ſollte? Ja, wenn Sie mich mit Ihrem Läugnen böſe machen, ſo ſage ich von Ihnen noch mehr, was ich ſchon lange weis, und alsdann iſt Ihre ganze Karte verrathen. So ſchlau Ihre Briefträgerinn iſt, ſo ſchlau iſt auch mein Bedienter, und ich denke immer, meine kleine Korreſpondentinn wohnt mir näher, als ich anfangs gedacht habe. Verſtehen Sie mich? Nun laſſen Sie es nur gut ſeyn, ich will weiter nichts ſagen, und auch weiter nichts wiſſen. Unſer Briefwechſel verlöre viel Angenehmes, wenn er das Geheimnißvolle verlöre. Aber ſeyn Sie nicht wieder ſo halsſtarrig. Denn wenn Sie Ihre Tanten läugnen können, ſo glaube ich auch, daß Sie eine Couſine Barbara haben, daß Sie die Verſtellung zu hoch treiben, daß Ihr Jemand recht ſchlimm iſt, daß Sie ... wer weis, was ich alles noch glaube, wenn Sie Ihre Tanten weiter läugnen. Aber wenn ich das alles auch glaubte, ſo würde mich dieſes doch niemals hindern zu glauben, daß Charitas ein gutes Mädchen, aufrichtig und verſchwiegen ſey. Lügen kann Charitas niemals, wenn ſie auch nicht allemal die Wahrheit geſteht. Das iſt ein groſſer Unterſchied, wenigſtens bey uns Juriſten, und wenn Sie mir das nicht glauben wollen, ſo fragen Sie

nur

nur Ihren Großpapa; haben Sie etwan auch keinen Großpapa? Kleine Verſtockte! Sehen Sie, wie viel ich von Ihrer Familie erzählen könnte, wenn ich Sie nicht ſchonte. Aber da Sie nun ſchlechterdings keine Tanten haben wollen, ſo darf ich Ihnen freylich auch keine Beſchreibung von Ihren Tanten machen, wie ich mir vorgeſetzt hätte. Das würde ſich ſchicken! was ſollten Sie dazu ſagen? Könnten Sie mir es wohl einräumen, daß ich dieſelben ähnlich geſchildert hätte? Wie viel Freude verderben Sie mir! Schon einen ganzen Bogen hatte ich von Ihrer älteſten Tante aufgeſetzt, ich hätte Ihnen recht viel ins Ohr ſagen wollen; recht treuherzig wollte ich mit Ihnen von den vielen Tugenden, und den wenigen Fehlern Ihrer Tante reden. Aber nun iſt das alles vergebens. Denn da Sie keine ſolche Tante haben, ſo können Sie mich unmöglich verſtehen, und meine ganze Offenherzigkeit wäre ohne Nutzen. Sehen Sie, Charitas, um ſo vieles Vergnügen bringen Sie mich durch Ihren Eigenſinn. Glauben Sie ja nicht, daß ich mir nur die Mühe erſparen wollte, mein Verſprechen auszuführen; es war ſchon ausgeführt, und damit ich Sie davon überzeuge, ſo will ich Ihnen nur einen Auszug von der weitläuftigen Beſchreibung geben, die ich für Sie aufgeſetzt hatte. Ich habe vieles weggelaſſen, das Sie gar nicht verſtehen können, weil Sie nun, leider! ſchlechterdings keine ſolche Tante haben wollen. Da iſt der Auszug ſelbſt:

»ꝛc. ꝛc. Eben ſo oft habe ich angemerkt, daß Ihre »verheurathete Tante mitten in ihren Vergnügungen »traurig wird. So lebhaft zuweilen die Art iſt, ihre »Freude auszudrücken, ſo merklich iſt hernach ihre Trau»rigkeit, und weit öfter iſt ſie traurig, als vergnügt.

»Ich

»Ich stelle mir um deswillen vor, und vielleicht nicht »ohne Grund, daß sie in ihrem ledigen Stande ein gro»ses Räthsel für ihre Freunde gewesen seyn mag. In »Einer Stunde dreyerley Gesichter! Gegen diejenigen, »mit denen sie vor einer Minute freundlich gesprochen, »nun frostig und zurückhaltend. Einen Freund, den sie »vor kurzem mit einer beleidigenden Unaufmerksamkeit »stehen ließ, sucht sie wieder auf, und lächelt ihn an, wo»wer es am wenigsten hoffet. Heute scheint sie ganz hun»grig auf die schönen Wissenschaften, und morgen liegen »ihr alle Bücher im Wege. Sie zankt, versöhnt sich, »zankt wieder, und wird gut. Sie wünscht auszufah»ren, der Wagen wird angespannt; nun ist es ihr zu »windig, und sie schmollt in ihrem Zimmer. Keine »Spielgesellschaft! Lieber Gott! was ist Dresden für »ein todter Ort! Aber da kömmt der Hofrath, und noch »ein junger Mensch, der seit einem Monate eitel genug »ist, zu glauben, daß er jetzt regierender Liebhaber sey. »Geschwind Karten her! — man spielt. Ihre Tante »ist lebhafter, als jemals, sie verbreitet tausend Ver»gnügen über die Gesellschaft, ihr entzückter Liebhaber »schmelzt vor Liebe. Mit einemmal giebt sie die Karten »ihrer Schwester, wirft sich ans Fenster, und hält den »Kopf ꝛc. ꝛc. So war Ihre Tante ehedem, oder ich »müßte mich sehr irren. Sie wird vielleicht damals »mehr aufgeräumt, als traurig geschienen haben, aber »schon ehedem ist sie eben so traurig gewesen, als itzt; »sie hielt es nur damals für nöthiger, sich mehr zu ver»stellen, als itzt, weil sie fand, daß ein aufgeheitertes »Gesicht allemal mehr Bewunderung an sich zieht, als »eine kranke finstere Miene. Aber immer aufgeheitert »durfte sie auch nicht bleiben, ihre Freunde würden es »zu gewohnt worden seyn, und verlernt haben, den

»Werth

»Werth ihrer heitern Blicke zu ſchätzen ꝛc. ꝛc. Sie beſaß auch eine gewiſſe Bosheit, die nur den Frauenzimmern eigen iſt, und die man, ich weis wahrhaftig nicht, wie man ſie im Deutſchen nennt; genug, ſie beſteht darinnen, daß man ſelten ausſieht, wie man iſt; daß man diejenigen, die ſich ſchmeicheln, unſern Charakter »ausſtudirt zu haben, durch neue Scenen verwirrt macht; »daß man diejenigen, die ſich zu ſehr einbilden, unſre »Freunde zu ſeyn, beleidigt, und ſo bald dieſe Beleidigung ſie zu dem bitterſten Entſchluſſe gebracht hat, ſie »wieder ſo viel Freundſchaft verrathen läßt, daß ſie ihrer »Empfindlichkeit ſich ſchämen, und kaum noch glauben, »daß ſie beleidigt geweſen ſind. In dieſer feinen Bosheit mag Ihre Tante eine ziemliche Meiſterinn geweſen »ſeyn ꝛc. ꝛc. Sie fand es für ihren Ehrgeiz ſehr bequem, »die Geſellſchaft in einer beſtändigen Aufmerkſamkeit zu »erhalten. Dadurch, daß ſie immer ſich unähnlich war, »brachte ſie es ſo weit, daß ihre itzigen Freunde ſich Mühe »gaben, ihre Neigung ſich zu erhalten, und ihre abgeſetzten Freunde ſich noch mehr Mühe gaben, wieder »empor zu kommen. Da ſo wenig Mannsperſonen verſchwiegen ſind, ſo mochte ſie wohl merken, wie vortheilhaft dieſe Unverſchwiegenheit für ihren Ehrgeiz ſeyn »müſſe, wenn der eine, mit einer ängſtlichen Sorgſamkeit, von ſeinem erlangten Glücke, ihr Freund zu ſeyn, »und der andere, mit einem unruhigen Verdruſſe, von »dem Verluſte dieſer Freundſchaft ſprach. Ich wünſchte »wohl nicht, meine liebe Charitas, daß Sie einmal ihre »Tante in dieſem Stücke nachahmen möchten, da dieſelbe ſo viele andere vorzügliche Eigenſchaften beſitzt, die »Ihnen zum Muſter dienen können. Ein Frauenzimmer »wagt dabey immer viel, wenn ſie gleich eben ſo tugendhaft und unſchuldig iſt, als Ihre Tante allemal gewe-

»sen. Unter so vielen Arten der Freunde sind einige be»scheiden, und reden auch alsdann nichts Böses, wenn »sie beleidigt sind; aber sie ziehn sich zurück, und ver»gessen die Eigensinnige, und mich dünkt, der Verlust »meines bescheidenen Freundes ist für ein vernünftiges »Frauenzimmer ein wirklicher Verlust. Andere Freunde »sind boshaft, und rächen sich mit Bitterkeit an dem Ei»gensinne, der ihnen unerträglich geworden ist. Noch »andere sind weder bescheiden noch boshaft, aber muth»willig, und lachen in Gesellschaft über die Begegnun»gen, womit man sie beleidigt hat; und eben diese sind »für das Frauenzimmer die gefährlichsten, weil die ganze »Stadt gern mitlacht. Auf solche Art ꝛc. ꝛc. Aber ich »verliere mich gar von Ihrer Tante, und bin durch diese »Ausschweifung auf den Charakter solcher Personen ge»bracht, die nur die Fehler Ihrer Tante, und nichts »von dem Angenehmen und Liebenswürdigen besitzen, »das dieselbe in den Augen der Stadt, ihrer Freunde »und ihres Mannes so schätzbar macht; wie gesagt, so »gar ihres Mannes, den ein jeder, auch bey dem flatter»haften Eigensinne seiner Frau, für den vergnügtesten »Ehemann, und seine Frau, ungeachtet ihrer kleinen »muthwilligen Unachtsamkeiten, für die getreueste Frau, »bis zur Eifersucht getreu, hält. Das einzige ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Sehen Sie, meine gute Charitas, ungefähr noch einmal so viel, als ich hier gesagt habe, hatte ich von dem Charakter eines verheuratheten Frauenzimmers aufgesetzt, das ich für Ihre Tante hielt. Aber weil Sie nun durchaus keine solche Tante haben wollen, so darf ich Ihnen das Uebrige nicht einmal erzählen, denn Sie würden mich doch nicht verstehen. Und eben so wenig darf ich Ihnen künftig von der unverheuratheten Tante noch etwas sagen. Um so viel Vergnügen bringen Sie mich mit

Ihrem eigenſinnigen Läugnen! Leben Sie recht
hl, und beſſern Sie ſich.

Rabener.

P.S.

rbara muß gar geſtorben ſeyn. Seit Ih-
letzten Briefe an dieſe kleine Ungeſtüme
e ich keine Nachricht von ihr.

Mein Herr,

Wenn ich mich wirklich ſo verſtellen könnte, wie Sie zu glauben vorgeben, ſo würde ich den Verluſt, der dadurch zunächſt, für eine wohlverdiente Strafe anſehen müſſen. Sie wollen mir den Charakter von der meynten unverheuratheten Tante gar nicht ſchicken, den von der verheuratheten bekomme ich auch nicht kommen, weil ich nicht zugeſtehen will, daß ſie meine ten ſind. Was würden Sie aber künftig einmal mir denken, wenn Sie es erführen, daß ich Sie ergangen hätte? Nein, viel lieber will ich das hönſte entbehren, als nicht aufrichtig ſeyn, und wenn auch mein Großvater und meine Großmutter, da doch de nicht mehr leben, hätten erlauben wollen. Es kann ch unmöglich Ihr rechter Ernſt ſeyn. Ich glaube, ie verſuchen mich nur, ob ich mich werde verführen laſ-. Nicht wahr, ich habe es errathen? Mein Jemand es, für wen Sie mich halten. Er ſagt, Sie thäten ir viel Ehre an. Er könnte ſich aber nicht recht einden, daß Sie mich wirklich dafür hielten, weil er ſonſt

nicht glaubte, daß Sie meine Tante so abgeschildert, und mir zugeschickt haben würden. Nun, Sie müssen am besten wissen, warum er daran zweifelt; aber wenn ich nur meiner Aufrichtigkeit wegen nicht um die Charaktere kommen sollte! Kann man denn nicht an Fremden auch etwas lernen? müssen es lauter Bekannte seyn? Wenn ich nun recht sehr bitte? Ach ja, Sie schicken mir der unverheuratheten ihren Charakter auch, und nach und nach die übrigen, die Sie mir versprochen haben. Wenn ich es werde gelernt haben, da will ich Ihnen auch . . . Aber, du arme Charitas, das wird noch lange währen, wenn gleich . . . Lachen Sie nicht, endlich werde ich es schon auch lernen. Nur fein viel Charaktere! Aber so ein Frauenzimmer, wie Sie die Tante beschreiben, das kann ja unmöglich vergnügt seyn; was muß sie nicht den ganzen Tag zu thun haben, um ihre Rolle recht zu spielen? Da ist kein Wunder, wenn sie zuweilen im Ernste Kopfschmerzen bekömmt. Nein, Charitas, da kann man den Verstand zu etwas Besserm anwenden. Sind aber die Mannspersonen nicht etwa, die sich ihre Freunde nennen, mit Schuld daran? Bestärken sie nicht etwa gar die Frauenzimmer in ihren kleinen Thorheiten, damit sie ihnen dagegen größere zu gute halten, oder auch, weil sie dadurch belustigt werden, und sich um so viel klüger zu seyn einbilden? Oder läßt es etwa vornehmer, wenn man anders aussieht, als man ist? Das mag es wohl seyn. Die Mannspersonen, die mögen zum Theil gefährliche Leute seyn! Sie haben viel in dem Stücke zu verantworten; hernach werden sie aber meistens dafür auch bezahlt, wenn sie heurathen. Sie werden wohl glauben, daß mein Jemand so spricht, freylich, aber . . . genug, ich will mich hüten. Bleiben Sie nur mein Herr Lehrmeister, so wird es schon gut gehen.

hen. Und wenn Sie auch errathen könnten, wer ich
n, ſo errathen Sie es lieber nicht! Wollen Sie ſo gü-
ı ſeyn? Nicht wahr? Wenn Sie auch wiſſen, wer ich
ı, ſo ſtellen Sie ſich doch wenigſtens, als wenn Sie
nicht wüßten. Denn ſonſt wäre die ganze Freude
s.

Charitas.

Den 28. Jänner, 1758.

Sie wollen uns vergleichen, meine liebe Charitas.
y will wegen Entdeckung Ihrer Perſon nicht weiter
Sie dringen. Aber ich will, mit Ihrer Erlaubniß,
eachtet Ihrer Verſtellung, dennoch dasjenige weiter
uben, was ich nur gar zu gewiß weis. Warum wur-
Sie denn vorgeſtern ſo roth, da ich Sie auf der
ppe von der Hand Ihrer Mama nahm, und an das
nen führte? Sehen Sie, kleine Heuchlerinn, daß
Sie wohl ertappt habe! Aber vielleicht nehmen Sie
vor, auch das zu läugnen, was vorgeſtern geſchehen
Das wäre zu arg. Lieber übergehen Sie es gar mit
llſchweigen. Es ſcheint, daß Sie den Charakter der
eurätheten Tante, oder wer ſie iſt, tadelhafter gefun-
haben, als er in der That iſt. Sie legen die ganze
uld ihrer Fehler auf die Mannsperſonen, ihre Freun-
Dieſe Vertheidigung iſt einer Nichte, oder wer Sie
, allerdings anſtändig. Und im Grunde haben Sie
bt, daß ſehr oft die Mannsperſonen an den Fehlern
Frauenzimmer Urſache ſind. So bald ein Mädchen
hundert Wochen alt iſt, ſo bald ſchmeichelt man ihr

als einem ſchönen artigen Kinde: (denn nicht alle Mädchen von vierhundert Wochen ſind ſo geſetzt, wie meine Charitas, und nicht alle Mannsperſonen reden mit ihnen in einem ſo altklugen Tone, wie ich mit meiner Charitas rede.) Dieſe Schmeicheleyen betreffen nur Kleinigkeiten; aber das junge Herz empfindet ſie, und der Schmeichler gefällt ihr. Sie beſchäfftiget ſich von den erſten Jahren an, in dieſen Kleinigkeiten, die ihr ſo viel Schmeicheleyen zuziehen, immer vollkommener zu werden, und vergißt wichtige Tugenden, welche, wenn es hoch kömmt, nur von ihren Aeltern und Lehrmeiſtern gebilligt, und noch ſeltner bewundert werden. In dieſer unglücklichen Gleichgültigkeit gegen die wahren und vorzüglichen Eigenſchaften eines Frauenzimmers nähert ſie ſich den gefährlichen Jahren, wo ſie der Aufmerkſamkeit der Mannsperſonen täglich wichtiger wird. Ihre Eigenliebe, ihr Verlangen bewundert zu werden, ſind mit groß gewachſen. Die Mannsperſonen merken dieſe Schwäche gar zu bald; ſie drängen ſich an die aufblühende Schöne; ſie ſchmeicheln ihr, und werden mit einer beyfälligen Weigerung lächelnd angehört. Sie ſagen ihr tauſend allerliebſte Tändeleyen von ihrer Bildung, ihrem Anzuge, ihrem Gange, und zur Abwechſelung eben ſo unwichtige Tändeleyen von ihrem Witze vor. Alſo werden Bildung, Anzug und Gang und Witz, oder welches bey ihr einerley iſt, die geſchwinde Fähigkeit, andere muthwillig und bitter zu beurtheilen, dieſe werden für die einzigen Mittel, ihren ſchmeichelnden Freunden zu gefallen, angeſehen. Mit jedem Jahre wird ſie darinnen vollkommner, und mit jedem Jahre ſteigt der eigennützige Beyfall dieſer gefährlichen Mannsperſonen. Die Liebe zur Veränderung iſt allen Menſchen, und dem Frauenzimmer vorzüglich, eigen. Die Liebe zur Verän-

derung

ng: ſie wird die Thoren überdrüßig, die alle Tage
ſie her faſeln, ſie macht ſich neue Bekanntſchaften,
wählt ſich neue Thoren zu Freunden. Die erſtern
den alſo verdrängt, glauben beleidigt zu ſeyn, und
n in der ganzen Stadt Böſes von ihr. Die neuen
kanntſchaften werden auch abgedankt, und doch keine
rn gewählt. Denn wie ſoll ſie glücklicher wählen,
ſie, ſeit dem erſten Jahre von den Schmeicheleyen
erhafter Perſonen betäubt, niemals auf die ernſthaf-
Höflichkeiten eines vernünftigen Umgangs hören
nen? Sie hat Witz, aber keinen ausgearbeiteten
ſtand; ſie iſt nicht laſterhaft, aber ohne Tugend.
bewundern ihre Schönheit, und niemand hegt eine
re Hochachtung für ſie. Ihre Hände ſind immer ar-
am, ohne dasjenige zu thun, was man von der an-
digen Wirthſchaft eines wohlgezogenen Frauenzim-
s verlangen kann. Ein jeder, der mit ihr ſpricht,
ſie an, nur, um mit ihr zu tändeln, weil ſie artig
der Verwägenſte unter ihnen ſeufzt tückiſche Seufzer,
t nach ihrer Schande, ſchwört ihr im Stillen, nur
Stillen, ewige Treue, und würde ſie in dem Augen-
e für die verächtlichſte Kreatur halten, wo ſie aus
eiziger Hoffnung ſeine Schwüre anhörte! Und an
dieſen ſind, ich ſchäme mich, es zu bekennen, nur
Mannsperſonen ſind an allen dieſen Schuld. Dieſe
elten mit dem artigen kleinen Kinde; dieſe flatterten
eichelnd um die aufblühende Schöne; eben dieſe ſind
in den ſchlüpfrigen Jahren gefährlich, in welchen der
nd zu ihrem künftigen Glücke oder Unglücke gelegt
den ſoll. Aber, meine gute Charitas, nicht alle
nnsperſonen denken ſo liebloſ, und noch weniger
den ſo denken, wenn alle Frauenzimmer ſo geartet
en, wie etliche ſind, die ich hier in Dresden kenne,

und wie meine unvergeßliche Freundinn war, die ich in Leipzig verloren habe. Sie iſt todt — bedauern Sie mich, Charitas. Soll ich Ihnen künftig beſchreiben, wie ſie, dieſe meine beſte Freundinn, war? Für heute leben Sie wohl!

Rabener.

N. S.

Hier iſt wieder ein Brief von der Barbara. Darf ich ihn leſen? Aber wenn er nicht anſtändiger iſt, als der letzte, ſo mag ich ihn nicht einmal leſen.

Mein Herr,

Den Vergleich gehe ich recht gern ein. Sie verlangen, daß ich weiter nichts mehr von mir gedenken ſoll. Ich laſſe mir es gefallen, halten Sie mich für wen Sie wollen, wenn ich nur gewiß ſeyn kann, daß Sie mit mir zufrieden ſind, und mein Lehrmeiſter bleiben, und mir noch viele ſolche ſchöne Briefe ſchreiben wollen, ſo bin ich vergnügt. Das iſt alles, was ich wünſche. Der letzte Brief hat meinem Jemand ausnehmend gefallen; er hat ihn mehr als einmal durchgeleſen. Er hat mir ihn vorgeleſen. Er ſagt, ich könnte mich glücklich ſchätzen, von einem ſolchen vernünftigen Manne unterrichtet zu werden, der die Menſchen ſo gut kennte, ſie zu beſſern ſuchte, weil er ſie liebte, den Thorheiten, aber nicht den Perſonen, feind wäre, und — und was er mir alles noch mehr zu Ihrem Lobe ſagte. Wie ſehr erfreute ich

mich

mich darüber! denn mein Jemand iſt kein Schmeichler. Ich ſoll den Brief, wie alle Ihre Briefe, recht wohl aufheben; ſie würden mir künftig von ſehr großem Nutzen ſeyn. Er wüßte gewiß, daß ich mich Ihnen nicht erkenntlicher erweiſen könnte, als wenn ich Ihren guten Lehren folgen würde; das ſagt er, und das will ich auch thun. Aber die armen Mädchen, die ſind in großer Gefahr, beſonders die ſchönen! Schmeicheleyen mögen freylich gefallen; die guten Kinder! ſie dauern mich. Wenn ich es ihnen nur ſagen könnte. Ich werde Ihren Brief etlichen zu leſen geben; und wenn ich nur einige erſt auf meine Seite habe, ſo iſt es ſchon gut. Dieſe ſollen wieder ihre guten Freundinnen warnen, und wenn hernach die gefährlichen Herren mit ihren Tändeleyen kommen, ſo wollen wir ſie brav auslachen. Ich bin recht böſe auf ſie. Es iſt nur gut, daß ſie nicht alle ſo ſind. Machen Sie mir doch die Freude, und beſchreiben mir die geliebte Freundinn, die Sie in Leipzig verloren haben. Ich kann mir einbilden, daß ſie recht viel gute Eigenſchaften gehabt haben muß, weil ſie von Ihnen geliebt worden iſt; um ſo viel mehr ſind Sie zu beklagen. Aber wird Sie eine ſolche Beſchreibung nicht betrüben? das möchte ich nicht gern, ſo lieb mir auch ihr Charakter wäre. Alles, was Sie ſchildern, iſt ſchön, und alles, was Sie mir ſchicken, wird mir angenehm ſeyn.

Charitas.

P. S.

Hier iſt das mir zugeſchickte Briefchen, ich weis nicht, was ich drauf antworten ſoll.

Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen, Ihnen danke ich demüthig ergebenſt für Dero, Dero, Dero geehrte und wertheſte Zuſchrift, die Sie, Sie, Sie, Sie, Sie an mich zu ſenden geruhet haben. Da, Charitas, da haſt du Ihnen, Dero und Sie, ſo viel du willſt. Schäme dich, wir kleinen Dinger ſollten ſo fremd mit einander thun, und ſind noch oben drein ſo nahe Freunde. Aber beym tauſend . . . . . warum willſt du mich denn nicht für deine Couſine erkennen? Beſinne dich, wie war dir, da du ſchriebſt? Haſt du etwa auch traurige Stunden, wie große Jungfern? pfuy! dazu ſind wir zu klein. Herr Rabenern haſt du auch verführt; es iſt ſchon gut. Er hat mich ausgehunzt, wie unſer alter Magiſter. Muß ich doch nicht mehr an ihn ſchreiben! Aber an dich ſchreibe ich zum Poſſen, zum Poſſen ſchreibe ich an dich, denn du biſt doch meine Couſine; trotz, rühre dich! He? bin ich nicht deine Couſine?

Barbara.

Mein Herr,

Warum verklagen Sie die arme Barbara ſo ſehr bey mir? Sie, der Sie ein Kenner des weiblichen Geſchlechts ſind, wundern Sie ſich wohl über dieſes kleine Mädchen? Glauben Sie, ſie ſey noch ohne Empfindungen? Nein, gar nicht; denn ſie hat ihr zehntes Jahr zurückgelegt, und da wiſſen Sie wohl, wie es um ſo ein Mädchen ſteht. Sie iſt allerdings ein wenig eiferſüchtig auf die Charitas, und glaubt, Sie ſagen ihr mehr Schönes;

und

nd es kann auch möglich ſeyn, weil Sie mit ihr an ei-
em Orte leben, und Barbara hingegen wohnt ſechs
Meilen von Ihnen; dieſes iſt auch die Urſache, warum
ie Korreſpondenz manchmal unterbrochen wird. Mich,
s Mutter, ermahnen Sie zugleich, auf meine Tochter
ohl Acht zu haben, und dieſes thue ich auch, ſo viel als
öglich: allein es wird Ihnen auch bekannt ſeyn, daß
ancher ehelicher Vater es nicht an guten Exempeln,
ermahnungen und treuen Lehren hat ermangeln laſſen,
nd hat doch wohl einen Satyr an ſeinem Sohne erzo-
en, und alles das Gute, was etwa der Sohn in ſeiner
ugend von ſich blicken ließ, iſt ſo ausgefallen, daß ſich
oß und Mann vor ſeiner Feder fürchten. Dieſes an
einer Tochter zu erleben, wünſche ich mir nicht, und
e hat auch nicht das Talent, daß ich ſolches vermuthen
önnte. Darf ich mir noch zum Schluß ausbitten, daß
Sie ſich ferner die Mühe geben, an mein Mädchen (wenn
s Ihre Verrichtungen erlauben) zu ſchreiben, ſo werden
Sie ſehr obligiren

die Mutter der Barbara,
F. O.

Den 28. Jänner, 1758.

Madame,

Beym Anfange des verwichenen Decembers war Ihre
öſe Barbara weit jünger, als Charitas, die damals
rey bis vierhundert Wochen alt ſeyn ſollte, und heute
ſt eben dieſe Barbara ſchon ein eiferſüchtiges Frauenzim-
er von zehn Jahren. Ihre Kinder wachſen ſehr ge-
ſchwind,

ſchwind, Madame. Wenn ſie ſo fortwächſt, welches ich von Herzen wünſche, ſo iſt ſie im künftigen Märtze Braut, im April Mutter, im November Großmutter, und im December ein altes verſchrumpeltes Weibchen, ohne Zähne, und mit grauen Haaren. Erklären Sie mir doch das Räthſel, Madame! Ueberhaupt nach Dero geſtrigem Briefe zu urtheilen, ſo ſchlimm er auch ſonſt iſt, wünſchte ich mir lieber mit Ihnen zu korreſpondiren, als mit Ihrem kleinen Dragoner. Ich würde mir es ausbitten, wenn ich nicht morgen auf etliche Wochen verreiſen müßte. Leben Sie allemal wohl, und bleiben Sie auch unbekannt meine Freundinn. Ich bin

Dero

ganz ergebenſter Diener,

Rabener.

Den 3. Februar. 1758.

Allerdings, meine liebe Charitas, kann ich nicht ohne traurige Empfindung an meine verlorne Freundinn denken; aber ſeit ſechs Jahren und drüber habe ich ſo gar in dieſem traurigen Andenken mehr Beruhigung empfunden, als in vielen Arten des Vergnügens. Um ſo weniger wird mich dieſes abhalten, Ihnen eine Beſchreibung von ihr zu machen, zumal da Sie mir ſagen, daß Sie meine Briefe aufheben wollen, bis Sie groß werden; daß Sie Freundinnen haben, denen Sie ſolche zeigen, und daß Ihr Jemand ſo beyfällig von meinen Charakteren ertheilet.

Von

Von dem äuſſerlichen Anſehen meiner unvergeſſ-
en Freundinn werde ich Ihnen nicht viel ſagen kön-
en. Sie war mehr blond, als braun, noch etwas lün-
er als ich, und ſehr wohl gebaut. Eine hohe Stirne,
ie runde Hand, und ein vollkommen ſchöner Fuß mach-
n, daß man die Fehler ihres etwas zu ſehr aufgeworfe-
en Mundes weniger bemerkte. Ihre blauen Augen
aren zwey vortheilhafte Verräther eines menſchen-
undlichen, redlichen und immer heitern Herzens. In
ine Ausſprache hatte ſie etwas Unangenehmes und zu
ärtliches, welches man aber vergaß, ſo bald man
örte, was ſie ſprach, und welches vermuthlich nie, ſo
nge ich ſie kenne, niemals unangenehm geſchienen hat,
eil ich ſie, ſo lange ich ſie kenne, geliebt habe.

Sie war aus einem Hauſe, welches in Leipzig ſeit
ngen Jahren in gutem Anſehen geſtanden, und immer
chaffne Leute hervorgebracht hat. So war auch
Vater ein frommer, ein arbeitſamer, ein rechtſchaffner
, mit einem Worte, ein Mann, welcher werth war,
e ſo liebenswürdige Tochter zu haben. Er ſtarb für
s zu früh, und ließ ſeiner Tochter einiges Vermögen.
nen Theil davon wendete ſie an, ſich in dem, was ſie
Lernen angefangen hatte, immer mehr zu verbeſſern.
m Zeichnen hatte ſie eine nicht gemeine Fertigkeit er-
ngt. Sie verſtand einige Sprachen, und, welches
ch ſeltner iſt, ihre Mutterſprache vollkommen. Sie
s gern und viel, und alles mit einem reifen Geſchmacke
d einer geſunden Beurtheilungskraft. Die alte und
ue Geſchichte war ihre angenehmſte Beſchäfftigung,
eil ſie dadurch mehr das Herz, als den Witz, zu beſſern
laubte. Sie beſaß die ſchwere Kunſt, im Briefſchrei-
en eine Meiſterinn zu ſeyn, und die noch ſchwerere

Kunſt,

Kunſt, von allen dieſen Geſchicklichkeiten ſich in Geſellſchaften nichts merken zu laſſen. Sie glaubte nicht, daß es die wichtigſte Pflicht eines Frauenzimmers ſey, zu zeichnen, Sprachen zu verſtehen, beleſen zu ſeyn, Witz und Geſchmack zu haben; diejenigen Arbeiten hielt ſie für wichtiger, welche Ordnung und Gewohnheit von dem Fleiße eines wohlerzogenen Frauenzimmers foderten. In ſolchen war ſie vollkommen, und ſie ſah es gern, wenn man ihr darinne mit einer anſtändigen Scheuheit den Vorzug vor andern Frauenzimmern zugeſtand. Ihr Anzug war von dem Augenblicke, da ſie das Bette verließ, ſo ſorgfältig und ſo reinlich, als er den ganzen Tag über ſeyn ſollte. Die würde ſich die geringſte Unachtſamkeit in Wäſche und Kleidung nicht vergeben haben, weil ſie glaubte, daß ſie dieſe Aufmerkſamkeit ihren Freundinn ſchuldig wäre, die Gelegenheit ſuchen möchten, ſie den Tag über zu ſprechen. Bey der fortdauernden Kränklichkeit ihrer Mütter regierte ſie ganz allein die ziemlich weitläuftige Wirthſchaft ihres Stiefvaters. Ohne jemals eine unruhige Beſchäfftigung merken zu laſſen, erhielt ſie die Bedienten, die Küche, die Vorräthe, mit einem Worte, alles, was zu einer Wirthſchaft gehört, in einer bewundernswürdigen Ordnung; denn ſie glaubte, daß ein Frauenzimmer, wenn es auch noch ſo geſchickt, beleſen, witzig und artig wäre, dennoch ohne dieſe Haushaltungskunſt ſehr unvollkommen, und für ihren Mann, es geſchähe nun zeitig oder ſpät, ein unvermeidliches Unglück ſeyn müſſe. Ich erinnere mich noch eigentlich einer gewiſſen Gelegenheit, wo ſie mit einem ziemlichen Eifer behauptete, daß ein Frauenzimmer, welches nicht ohne ſorgfältige Beobachtung der häuslichen Wirthſchaft für eine ihrer wichtigſten Pflichten anſähe, eben ſo tadelhaft ſey, als eine Mannsperſon, die ihr Amt nicht verſtehe,

he, oder verabsäume, und sich nur auf die eigennützige
orsorge seiner Untergebenen und Bedienten verlassen
olle. Ich habe sie einmal roth und fast im Ernste
ise gemacht, da ich die Meynung vieler Frauenzimmer
Leipzig vertheidigte, daß eine Frau nur darum Frau
), daß sie mit ihrem Manne speisen und zu Bette ge-
n könne. Ich weis, Sie vergeben mir es, meine liebe
haritas, daß ich bey diesem Punkte mich länger, als
y den übrigen, aufgehalten. Ich habe das Vergnü-
n gehabt, aus einem Ihrer Briefe zu bemerken, daß
ie selbst eine glückliche Anlage zu einer guten Wirthinn
ben. O, Charitas! ändern Sie diese rühmliche Be-
mung niemals! Sie werden ein vollkommenes Frauen-
mmer seyn, wenn Sie eine gute Wirthinn werden,
nd wenn Sie auch Ihrem Manne gar kein Vermögen
brächten; und wenn Sie in keinem Buche, als in der
ibel, gelesen hätten; und wenn Sie keinen Menschen
us der alten Geschichte kennten, als den Pontius Pi-
tus; und wenn Sie keinen Geschmack von irgend einer
ache besäßen, die in das Feld der schönen Wissenschaf-
n gehört; und wenn Sie keinen so hübschen Brief
rieben, als Sie schon itzt schreiben, und immer besser
erden schreiben lernen: so werden Sie dennoch, auch
hne alle diese angenehmen Vorzüge, ein vollkommenes
rauenzimmer seyn. Aber sind Sie keine Wirthinn, so
uß Ihr Mann zu Grunde gehen, es kann nicht fehlen.
e mehr er verdient, desto stärkern Aufwand werden
Sie machen; je weitläuftiger seine Haushaltung ist,
esto mehr werden Sie dabey zu Grunde gehen lassen.
Sie sollen keine Arbeit der Dienstbothen thun, das wird
in vernünftiger Mann verlangen; aber Sie sollen
ach dem Maaße, als Ihr Mann in reichlichen Umstän-
n ist oder nicht, durch eine umständige Eintheilung und

Beso-

Beſorgung desjenigen, was Ihr Mann zur Wirthſchaft ohne Unbequemlichkeit hergeben kann, ſein Glück befördern helfen, die Hochachtung und den Gehorſam der Bedienten ſich erwerben, und ſich, und Ihren Mann, und . . . ja, Charitas, ich ſage alles heraus, . . . und Ihre Kinder vom Mangel und Schande retten. Sehen Sie, gute Charitas, wie lieb ich Sie haben muß, daß ich ſo lange mit Ihnen rede, ohne an meine unvergeßliche Freundinn zu gedenken. Dieſe hätten Sie kennen ſollen! wie viel Gutes hätte ſie Ihnen ſagen können, das ich Ihnen nicht ſagen kann! Nehmen Sie die Vermahnung, die ich Ihnen hier gebe, als eine Vermahnung von meiner verſtorbenen Freundinn an. Heben Sie, wenn ich bitten darf, dieſen Brief auf, bis Sie einmal heurathen. Zeigen Sie ihn Ihrem künftigen Manne. Wenn er vernünftig iſt, (und meine Charitas wird ſich gewiß keinen, als einen vernünftigen, Mann wählen,) wenn er vernünftig iſt, ſo wird er mir für dieſen Brief, als ein Hochzeitgeſchenk, auch alsdann noch danken, wenn ich vielleicht ſchon lange vermodert bin. Wollen Sie das thun, Charitas?

So lang auch dieſer Brief ſchon iſt, ſo kann ich doch unmöglich ſchließen, ohne Ihnen noch ein paar Worte von meiner ewig ſchätzbaren Freundinn zu ſagen. Sie beſaß die Glückſeligkeit, immer aufgeräumt, und munter und ſcherzhaft zu ſeyn. Sie liebte kleine Spöttereyen, aber ihr Spott ſchmeichelte, anſtatt zu beleidigen, weil man ihr redliches Herz kannte, und ſie nur über ſolche Sachen ſpottete, über welche die Geſellſchaft ſich gern Vorwürfe machen ließ. Ihre Scherze belebten eine ganze Geſellſchaft, und doch wußte ſie die ganze Geſellſchaft, und oft die ungezogenſten Mannsperſonen in

einer gewiſſen Entfernung und beſcheidenen Ehrfurcht zu erhalten. Ihre Aufführung gegen einen widerſinnigen, heftigen und eigennützigen Stiefvater erwarb ihr die Liebe des ganzen Hauſes. Es hat mich oft mehr Ueberwindung gekoſtet, ſie nicht an dieſem nichtsw. . . . . (aber er war der Stiefvater meiner Geliebten, und hat bey ihrem Tode geweinet) wie geſagt, mehr Ueberwindung hat es mich gekoſtet, ſie nicht zu rächen, als es ihr Ueberwindung koſtete, das Unrecht, das man ihr oft erzeigte, geduldig zu verſchmerzen. Es war dieſes eine glückliche Folge nicht bloß von ihrer natürlichen Gemüthsart; es war die Folge einer wahren Frömmigkeit; denn meine göttliche *** war fromm, nicht darum nur, weil die Religion, in welcher ſie erzogen war, es alſo haben wollte, ſondern weil ſie den innern und unſchätzbaren Werth einer aufrichtigen Frömmigkeit mit Ueberzeugung kannte. — O Gott! wie viel habe ich mit ihr verloren! — Ja, Charitas, dieſe meine Freundinn iſt todt, für mich ganz verloren! Noch itzt iſt mir der Augenblick ſchrecklich, da ich ſie zum letztenmale geſehen habe. Sie ſtarb, da ich meinem Glücke am nächſten zu ſeyn glaubte. Eine verwüſtende Krankheit entriß ſie mir. O! wie viel ſagte ſie mir noch in dem letzten Augenblicke! Wie viel Großes ſagte mir noch dieſe Freundinn zu meiner Beruhigung! Noch ihre Augen redeten zu mir, da ſie ſchon nicht mehr ſtammeln konnte. Als eine Chriſtinn, als meine beſte Freundinn ſtarb ſie — — nicht ein Wort mehr, Charitas!

N. S.

Nichts, gar nichts können Sie auf den Brief der Barbara antworten. Vielleicht ſchläft auf ſolche Art die ganze leere Korre-

spondenz ein. Es ist gar nicht die Schreibart eines kleinen Mädchens; ich halte sie für das Gewäsche einer erwachsenen Person, die im Namen eines Kindes Ungezogenheiten sagt, welche sie, in ihrem Namen zu sagen, sich schämt. Gute Nacht! Es hat schon zwölf Uhr geschlagen. Da Sie vielleicht schon halb ausgeschlafen haben, wache ich noch, um Ihnen zu sagen, daß ich Ihr Diener bin.

Rabener.

Ich bedanke mich, mein lieber Herr Lehrmeister, recht sehr bedanke ich mich für die schöne Beschreibung Ihrer verstorbenen vortrefflichen Freundinn. Mein Jemand sagt, daß so viele herrliche Eigenschaften nur selten beysammen angetroffen würden, daß dieser Charakter allen Frauenzimmern zum Muster dienen könne. Ich soll den Brief sorgfältig aufheben, abschreiben soll ich ihn, und mir die guten Lehren, so Sie mir darinne geben, wohl zu Nutze machen; so würde ich, obgleich nicht alle diese vorzüglichen Eigenschaften, dennoch die nöthigsten und nützlichsten erlangen. Was werde ich Ihnen nicht zu danken haben? und was werden Ihnen nicht andere zu danken haben? Denn ich soll diesen Brief, weil Sie es erlauben, auch andern zu lesen geben. Bekomme ich denn noch mehrere Charaktere von Ihnen? Ich hoffe es, weil Sie es versprochen haben; jedoch mit Ihrer Bequemlichkeit. Behalten Sie mich lieb.

Charitas.

Am

Am 14. Februar, 1758.

Werden Sie mir es denn vergeben, meine gute Chatas, daß ich Ihren Brief ſo lange unbeantwortet geſſen habe? Ich bin ſeit Donnerstags etwas unbaß weſen, und ob ich mich wohl die meiſte Zeit inne halen müſſen, und alſo wohl Zeit gehabt hätte, zu ſchreien, ſo iſt doch mein Gemüth bey den traurigen Umſtänden unſerer Stadt (von denen Sie wegen Ihrer Jahre glücklicherweiſe am wenigſten empfinden) ſo umhebelt und zerſtreuet, daß ich auch itzt noch nicht viel antworten, am wenigſten einen von den verlangten Charakter ſenden kann. Haben Sie denn meinen Brief wirklich einigen von Ihren Freundinnen leſen laſſen? Was ſagten denn dieſe dazu? Melden Sie mir doch das in Ihrem nächſten Briefe.

Rabener.

Mein Herr,

Es iſt mir leid, daß Sie ſich nicht wohl befunden, und daß dieſes und andere unangenehme Dinge mehr, Urſache ſind, warum Sie mir nicht eher geantwortet haben. Entſchuldigen Sie ſich aber deswegen nicht. Ich habe mir ja ausgebeten, daß Sie nur mit Ihrer Bequemlichkeit ſchreiben ſollen. Haben Sie mich nur lieb, ich will gern warten, und ich habe auch ſchon ſo viel Gutes von Ihnen zu leſen, daß ich mich lange damit behelfen kann. Was diejenigen zu Ihrem Briefe ſagen, denen ich ihn habe wollen zu leſen geben, davon kann ich noch nichts

melden. Viele haben ihn noch nicht geleſen. Un
wollen Sie ſagen, eine iſt, indem ſie geleſen, r
worden, worüber aber? das weis ich nicht. I
nicht dabey, ich habe es nur gehört. Erfahre ich
ſo werde ich es Ihnen gewiß ſchreiben.

Charita

Dreſden, am 28. Febr. 1

Wie iſt das möglich, daß eine Freundinn von
bey Leſung meines Briefs kann roth geworden ſeyn
bin darüber ſehr betreten. Sollte wohl etwas i
geſtanden haben, das beleidigen können? Sollt
einigen Ausdrücken nicht vorſichtig genug geweſe
Kaum kann ich das glauben; wenigſtens wün
daß es nicht ſeyn möge. Aber ich muß noch ein
in dieſer Ungewißheit bleiben, da ich, ich will es
nur geſtehen, die ganze Sammlung unſrer Brief
Frauenzimmer geliehen habe, die ich ſehr hochſchä
welche ich über dieſen Umſtand beſonders befrage
ſo bald ich Gelegenheit habe, mit ihr davon zu
Hätten Sie wohl Luſt, meine liebe Charitas, a
dieſem Frauenzimmer einen Briefwechſel anzuf
Sie iſt in der Kunſt, Briefe zu ſchreiben, eine
rinn; ſie denkt gut und richtig; ſie kennt alle P
eines Frauenzimmers, und wird um eben deswill
beſſer im Stande ſeyn, Ihnen die nützlichſten Le
ſagen, die in ihrem Munde viel ſtärkern Nachdr
ben werden, als wenn ich Ihnen ſolche vorp
Melden Sie mir doch Ihre Gedanken darüber.

Namen dieſes mir ſchätzbaren Frauenzimmers kann ich Ihnen nicht nennen; aber ſie iſt meine Freundinn, und wird mir eine Bitte nicht abſchlagen, die zum Beſten meiner guten Charitas gereicht. Ich will mir dieſelbe in dieſer Korreſpondenz adjungiren laſſen. Das Einzige befürchte ich, Sie werden von mir keine Briefe mehr leſen wollen, wenn Sie einmal von dieſer meiner Freundinn einen Brief geleſen haben. Antworten Sie mir auf dieſen Umſtand bald. Wie wäre es, wenn Sie gleich ein paar Zeilen an meine Freundinn ſchrieben, und um den Briefwechſel mit derſelben anſuchten. Sie können den Brief überſchreiben: Pour Mademoiſelle D. E. und wenn Sie ihn nicht ſiegeln, iſt es mir deſto lieber. Leben Sie wohl!

Rabener.

Das hätte ich nicht gedacht, mein lieber Herr Lehrmeiſter! Worinne habe ich es denn verſehen? Es ſcheint, als wenn Sie mich auf eine gute Art los zu werden ſuchten. Sie wollen ſich eine Freundinn adjungiren laſſen, an dieſe ſoll ich ſchreiben, und mir ihren Briefwechſel ausbitten? Sie loben ſie? Sie glauben, daß ſie mich beſſer, als Sie ſelbſt, unterrichten würde? Ich weis es nicht. Allemal würde mir lieber ſeyn, wenn Sie mein Lehrmeiſter blieben. Sie haben mir es auch verſprochen. Indeſſen will ich gehorſam ſeyn. Hier iſt ein Brief an die Mademoiſelle D. E. Ich hoffe, Sie werden . . . ach ja! Sie werden es ſchon ſo einzurichten wiſſen, daß ich noch ferner Ihre Schülerinn bleibe. Wollen Sie?

Charitas.

Pour Mademoiſelle D. E.

Mademoiſelle,

Was werden Sie denken? Ein kleines Mädchen nimmt ſich die Freyheit, an Sie zu ſchreiben. Und das iſt noch nicht alles. Sie will ſich auch etwas ausbitten. Werden Sie es nicht übel nehmen? Könnten Sie ſich entſchließen? ... Nein — wollten Sie wohl ſo gütig ſeyn, und ... Laſſen Sie ſich es lieber von Herr Rabenern ſagen, warum ich Sie bitten will. Er weis es, und wird es viel beſſer machen, als ich. Aber gleich! Sie müſſen nicht weiter leſen, bis er es Ihnen geſagt hat. Er hat mir recht viel Gutes von Ihnen geſchrieben. Er lobt aber auch mich manchmal. Nun, Sie haben ja unſere Briefe geleſen, nicht wahr? Schreibt er nicht überaus ſchön? Was er will, ſchreibt er; und Sie ſollen noch ſchöner ſchreiben? Was für ſchöne Briefe werde ich bekommen! Ich ſoll nicht wiſſen, wer Sie ſind. Gut! Sie verlangen doch auch nicht zu wiſſen, wer ich bin? Aber lieb wollen Sie doch haben

Ihre

kleine

Charitas.

Den 4. März, 1758.

Ich habe Ihren ſchönen und für mich gar zu ſchmeichelhaften Brief meiner guten Freundinn, der Mademoiſelle D. E. in ihre eigenen Hände gegeben, und ich hatte die gewiſſe

gewiſſe Hoffnung, ich würde Ihnen heute eine Antwort ſchicken können; aber eine unerwartete Hinderung hat mich um dieſe Hoffnung gebracht. Sie können glauben, daß dieſe Hinderung ſehr wichtig ſeyn müſſe; denn meine Freundinn hat über Ihren Brief ſo viel Beyfall gezeigt, daß es ihr gewiß angenehm ſeyn muß, ſich mit Ihnen in einen Briefwechſel einzulaſſen. Einen Brief zu ſchreiben, und den recht artig zu ſchreiben, koſtet ihr auch gar keine Mühe, und von mir iſt ſie, wie ich ſeit einiger Zeit gewiß hoffe, eine viel zu gute Freundinn, als daß ſie aus Bequemlichkeit oder Eigenſinn mir eine ſo angelegene Bitte abſchlagen ſollte, die auf mein Vergnügen und auf das Beſte meiner Charitas abzielt. Alſo können Sie glauben, daß dieſe Hinderung ſehr wichtig iſt. Deſto gewiſſer verſpreche ich Ihnen auf künftige Woche einen Brief von ihr: gedulden Sie ſich ſo lange! Deswegen bleibe ich immer noch Ihr Lehrmeiſter, ob ich ſchon weis, daß Sie meine Lehren ganz entbehren können, wenn Sie mit meiner Freundinn einen ordentlichen Briefwechſel führen werden. Ich wünſche dieſes um ſo viel mehr, da mich einige Umſtände nöthigen werden, künftige Feyertage auf einige Wochen zu verreiſen. Ich werde alsdann meine Reiſe mit ruhigem Herzen antreten, wenn ich Sie in ſo guten Händen weis. Vergeſſen werden Sie mich doch nicht darüber, meine liebe Charitas? das ſollte mir nahe gehen. Denn, wenn meine Freundinn auch noch ſo ſchön, noch ſo lehrreich, noch ſo vernünftig ſchreibt, ſo bin ich doch von Ihnen ein älterer Lehrmeiſter, und ein aufrichtiger Freund. Wollen Sie mir verſprechen, mich auch abweſend nicht zu vergeſſen?

Rabener.

N. S.
Antworten Sie mir, wenn ich bitten darf, bald! Wir haben nur drey Wochen noch bis auf Oſtern.

Alſo ſoll ich Abſchied nehmen, mein lieber Herr Lehrmeiſter, von Ihnen und Ihren ſchönen Briefen ſoll ich Abſchied nehmen? Das geht mir ſehr nahe. Billig iſt es, daß ich Ihnen nicht länger beſchwerlich falle. Sie haben mit mir kleinem Mädchen lange Geduld gehabt; ich danke recht ſehr dafür. Ich bedanke mich für alle gute Lehren, die Sie mir gegeben haben, und werde, wenn ich ſie noch beſſer einſehen und verſtehen lerne, immer mehr danken.

Sie wollen mein Herr Lehrmeiſter bleiben; das iſt mir lieb. Ihre gute Freundinn — und die vorgegebene Reiſe . . . arme Charitas! Geduld! — Leben Sie wohl, recht wohl leben Sie, mein lieber Herr Lehrmeiſter! Behalten Sie mich lieb, und denken Sie zuweilen an

Ihre

kleine Schülerinn,
Charitas.

Am 9. März, 1758.

Ich erwarte heute eine Antwort von Ihnen, und um Zeit zu gewinnen, fange ich meinen Brief immer an, ich möchte

möchte vielleicht Nachmittags gehindert werden. Vielleicht bekomme ich noch vor Tiſche einen Brief von meiner Freundinn D. E. Inzwiſchen ſende ich hier einen, den ich geſtern Abends noch ſpät erhielt, und der, wie ich aus dem Siegel urtheile, wieder von der Barbara iſt. Wenn wird doch das Mädchen aufhören zu plaudern! Darf ich ihn bey Gelegenheit leſen? Heute iſt ſchon der 11te, und ich habe noch nicht eine Zeile von Ihnen; wie geht das zu? Krank werden Sie doch nicht ſeyn? Ich bin ſehr beſorgt; antworten Sie mir bald! Adieu.

Rabener.

Am 8. März, 1758.

Meine liebe Gretel,

Nun iſt es einmal Zeit, daß wir ohne Maske mit einander reden. Tauſendmal danke ich Ihnen für den angenehmen Briefwechſel, den Sie mit mir ſeit einigen Monaten unterhalten haben. Wie viel Artiges haben Sie mir binnen der Zeit geſchrieben, und wie offenherzig haben Sie mich einigemal gemacht, Ihnen vieles zu ſagen, das in künftigen Zeiten Ihnen verſtändlicher und nützlicher ſeyn wird, als es Ihnen vielleicht itzo ſeyn mag. Es war für mich ſehr vortheilhaft, daß Sie glaubten, ich kennte Sie nicht; denn nun konnte ich viel ungezwungner ſchreiben, und viele Stellen in unſere Briefe bringen, ohne welche die Korreſpondenz vielleicht einigemal würde matt geworden ſeyn. In der That habe ich Sie in den erſten vierzehn Tagen nicht gekannt; aber

länger blieben Sie mir nicht versteckt. Glauben Sie das nicht? Herr Sekretär B* soll mein Zeuge seyn, dem ich es schon vor acht Wochen anvertraut habe. Mündlich kann ich Ihnen auch noch mehrere Umstände angeben. Nur Einen will ich itzt berühren. Die zwote Barbara bin ich selbst gewesen; wo hätte sonst ein fremdes Mädchen wissen können, daß der Hampelmann, um den wir uns vor Weihnachten zankten, oben in Ihrer Stube liege, und Line ihn am besten finden würde? Diese zwey Worte waren freylich sehr mühsam ausgekratzt, als Sie mir den Brief zuschickten, aber für mich konnten sie kein Geheimniß seyn, da ich ihn selbst geschrieben hatte.

Also müssen wir von einander Abschied nehmen? Ich thue es mit schwerem Herzen. Fahren Sie fort, so fein zu schreiben, als Sie es schon itzt können, so werden Sie es mit der Zeit Ihren zwo ältesten Schwestern gleich thun, und wenn Sie fortfahren, auch so fleißig, wie bisher, zu schreiben, so werden Sie es im Fleiße Ihren zwo ältesten Schwestern weit zuvorthun. Gewohnen Sie sich, so gut, so vernünftig und so tugendhaft zu denken, als man Sie hat in Ihren Briefen denken lassen; so werden Sie bis in Ihr Alter glücklich, und das Vergnügen Ihrer ganzen Familie seyn. Wollen Sie denn auch meine Freundinn bleiben? Gewiß hoffe ich das, gewiß wird mich die Gretel eben so lieb haben, als mich Charitas hatte.

Und Ihnen, mein lieber, guter, ehrlicher Herr Jemand, gehört freylich dieser Dank ganz allein. Sie haben mir durch diese glückliche Erfindung viele angenehme Stunden gemacht. Vergeben Sie mirs aber auch, daß ich Sie mannichmal in große Verwirrung setzte, wenn Sie mir weder eine Unwahrheit sagen, noch

auch

auch die Wahrheit geſtehen wollten? Noch itzt dauern Sie mich, wenn ich Sie mir vorſtelle, wie Sie vor etlichen Wochen auf meinem Sopha ſaßen, und wider die Erde ſahen, da ich, als von ungefähr, die Gretel unter meiner vermuthlichen Korreſpondentinn nannte.

Aber Lorchen, mein verrätheriſches Lorchen, was fange ich mit Ihnen an? Wie grauſam ſind Sie mit mir umgegangen! wie dreiſt! Sie, die Sie ſonſt den Augenblick roth wurden, wie dreiſt haben Sie Ihre Rolle geſpielt! Tauſend Wendungen habe ich machen müſſen, mich gegen Sie nicht zu verrathen. Ich, der ich ſonſt, wie Fritzchen ſagt, das Herz in meinen Augen habe, mußte mich durch ganz ungewohnte Mienen verſtellen, um Ihnen mein Herz nicht ſehen zu laſſen; und wie oft habe ich in dieſem meinem Herzen über Sie, kleine Heuchlerinn, triumphirt, wenn ich, mit einer ernſthaften und gelaſſenen Miene, mir von Ihnen eine Sache erzählen ließ, die ich ſchon beſſer wußte, und wenn ich durch erdichtete Umſtände neue Gelegenheit gab, über meine Leichtgläubigkeit zu frohlocken? Faſt muß ich nun glauben, (eine Sache, die kein Menſch glauben wird,) daß ich beynahe, aber nur beynahe, ſo ſchlimm und boshaft bin, als Lorchen iſt. Doch habe ich Sie manchmal ertappt. Erinnern Sie ſich noch des Abends, wo wir beide an der Kommode ſaßen, die Gretel neben uns ſtund, und Sie nach dem Fortgange der Korreſpondenz mit der Charitas fragten, wie roth, wie beſtürzt wurden Sie, wegen Ihrer Uebereilung! Wie geſchwind ſprangen Sie auf, änderten die ganze Unterredung, und dankten dem Himmel, daß ich guter Narr nichts von Ihrer Uebereilung gemerkt hatte. Wollen Sie unſere ſchlaue Briefträgerinn noch mit einem Glaſe Wein beſtechen, um, mir zum Beſten, zu entdecken, wer die Charitas ſey? Wie

beſtra-

beſtrafe ich Sie, Lorchen? denn beſtraft müſſen Sie werden, mehr als auf Eine Art beſtraft. Die erſte Strafe ſoll dieſe ſeyn, daß Sie Ihrer liebenswürdigen Freundinn Babet die Entwickelung unſerer Komödie melden. Sie wären ungerecht, wenn Sie das nicht thun wollten, da Sie die Babet oft mit Freuden von meiner Leichtgläubigkeit, und noch damals, als ich Sie am Pulte überraſchte, unterhalten haben. Himmel! was für eine Menge Verſtellungen haben Sie in Ihrer Gewalt! je mehr ich allen den Umſtänden nachdenke, bey denen ich Sie erwiſcht habe, deſto mehr erſtaune ich über Sie. Aber zu meinem Glücke hatte ich meine Rolle auch gelernt. Künftig wollen wir beide in allen Sachen recht aufrichtig mit einander umgehen. Denn, wie es ſcheint, ſind wir einander gewachſen, und Corſaire contre Corſaire thut nicht gut. Leben Sie wohl, mein ehrlicher Herr Jemand! Mein verrätheriſches, grauſames, heuchleriſches, boshaftes, und bey allem dieſen doch mein gutes Lorchen, leben Sie wohl! Und Ihnen, meine liebe Charitas, küſſe ich zu guter letzt die Hände, und bleibe von Ihnen und Ihrem ganzen Hauſe

ein aufrichtiger Freund und Diener,

Rabener.

Hie

Hier ſende ich Ihnen, Mademoiſelle, wie ich es geſtern verſprach, die Auszüge von einigen Briefen, die zwiſchen mir und dem Herrn Cramer gewechſelt worden ſind. Ich könnte ſie eben ſo leicht ſelbſt bringen, als ich ſie durch meinen Bedienten überſchicke; aber alsdann würde ich nicht haben an Sie ſchreiben können, und an Sie zu ſchreiben, iſt für mich eben ſo ſchmeichelhaft, als es mir iſt, an meine beſten Freunde zu ſchreiben. Ich bin ſtolz darauf, wenn die Nachwelt erfährt, daß Cramer, Gellert, Schlegel, Giſeke, Hagedorn in Hamburg, und mehr rechtſchaffene Männer, meine ſo guten Freunde geweſen ſind, daß ich ſeit vielen Jahren mit ihnen in einem vertrauten Briefwechſel geſtanden habe. Aber wie ſtolz würde ich erſt darauf ſeyn, wenn die Nachwelt erfahren ſollte, daß ich heute, am 29ſten Jänner 1757, ein paar Zeilen an Mademoiſelle Lorchen habe ſchreiben dürfen! Denn, daß Sie mir auch nur in einer einzigen Zeile den richtigen Empfang und die gütige Aufnahme meines Briefs melden ſollten, das werde ich und die Nachwelt freylich nicht erfahren, das weis ich wohl; ſo hochmüthig laſſen Sie mich gewiß niemals werden. Ich erkenne es als eine Gefälligkeit, wenn Sie dieſe Auszüge niemanden ſehen laſſen. Ihr Herr Papa gehört darunter nicht. Ich bitte mir es vielmehr ausdrücklich aus, daß ich Ihrer beider gemeinſchaftliche Kritiken darüber

über erfahren kann. Kritiken; verstehen Sie mich ja recht, und nicht bloße Komplimente. Mademoiselle Fritzchen wird nicht verlangen, sie zu lesen; außerdem möchte ich meinen Briefen dieses Glück wohl gönnen. Getrauten Sie sich, es bey Ihrer freundschaftlichen Babet zu verantworten, wenn Sie ihr diese Sammlung auch im Vertrauen zuschickten, und ihre Urtheile darüber verlangten, so würde ich Ihnen unendlich dafür verbunden seyn. Sie müßten es nur in Ihrem Namen thun, als geschähe es ohne mein Vorwissen. Außerdem würde es von mir eine allzudreiste Verwägenheit seyn. Und, wenn deren Mademoiselle . . . aber nein, ich bin gar zu begehrlich; merken Sie bald die Eigenliebe meines trotzigen Herzens? Erst sollten Sie diese Auszüge ganz allein sehen; und hernach fiel mir auch der Papa ein; und hernach hätte ich bald Fritzchen aus ihrer nachdenkenden Ruhe stören lassen, und hernach wünschte ich auch von Ihrer Babet gelesen zu werden; und hernach . . . Aber warum haben Sie so viel Freundinnen, die Ihnen ähnlich, und mir daher so schätzbar sind? Ich küsse Ihnen die Hände. Sie haben doch keine geschwefelten Handschuhe an?

Rabener.

Am 16. Febr. 1757.

Wie gütig sind Sie, mein liebes Lorchen, daß Sie mich in dem Augenblicke schriftlich zu Gaste bitten, da mich Ihre grausame Mutter zum Hause hinausstößt, und mit den nothdürftigsten Bissen Brodt versagt. Ich werde mor-

en Mittags zum Generale, und Abends zu Ihnen
ien. So gern ich ſonſt beym Generale bin, ſo un-
dig und geſchwind werde ich von ihm wegeilen.
it ich Ihre Gefälligkeit nicht mißbrauche, will ich
wegbleiben. Werde ich das wohl halten können?
haftig, ich weis es noch nicht. Alſo iſt Ihnen die
nliche Brezel wohl bekommen? Und haben Sie noch
tit genug, itzt über Tiſche noch einmal zu eſſen?
iß, über Ihren guten Magen geht nichts, als Ihr
Herz.

»Werde ich die Antwort an Mademoiſelle bald be-
imen?« fragt mich mein Bedienter unverſchämt.
Was ficht den Bengel an, mich ſo dreiſt zu fragen?
»Ja,« ſpricht er, »aber ſie will gleich Antwort ha-
, und nun hat ſie ſchon länger als eine Stunde dar-
warten müſſen.« — Er geht fort, und hängt
Maul. Ich vergebe es ihm, weil er aus Achtung
Sie ſo unverſchämt iſt. Es bleibt dabey, was ich
geſagt habe: Menſchen und Vieh ſind auf Ihrer
e, und mein Johann iſt ein ziemlich vernünftiges
. — Er kömmt wieder in die Stube, und nimmt
Hut. Ich muß nur ſchließen, ſonſt läuft er fort, und
Ihnen, daß mein Brief noch nicht fertig ſey. Leben
wohl! Ich küſſe Ihnen die Hände.

Rabener.

Den 26. Auguſt, 1758.

er den Kopf, mein liebes Lorchen, mit meiner eignen
ſt, vor den Kopf möchte ich mich ſchlagen, daß ich
dum-

dummer Teufel nicht errathen kann, wer Ihr unbekannter Korrespondent ist. Das bleibt mir ein unauflösliches Räthsel. Wenn ich einmal glaube, ich habe den rechten gewiß ertappt, so paßt wenigstens Ein Umstand nicht, und ich bin wieder eben so verwirrt, als ichs war, da ich zu rathen anfieng. Ich kann nicht begreifen, was Ihr Korrespondent für Ursachen haben muß, verborgen zu bleiben, da alles so sehr zu seinem Vortheile ist. Ein Mann, der so viel Geschmack hat, Ihre Verdienste einzusehen, so viel Gerechtigkeit, diese Verdienste zu bewundern, der so bescheiden ist, einem Frauenzimmer keine schmeichelhaften Unwahrheiten vorzusagen, über die es roth werden könnte, ein Mann, der unserm F**r so ähnlich sieht, (wie vortheilhaft ist ihm diese Vergleichung mit einem Freunde, dem die Ehrlichkeit aus jedem Gesichtszuge sieht) mit einem Worte, ein Mann, bedenken Sie einmal, was das sagen will, ein Mann, den Babet hochschätzt, und dieser Mann will verborgen bleiben? das alles ist mir unbegreiflich. Nur den vierten Theil dieser guten Eigenschaften und Vorzüge wünschte ich mir; was für Lärmen wollte ich in der Stadt anfangen, um bemerkt und bekannt zu werden! Zu allen Leuten lief ich, unangemeldet lief ich zu ihnen auf die Zimmer, und sagte ihnen meinen Namen. Und Ihr Korrespondent versteckt sich, und will von Lorchen nicht gekannt seyn, von der ein jeder gesitteter und tugendhafter Mensch gekannt zu seyn wünscht?

Unsere Babet ist ein boshaftes Kind, sagen Sie ihr das, aber in Ihrem Namen, sonst glaubt sie es nicht. Mit ihrer neuen Schilderung hat sie mich noch viel verwirrter gemacht, als ich vorher war. Ein junger Mensch von acht und zwanzig Jahren — (auf den ich rathen wollte, der ist älter) ziemlich lang — ja,

n, ja, alles träfe ein) und mager — (manchmal) hwarze Augen — (kohlſchwarz) und eine lange Naſe — (richtig getroffen) dem älteſten Bruder nlich — (o du allerliebſter junger Menſch! ſieht er m Bruder ähnlich, ſo ſieht er auch ſeinen vier Schwe-rn ähnlich) trägt immer ein grünes Kleid — as habe ich nicht die Ehre zu kennen) iſt in dieſem leide kleiner als ſonſt — Hum! Lorchen, da fällt ir was ein! Kleiner? Iſt dieſes Kleid von einem an-rn Schnitte, als die andern. Ich dächte gar — wahr-ftig, Lorchen, ich dächte . . . ſoll ichs ſagen? kaum, ß ich es wage — ich dächte, Gott verzeih mirs, gar es wäre kein Freund! — Nun rathen Sie vollends, ein liebes Lorchen, und ſagen Sie mir auf den Montag hee Gedanken mündlich.

Hier ſende ich für die Charitas etwas von dem De-t, das der Papa geſtern Abends übrig gelaſſen. Sie rd wohl Lorchen laſſen miteſſen. Wie haben Sie ge-laſen? Unſere beſte Babet grüßen Sie millionenmal n mir. Guten Morgen!

Rabener.

Dresden, am 31. October, 1757.

Hier ſende ich Ihnen, mein liebes milzſüchtiges Lor-en, zween Briefe, die Sie bey Ihrer Melancholie und Menſchenliebe nicht ohne Rührung leſen werden. Ich abe dieſe zärtlichen Thoren geſtern zum erſtenmale nen-n hören, und ſie, ungeachtet ihrer unglücklichen Thor-it, herzlich und um ſo mehr bedauert, da ich weder

Lindetung noch Rettung für ſie weis. Es wird ſeyn, daß wir den Namen dieſer Elenden ſchonen dieſe Briefe nicht ſehr bekannt werden laſſen. Sie aber, daß Ihre Babet ſie gern leſen möchte, ſie für ſelbige kein Geheimniß; nur will ich mir übermorgen zurück ausbitten. Die arme Frau i pelt zu beklagen; ſie ſcheint natürlichen Witz u gutes Herz zu haben, und was ich noch mehr bew in ihrem ganzen Briefe ſagt ſie nicht ein Wort v rem Mangel, um ihren Mann nicht noch mehr zu ruhigen. Der Mann iſt auch ehrlich und zärtlich in ſeiner Art vielleicht großmüthig. Aber eben Tugenden wegen haſſe ich ihn, weil er ſie nur wendet hat, ein armes, junges und ſchönes M ohne Rettung ins Unglück zu ſtürzen. Nehm ſeine Partie nicht, ich bitte Sie drum: Sie müßt Frau verdammen, und das wäre noch härter. Sie wohl!

Raben

Dresden, am 10. Jänner

Mein Herr,

Ich würde Ihnen auf Ihren erſten Brief eher wortet haben, wenn ich nicht nöthig gefunden hät here Erkundigung von Ihnen und des Frauenzi Umſtänden einzuziehen, mit welchem Sie in die n liche Bekanntſchaft gerathen ſind. Da mich das U eines jeden Menſchen rührt; ſo können Sie mi

ſen, daß ich bey Ihrer Erzählung nicht habe gleichgültig ſeyn können. Das Frauenzimmer ſcheint eine gute Denkungsart und einen ſehr vortheilhaften Charakter zu haben. Sie ſelbſt ſprechen mit ſo vieler Achtung von ihr, daß Sie geraume Zeit vor Ihrer zu genauen Bekanntſchaft von derſelben liebenswürdigen Eigenſchaften müſſen überzeugt geweſen ſeyn. Aber ſoll ich Ihnen meine Gedanken mit der Offenherzigkeit ſagen, mit welcher ich gegen meine Bekannten mich zu erklären gewohnt bin? Ja, ich muß Ihnen geſtehen, mein Herr, daß eben dieſe feinen und liebenswürdigen Eigenſchaften Ihrer unglücklichen Freundinn Ihr Vergehen doppelt ſtrafbar machen. Entſchuldigen Sie es ja nicht mit der Liebe zu dieſer Elenden. Es war nichts, als eine wilde Begierde, die der Menſch mit den niedrigſten Geſchöpfen gemein hat. Sie wußten die Armuth des Mädchens, Sie wußten Ihre eigene Armuth; eben ſo konnten Sie die traurigen Folgen Ihrer unüberlegten Zärtlichkeit wiſſen. Dachten Sie gar nicht daran, ein unſchuldiges Geſchöpf, das Ihr Kind ſeyn würde, zugleich mit unglücklich zu machen? Ihre Freundinn vor den Augen der Welt zu beſchimpfen, eine arme Mutter noch in ihrem Alter zu betrüben? Können Sie das Liebe zu Ihrer Freundinn nennen? Wäre die Gefallene weniger tugendhaft, und hätte Ihnen ſelbſt zu einer ſolchen Ausſchweifung Gelegenheit gegeben, ſo würde Sie, mein Herr, der Vorwurf nur halb treffen: aber nun fällt er ganz auf Sie, und muß Ihnen mit jedem Augenblicke deſto erſchrecklicher werden, da Sie, wie ich aus Ihrem Briefe urtheilen kann, noch nicht auf eine ganz verſtockte Art boshaft ſind, ſondern es empfinden, was die Menſchenliebe denen empfinden iſt, die noch Menſchen und Chriſten ſind. Und eben

um deswillen, wie ungern sehe ich, daß Sie ohne Rettung verloren sind! Itzt Mangel, und Hunger, und Schande! Künftig ein beschämter Blick auf diese Ausschweifung Ihrer Jugend, nagende Vorwürfe der Welt und Ihres Gewissens, und endlich eine trostlose Verzweifelung! O, mein Herr, das, das sind die erschrecklichen Folgen Ihrer Thorheit! Wie ist Ihnen zu helfen? Wie soll man Sie retten? Ein Amt verlangen Sie? Haben Sie wohl die itzigen Zeitumstände, die allgemeinen Schwierigkeiten, heut zu Tage ein Amt und eine Versorgung zu finden, haben Sie Ihre eignen Fähigkeiten überlegt? Wie kann der seinem Könige treu seyn, der seiner besten Freundinn untreu ist? Denn Ihr erster Gedanke, diese liebenswürdige Unschuld unglücklich zu machen, war die strafbarste Untreue, die Sie an ihr begehen konnten. Nennen Sie es ja nicht Treue, daß Sie diese Verlorne noch itzt lieben, sie Ihre Frau nennen, und für ihren Unterhalt sich bemühen. Das wird ein jeder thun, der nicht ganz ein Unmensch ist. Glücklicher, weit glücklicher wäre die Arme, wenn sie von Ihnen nichts weiter wüßte, niemals weiter von Ihnen nichts wissen könnte. Sie würde mit dem kleinen bejammernswürdigen Zeugen ihrer Schwachheit für sich ihr kümmerliches Brodt wohl finden, und nur für sich sorgen dürfen; anstatt, daß sie nun auch für Sie, mein Herr, für Sie, ihren grausamen Freund, zugleich sorgen, und also doppelt sich ängstigen muß. Vielleicht scheine ich Ihnen zu strenge gegen Sie; aber mein Herz ist voll von Empfindungen der Menschenliebe. Ich muß Sie, mein Herr, den Uebertreter der ersten Pflichten dieser Menschenliebe, Sie muß ich hassen! Doch wird mich dieses nicht hindern, mit Vergnügen die erste Gele-

gen-

genheit zu ergreifen, die ſich nur anbietet, Ihnen zu
gen, daß ich ſey

Ihr

dienſtbefliſſener

Rabener.

Gar zu lange mag ich Sie doch nicht martern, mein
bes Lorchen. Was haben Sie denn von dem Briefe
G** gedacht, den ich Ihnen vor einer Stunde zu-
idete? Sie waren wohl recht böſe auf Ihren ſtrengen
ittenrichter. Vermuthlich klagten Sie meine Härte
hrem Papa, wohl gar Fritzchen. Vermuthlich war
hr ganzes menſchenfreundliches Herz wider mich auf-
bracht. Vielleicht ſtudirten Sie ſchon auf den aller-
bſten grimmigen Brief, den Sie an mich ſchreiben
ollten. Nein, Lorchen, ſo gar ſchlimm bin ich doch
cht. Freylich hätte G** einen ſolchen Brief verdient,
er auf Ihren mächtigen Fürſpruch ſoll er den bekom-
n, der hierbey folgt. Sind Sie nun wieder gut?

Wiſſen Sie was? Machen Sie es Ihrer Babet,
ie ich es Ihnen gemacht habe. Senden Sie ihr heute
n grauſamen Brief, verklagen Sie mich dabey, und,
mit ſie recht böſe wird, ſo ſenden Sie ihr zugleich G**
ten Brief, den ſie ohnedem noch nicht geleſen hat;
d morgen früh, (aber ja nicht ſpäter, morgen früh,
nn länger darf Babet mit mir nicht unzufrieden ſeyn)
rgen mit dem früheſten ſchicken Sie ihr den wahren
rief, mit dem Schlüſſel zum ganzen Räthſel. Wollen

Sie das thun? Freylich; denn Lorchen, wenn ſie will, iſt viel zu gut, ſo etwas nicht zu thun. Adieu.

Rabener.

Den 16. Januar. 1758.

Aber, um des Himmels willen, ſagen Sie mir, was haben Sie mit Ihrer Babet angefangen? Solche häßliche Vorwürfe der Babet zu machen! und auch nur im Scherze ihr dergleichen Vorwürfe zu machen, iſt zu hart. Ja, Lorchen, wenn Sie es ihr nicht noch heute abbitten, ſo räche ich mich an dem Holunken G** und ſeinem Menſche, und ſchreibe ihm einen Brief, gegen welchen der noch ein Evangelium iſt, den Sie in Verwahrung haben. Ihre Babet hat je meinen Brief nicht einmal gebilligt, und das iſt das einzige, was ich an ihr ausſetze; ihre übrigen Urtheile ſind ſo vernünftig, wie man ſie von der Babet und Lorchens vertrauteſter Freundinn erwarten kann. Haben Sie wohl ſelbſt von dieſem Handel nur einen Augenblick anders denken können? Nimmermehr! auch nicht Ihr hitterſter Feind wird ſich unterſtehen, Ihnen das nachzuſagen. Seit langer Zeit habe ich mich nicht ſo, wie dieſen Abend, über Sie geärgert. Sie hatten wohl Urſache, mir zu verbieten, daß ich die Briefe nicht in Ihrer Gegenwart leſen ſollte: gezankt, ja gewiß, Lorchen, gezankt hätte ich mich mit Ihnen; denken Sie, was das ſagen will. Nein, das haben Sie zu arg gemacht. Ich wäre untröſtbar, wenn über mich ein Freund weinte, wie Ihre Babet über Ihre Vorwürfe Thränen vergoſſen hat.

Hier

Hier folgen der Babet Briefe zurück. Ich habe
itzt noch einmal durchgeleſen. Wahrhaftig, grauſames
hen, wenn mir es itzt möglich wäre, Ihnen gram
erden, ſo würde ich es itzt; ja wahrhaftig!

Rabener.

M. E.
n Sie doch ſo gütig, und antworten
. Noch eins! Sind Sie wohl groß-
hig genug, mir Ihren Brief zu ver-
fen, welcher der Babet Thränen geko-
hat?

Am 14. May, 1758.

ett! wie edel denkt Ihre redliche Babet! ihr ganzes
eſterliches Herz ſieht man in ihrem Briefe. Ja,
en, Sie müſſen, Sie müſſen zum drittenmale Ihre
rne Freundinn wiederſuchen. Ueberwinden Sie ſich.
liebenswürdige Freundinn, wie Fiekchen iſt, wieder
den, belohnt alle Ueberwindung. Ja, unvergleich-
Babet, der ganze Ruhm iſt Ihre, wenn Sie dieſe
inigung zu Stande bringen, eine Vereinigung zwi-
zwo Perſonen, die ſich gewiß noch lieben, ohne es
iſſen; denn tugendhafte Perſonen können ſich nicht
. Wie ruhig wird Ihr gutes Herz auf Ihre
weſter und auf Ihre Freundinn ſehen, wenn Sie
en, daß beide ſich noch mehr, wenn es anders mög-
t, noch mehr lieben, als ſie ſonſt ſich geliebt haben!
gewiß, Babet, Sie müſſen dabey gewinnen. Vor-
hat in ihrem Herzen für zwo ſo liebe Schweſtern

Platz. Ihnen hat sie es allein zu danken, wenn sie die Vertraulichkeit ihrer Fiekchen wieder gewinnt; und sie wird diese Freundschaft, wenn ich die Lorchen anders recht kenne, nimmermehr vergessen. Und das wollen Sie doch auch also halten und thun, Lorchen? So sagen Sie ein deutliches Ja! Aber, wenn Fiekchen mit Ihnen wieder zu der alten Freundschaft zurückgekommen ist, werden Sie auch noch Zeit haben, an mich zu denken? Ich wäre sehr unglücklich, wenn Sie mich drüber vergäßen, und nichts, in der Welt nichts, könnte mich bey diesem Unglücke trösten, als der Gedanke, daß Sie mich über Fiekchen und Babet, vergessen hätten. Ein trauriger Trost! Adieu.

Rabener.

N. S.

Hier sende ich Ihnen für Ihren kranken Hals ein paar Borstorfer, und für der Gretel ihren gesunden Hals ein paar Nüsse.

Damit Ihre gute Babet die dunkle Zauberſprache ihres beschwörenden Bruders verstehen möge; so sende ich Ihnen die Stelle aus meinem Briefe an ihn, welche die Veranlassung dazu gegeben hat. Sie werden so gütig seyn, und ihr solche, nebst Vermeldung meiner wahren Hochachtung, mittheilen. Ich küsse Ihnen die Hände.

Rabener.

An Herrn F**r in Warschau.

2c. 2c. noch eins, aber ganz unter uns. Glauben Sie wohl, daß ich fast einen Briefwechsel mit Ihrer Babet ange-

angefangen hätte? Ich entführte Lorchen einen Brief von ihr, der mich mit angieng, und der war ſo ſchön geſchrieben, daß ich ſehr wünſchte, von ihr ſelbſt Briefe zu haben. Nichts, als gewiſſe Umſtände, und eine ſchüchterne Vorſicht, haben Ihre Babet von meiner Zuſchrift gerettet. Ich laſſe Ihnen frey, gegen ſie von dieſer Erzählung einen ſcherzhaften Gebrauch zu machen. Auch von der Fritzchen habe ich, auf eben dieſe Art, ſchon vor geraumer Zeit, einen Originalbrief geraubt, der vortrefflich geſchrieben war. Sollten Sie das wohl von Ihrem altväteriſchen Hageſtolze glauben? denn itzt plündert in Dresden alles, was ſonſt auch noch ſo ehrlich war. ꝛc.

Den 8. September, 1758.

Die arme Babet! Wie mühſam iſt ſie, ſich ſelbſt zu bereden, daß ſie unrecht gethan habe, in einer Sache, wo ihr kein Menſch einen Vorwurf machen konnte, als ihr freundſchaftlich boshaftes Lorchen, oder ein vorwitziges Fräulein. Was ſollte ſie thun? Sie hatte ſich von einer Geſellſchaft weggeſchlichen, um ihrem ſo lange Wochen entbehrten Lorchen zwo Stunden zu weihen. Und eben, da ſie anfängt, das Vergnügen dieſes vertrauten Umgangs zu ſchmecken, ſo wälzt ſich das hochgeborne Chor im Garten einher, unterbricht die zärtlichen Unterredungen, und entführt ihr endlich gar ihr kaum wiedergefundnes Lorchen. Konnte hier Babet etwas anders thun, als traurig zurückweichen, und ſich von einer Geſellſchaft ſchüchtern entfernen, die ihr beynahe ganz fremd

war, die das ihr geraubte Lorchen in stolzem Triumphe einherführte, und nun für sich behielt, mit einem Worte, von einer Gesellschaft, die man einige Zeit kennen muß, wenn man sie mit Vertrauen hochschätzen, und die so oft gegründeten Vorurtheile vergessen soll, die uns den Adel unangenehm und verdächtig machen. Die Schüchternheit, deren sich die Babet in diesem und andern Fällen anklagt, ist so, wie sie ist, nichts weniger als ein Fehler, und macht die bescheidene Babet denen, die sie kennen, nur noch liebenswürdiger. Wehe der Fräulein, die im Ernste die Schüchternheit für einen Bürgerstolz ausgiebt! Ich werde die Babet grausam an ihr rächen, und wenn es die Fräulein P** wäre! Aber diese kann so etwas im Ernste unmöglich sagen. Bewundern Sie nur, allerbestes Lorchen, Ihre gute Freundinn, die bey einem Vorwurfe, wo sie so unschuldig ist, sich dennoch so viel Mühe giebt, zu finden, daß sie etwas versehen habe. Wie ängstlich und zerknirscht würde diese bußfertige Babet alles einräumen, wenn man ihr mit Grunde etwas als ein Versehen vorrücken könnte! Wie eifersüchtig bin ich auf diese Tugend, die mir fehlt! Und Sie, liebes Lorchen? — Das sind meine Gedanken, die ich auf unserer Babet Verlangen Ihnen eröffne, und die Sie um so viel billiger finden müssen, da ich weis, daß es vollkommen Ihre eigene Gedanken sind. Denn, mein redliches Lorchen, Sie mochten sich noch so sehr gegen mich verstellen, noch so sehr die Babet tadeln, meine Vertheidigung noch so hitzig bestreiten; ich sah doch nichts, als zärtliche Redlichkeit, in Ihren großen wilden Augen; bis in Ihr Herz sah ich, und fand die verklagte Babet entschuldigt. Machen Sie mir keinen Einwurf, daß meine Vertheidigung eigennützig sey, da ich diese vergnügte Stunde, mich mit unserer Babet zu unterhalten,

würde

rde haben entbehren müſſen, wenn ſie von der Ge-
ſchaft ſich weniger entfernt hätte. Machen Sie mir
ſen ſchmeichelhaften Einwurf nun nicht, oder ich werde
e verrathen, und erzählen, wie Sie, bey aller der
ſtellten Heiterkeit Ihrer noch ungewohnten Hofmie-
n, Ihre verdrängte Babet vermißten, und mitten un-
gräflichen Umarmungen unruhig wünſchten, daß es
Umarmungen Ihrer Babet ſeyn möchten. Sehen
ie wohl, mein heuchleriſches Lorchen, daß mir keine
iene von Ihnen entwiſcht, und daß ich auf alle Ihre
licke, auch an der Seite der Babet, aufmerkſam bin.
n Brief der unſchuldigen Babet ſende mit gehorſam-
m Danke zurück, und küſſe Ihnen, meine gute Freun-
in, die Hände.

Rabener.

Sie iſt Ihnen Ihr heutiger Ausgang bekommen? Un-
iglich beſſer, als ich wünſche. Aber doch bin ich Ih-
ntwegen ſehr in Sorgen: denn Sie ſchienen mir die
Morgen matter und niedergeſchlagener zu ſeyn, als
ie ſonſt ſind. Ihr Wohlbefinden iſt für mich ſo wich-
, daß ich mir bey der geringſten kranken Miene mehr
orge mache, als ſich ein jeder anderer Freund machen
rd, der zwar eben ſo, wie ich, Ihre ängſtliche Einbil-
ng kennt, aber, welches ohnedem unmöglich iſt, Ihre
tere Geſundheit nicht eben ſo zu ſchätzen weis, als ich.
er haben Sie einen Brief von meinem unglücklichen
unde; von meinem, denn ich weis nicht, ob Sie noch
langen, daß er der Ihrige iſt. Wünſchen möchte ich

dem

dem armen Freunde dieſes Glück. Sehen Sie, Lorchen, ſo unparteyiſch bin ich gegen meine Freunde, ſo gar gegen diejenigen, welche Sie einmal auf meine Unkoſten ... verzeihen Sie mir, mein liebes Lorchen; das war eine Uebereilung, aber ſie iſt einmal geſchrieben, und ich will, wenn Sie es verlangen, Ihnen ſolche lieber abbitten, als ſie ausſtreichen. Das würde mich noch verdächtiger, und Sie noch neugieriger machen. Morgen hoffe ich ſeinen alten treuen Bedienten zu ſprechen, und ihn alles auszufragen. Vielleicht kann ich Ihnen morgen Abends Nachricht geben. Heute will ich mich für meine Uebereilung beſtrafen, grauſam beſtrafen, und Sie nicht ſehen. Suchen Sie doch den Brief unſerer lieben Babet auf, in welchem ſie eine Antwort von mir gefodert haben will. Wie ungerecht ſind Sie, daß Sie mir ſo lange das Vergnügen vorenthalten haben, dieſer liebenswürdigen Freundinn antworten zu können. Ja, beſte Babet, Lorchen, Ihr zerſtreutes Lorchen, iſt allein Schuld daran. Langſt, vorlängſt ſchon hätte ich Ihnen außerdem geantwortet; aber noch mehr wünſchte ich, Sie zu ſprechen. Ihnen kann man unmöglich das alles ſchreiben, was man Ihnen zu ſagen wünſcht. Wollen Sie, meine liebe Babet, ſo gütig ſeyn, und eines von nachverzeichneten Büchern zum Durchleſen haben, ſo erwarte ich Ihren Befehl, der mir auch um deswillen doppelt angenehm iſt, weil ich ihn durch unſer einſylbiges Lorchen erwarte. Und Sie haben es, freundſchaftliche Babet, über Ihr Herz bringen können, dieſe Ihre arme kranke Freundinn nicht zu beſuchen? Ihr geſunder Freund hätte ſich dieſen Beſuch gewiß zu Nutze gemacht. Ich küſſe Ihnen beiden die Hände vielmal.

Rabener.

An

An Mademoiſelle Lorchen.

Befehlen Sie doch Herrn B*, (denn von Ihnen läßt er ſich gern befehlen) daß er, wenn er ohnedem hinnen in der Stadt ſpeiſt, mich beſuche, damit ich ihm klagen könne, ſeit was für einer Ewigkeit ich Sie nicht geſprochen habe, wie ſehr ich über das Wetter ſeufze, das mich noch hindert, Sie zu ſprechen, und wie ſehr ich für den vergnügten Abend büßen müſſen, da ich zum letztenmale bey Ihnen war, und in dem grauſamen Sturme nach Hauſe gieng An allen dieſen kann Ihnen freylich nicht viel liegen; aber ich will Herrn B* zugleich fragen: wie der Papa ſich befindet? wie Sie allerſeits ſich befunden? Ob Sie, mein liebes Lorchen, noch meine Freundinn ſind? Und an allen dieſen liegt mir gar zu viel, ꝛc.

Rabener.

An Herrn Sekretär B*.

Ich wollte wünſchen, daß Sie dieſen Brief meiner Freundſchaft allein zu danken hätten; aber Sie haben ihn, ich will es nur aufrichtig geſtehen, mehr dem uneingeſchränkten Gehorſame zu danken, zu welchem mich, wie Sie wiſſen, unſere Freundinn gewöhnt hat. Schon ſehr ſpät geſtern Abends ſprach ich ſie. »Das will ich »Ihnen nur ſagen,« rief ſie mir entgegen, »daß Sie »mit der morgenden Poſt an Herrn B* ſchreiben — »verſtehen Sie mich?« Ich machte vor Angſt eine ſo

ungeschickte demüthige Verbeugung, wie ein angehender Rekroute, welchem sein regierender Korporal zum erstenmale, mit dem Stocke in der Hand, Gehorsam predigt. Ohne mich aufzuhalten, wollte ich nach Hause gehen, und an Sie schreiben; aber ich mußte noch da bleiben, nicht, weil man meine Gegenwart wünschte, sondern weil man mich wollte empfinden lassen, wie sehr man Herrn B* vermisse. Nur von Herrn B* ward mit mir gesprochen. »Wo muß er itzt wohl seyn? — Der »arme B* hat garstiges Wetter gehabt. — Er war »noch gestern Abends bey uns, und nahm Abschied. — »Er wird diese Nacht frieren, der arme B*. — Es wird »meinem Vater recht einsam seyn — aber binnen acht »Tagen kömmt er wieder, der gute B*.« Was soll ich zu alle dem sagen? Wären Sie allein gefahren, so hätte ich Ihnen in diesem Augenblicke gewünscht, daß Sie bis an die Achsen wären im Kothe stecken blieben. Aber ich war billiger. Um mich einzuschmeicheln, nahm ich ein Glas, und trank Ihre Gesundheit. . . . »O! ja, »er soll leben, der ehrliche B*,« rief unsere Freundinn; — und weil nicht gleich ein Glas da war, so riß sie mir das meinige aus der Hand, und trank Ihre Gesundheit.

Sagen Sie mir doch, mein Herr, war denn über meiner Reise nach S** auch ein solches Spektakel? Wohl schwerlich; wenigstens schrieb niemand an mich, bis ich ein paarmal geschrieben hatte.

Wahrhaftig die Probe ist zu hart. Sie sind ein ganz hübscher feiner Mensch, haben auch ein ehrliches Herz. Aber das sehe ich doch auch wahrhaftig nicht, warum man über einen hübschen feinen ehrlichen Menschen, den man in vier und zwanzig Stunden nicht gese-

hen

hen hat, einen ſolchen Lärmen, auf meine Unkoſten machen. Ich will mich nicht weiter erklären; aber man hat Exempel, daß hübſche feine Menſchen auf der Gaſſe todt gefunden worden ſind.

Ich wollte, daß ich im Stande wäre, nur auf einen Augenblick Ihr Freund nicht zu ſeyn; ich wäre es itzt gewiß nicht, ſo ſehr bin ich aufgebracht. Melden Sie mir, wie Sie gereiſt ſind? wie Sie ſich befinden? wenn Sie wiederkommen? Ich werde Ihrer Beſchützerinn Nachricht davon geben. Vielleicht entwiſcht ihr eine freundliche Miene, die ich außerdem vor Ihrer Rückkunft nicht erwarten darf. Empfehlen Sie mich Ihrer vornehmen Geſellſchaft unterthänig. Lorchen läßt auch die Fräulein von P** ihr ergebenſtes Kompliment machen, und ihr tauſend Vergnügen und eine vollkommene Geſundheit wünſchen. Der letzte Wunſch hätte wohl mögen wegbleiben; denn die Hypochondriſten ſind ſehr unzufrieden, wenn man ihnen ihre Hypochondre nimmt. Ich dächte, das wüßte Lorchen am beſten. Leben Sie wohl, mein lieber B*. Denken Sie an uns arme Gefangene in Dresden, und bleiben Sie mein Freund, damit Ihre Vormünderinn den geringſten Vorwand nicht habe, meine Freundinn nicht zu bleiben.

Rabener.

Am 3. May 1753.

Hätten Sie wohl jemals Ihrem Freunde den herzhaften Entſchluß zugetraut, daß er ſich aus freyem Willen zum Aderlaſſen entſchließen ſollte? Sie können daraus ur-

urtheilen, wie heftig seit vorgestern mein Schmerz gewesen seyn muß. Dieser ist also der fürchterliche Tag, an welchem mein Blut fließen soll!

The dawn is over-cast, the Morning lowrs,
And heavi ly in clouds brings on the day,
The great, th'important day, big with the bloud
Of Rabener —
- - - - - -

Prächtig genug klingt das, aber es ist nicht wahr; denn seit langer Zeit habe ich keinen so heitern Morgen gesehen: entweder der Himmel hat eine Freude über meinen Entschluß, oder nimmt sich die Mühe nicht, über mich zu trauern. Noch zur Zeit bin ich voller Muth, und habe auch heute ziemlich gut geschlafen. . . . Es schlägt achte! Da kommen meine blutdürstigen Helfershelfer. — Pfuy! . . . gleich, meine Herren! Adieu, adieu, Lorchen! — Nun war es vorbey. Dem Himmel sey Dank, glücklich vorbey! Ich habe vielleicht in etlichen Wochen so viel nicht gescherzt, als heute, während des Aderlassens. Einmal wäre ich fast ohnmächtig geworden; aber ich dachte an Lorchen, und ward gleich wieder munter. O! lassen Sie nun auch zur Ader. Es ist gar zu hübsch, schmerzt nicht, und man wird bald wieder gesund. Es ist mir lächerlich, daß ich mich habe so fürchten können. Etliche Tage werde ich mich gedulden müssen, ehe ich Sie sprechen kann. Etliche schreckliche lange Tage! Ich soll in etlichen Wochen kein Fleisch essen, und was noch schlimmer ist, keinen Wein trinken! Nicht zu essen, nicht Wein zu trinken, und Lorchen nicht zu sehen, das ist eine grausame Diät. Ich empfehle mich Ihnen und Ihrem ganzen Hause gehorsamst.

ſamſt. Leben Sie recht wohl, ſo werde ich deſto geſchwinder geſund.

Rabener.

G**, den 14. May, 1759.

Sehen Sie, mein liebes Lorchen, wie ſehr ich mich an Sie gewöhnt habe. Aber Sie ſind ſelbſt Schuld daran. Hätten Sie mir nicht die gütige Erlaubniß ſeit geraumer Zeit gegeben, Sie alle vier und zwanzig Stunden wenigſtens ſechs Stunden zu ſprechen, und hätten Sie nicht mit ſo freundſchaftlicher Gütigkeit meinen Zuſpruch angenommen, daß Sie von dieſen ſechs Stunden wenigſtens ſechs Minuten heiter und gefällig geweſen; ſo würde mir der geſtrige Tag, an welchem ich Sie nicht geſehen und nicht geſprochen, nicht ſo unerträglich lang geworden ſeyn, und Sie wären wenigſtens acht Tage noch vor meinen Briefen ſicher geweſen. Aber nun haben Sie ſchon einen Brief, und der Himmel weis, ob ich nicht morgen mit Anbruch des Tages den zweyten durch einen reitenden Boten abſende, um Ihnen von meiner Geſundheit, von meinem Verlangen, Sie wieder zu ſehen, von meiner Freundſchaft, und von tauſend ſolchen Kleinigkeiten, die nur mir allein wichtig ſeyn können, und Ihnen ganz gleichgültig ſeyn müſſen, Nachricht zu geben. Wie iſt Ihnen denn geſtern die kalte Hofluft bekommen? Was ſagte die Churprinzeſſinn? Was die andern? Werden Sie ſpielen müſſen? Wann? Was? was macht Ihre Kolik? was der Kopfſchmerz? was Ihr eigenſinniger Magen? und der italieniſche Zopf? was

macht er? Sehen Sie, mein liebes Lorchen, alles das frage ich Sie so in einem Odem weg, um Ihnen Stoff genug zu geben, mir bald und recht viel zu antworten. Denn auf dasjenige zu antworten, was ich im Eingange dieses Briefes geschrieben habe, wird Ihnen grausam sauer werden, da Sie es beynahe nicht würden vermeiden können, mir etwas Verbindliches, und fast noch mehr als Freundschaftliches zu sagen. Eine Sache, vor der Sie sich, so lange ich Sie kenne, immer sorgfältig gehütet haben, wenigstens bey mir sich gehütet haben. Unserer guten Babet empfehlen Sie mich aufs beste, und sagen Sie ihr in meinem Namen alles, was Sie glauben, daß ich ihr sagen würde, wenn ich an sie selbst schreiben dürfte. Aber machen Sie von dieser Kommission keinen boshaften Gebrauch. Leben Sie wohl, meine beste Freundinn, und denken Sie an mich, wenigstens in den leeren Augenblicken, wo Sie nicht im Stande sind, etwas Wichtigers zu denken. Ich küsse Ihnen die Hände.

Rabener.

E**, am 8. Junii, 1759.

Ich weis nicht, wie das zugeht, mein liebes Lorchen; seit drey Tagen schon habe ich an Sie schreiben wollen, und seit drey Tagen auch, habe ich mich nicht entschließen können, was ich eigentlich an Sie schreiben soll. Daß ich mich wohlbefinde, ist ganz gut, aber für Sie eben nicht der wichtigste Umstand. Daß ich Ihr wahrer und aufrichtiger Freund bin; das habe ich Ihnen in meinen beiden letzten Briefen, und im Tagebuche, auf allen Seiten

und ſo oft geſagt, daß ich es kaum wagen darf, es
nen noch einmal zu ſagen. Daß ich von ganzem Her-
wünſche, Sie bald wieder zu ſprechen, das verſteht
ohnedem. Was ſoll ich Ihnen nun ſchreiben? Ich
e immer noch, aber immer vergebens, auf eine Ant-
rt von Ihnen gehofft. Vielleicht hätte ich darinne
off gefunden, mich mit Ihnen zu zanken, und manch-
l zankt es ſich mit Ihnen recht hübſch; aber auch das
rgnügen haben Sie mir nicht gegönnt. Werfen Sie
r das nicht vor, daß ich Ihnen auf Ihren Brief vom
en dieſes noch nicht geantwortet habe. Sie haben ſeit
n noch einen Brief, und mit ſelbigem ſieben Briefe im
gebuche von mir erhalten. Hätten dieſe nicht ein paar
len verdient? Nun weis ich noch die Stunde nicht,
Sie dieſes Tagebuch aufgenommen haben. Denn
s B* mir geſchrieben hat, das kann ich für eine Ant-
rt von Ihnen unmöglich annehmen, da das Tage-
h nicht an B* gerichtet war; da B* nicht Ihr
rmund iſt, und alſo keinen Beruf hat, in Ihrem
men zu reden; da er von Ihnen niemals anders,
mit Beyfalle und Bewunderung ſpricht, welches mir
nchmal gar zu ſchmeichelhaft vorkömmt; mit einem
rte, da ich von Ihnen über dieſe Materie einen Brief
rhalten wünſchte, und nicht von B*. Um des Him-
ls willen, meine liebe Freundinn, muthen Sie mir
ſt zu, daß ich Ihr Stillſchweigen für einen Beweis
hmen ſoll, daß Sie meine Rückkunft wünſchen! Für
e iſt dieſer Beweis gar zu bequem, und ich verliere
ey gar zu viel, da ich Ihre Briefe verliere. Es iſt
l natürlicher, daß ich aus Ihrem Stillſchweigen ſchlieſ-
muß, Lorchen habe ihren entfernten Freund vergeſſen,
r, welches beynahe noch ſchlimmer wäre, Lorchen ſey
en mich gleichgültig geworden. Das Unglück würde

ich gewiß nicht überleben, oder wenn ich es auch bey meiner guten Natur wider Vermuthen überleben ſollte, ſo würde ich mich doch ſelbſt aus Dresden verbannen, und was ſoll daraus werden? Allem dieſem Unglücke können Sie vorkommen, wenn Sie bald an mich ſchreiben. Ich bitte Sie darum, und küſſe Ihnen die Hände.

Rabener.

S**, am 11. Junii, 1759.

So krank und gebrechlich auch Ihr Poſtſcript klingt, und ſo kurz es iſt, ſo verdient es doch einen ganzen Brief zur Antwort, weil es ein Poſtſcript von Ihnen, mein liebes Lorchen, iſt. Der verwünſchte Kopfſchmerz! ich ſehe es ſchon, der bleibt mein geſchworner Feind. Um wie vieles Vergnügen hat er mich ſchon gebracht! Geſtern werden Sie meinen Brief erhalten haben; mit der itzigen Gelegenheit ſende ich an meinen Freund R** dieſen Brief, nebſt einem neuen Theile der Bibliothek der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. Herr Weiße hat mir geſchrieben, daß ihm nunmehr die Aufſicht über dieſes Journal aufgetragen worden. Die Tragödie, die Sie kennen, wird er mit noch ein paar andern Stücken beſonders drucken laſſen, worauf ich mich freue. Bey der Gelegenheit hat er mir die neue Auflage von ſeinen ſcherzhaften Liedern geſchickt. Da ich mich erinnere, daß einige Lieder Ihnen gefallen haben, ſo nehme ich mir die Freyheit, Ihnen dieſelben in Ihre Bibliothek zu geben. Sie können nicht immer Iliaden leſen, Sie müſſen ſich auch mannichmal zu anakreontiſchen Tändeleyen herab-

laſ-

aſſen, und ſich zwingen, das, was Ihnen nicht gefallen ann, dem Verfaſſer zu verzeihen, weil er mein Freund iſt, nd exemplariſcher lebt, als er ſchreibt. Wie weit ſind Sie mit den Summarien der Iliaden? Vermuthlich hon längſt fertig, es müßte Sie denn der Kopfſchmerz ehindert haben.

Empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hauſe, und eſonders dem Papa, dem ich für den heute erhaltenen Brief verbundenſt danke. Gehört B* auch zu Ihrem auſe? Ich dächte faſt. Ihre Babet verſichern Sie einer Hochachtung, ſo oft Sie dazu Gelegenheit haben. ndlich habe ich heute meine Kur angefangen, um auf ohannis recht geſund zu ſeyn, wenn ich das Vergnügen ieder habe, Ihnen die Hände zu küſſen. Leben Sie ſund, vergnügt, und ohne Kopfſchmerzen! das wünſche) aus Eigennutz; denn wenn Sie ohne Kopfſchmerzen ben, ſo werde ich in vierzehn Tagen neun Briefe von hnen bekommen.

Millionentauſendmal küſſe ich Ihnen die Hände, eine kranke und faule Freundinn.

Rabener.

---

reylich ſchon wieder einen Brief von Rabenern! Zwar ommen Sie erſt heute Mittags nach zwölf Uhr mei- n Brief vom 11ten dieſes durch den Herrn R**, und früh um zehn Uhr ſitze ich ſchon wieder hier, und reibe von neuem an Sie, mein liebes Lorchen. Aber s kann denn ich dafür? Kein Menſch iſt ſchuld daran, Sie; wie geſagt, nur Sie, ſonſt kein Menſch. War-

um ist Ihr Brief, den ich eben itzt von der Post bekommen, so freundschaftlich und so vortrefflich geschrieben? Wahrhaftig, Sie haben mir mit diesem Briefe eine große Freude gemacht. Ich sehe daraus, daß Sie gesund, ziemlich vergnügt, und was für mich das wichtigste ist, noch meine Freundinn sind. Und alles dieses sagen Sie mir mit einer gewissen Heiterkeit, die Ihnen eben nicht alltäglich ist, und Sie allemal doppelt liebenswürdig macht.

Mit Ihren Kopfschmerzen ist es also wirklich Ernst gewesen? Armes Lorchen! Haben Sie wohl Hoffnung, einige Tage so ruhig zu seyn, daß, wie Sie schreiben, sich die noch übrige große Leere und Schwachheit verliere? Ich erinnere mich nicht, Sie oft ruhig, und am wenigsten etliche Tage ruhig gesehen zu haben. Aber eben besinne ich mich, daß Sie niemals ruhiger sind, als wenn Sie mich sechs Meilen von Ihnen entfernt wissen. Machen Sie sich diese Zeit zu Nutze; diese glückliche und gesunde Gemüthsruhe mochte nicht lange mehr währen: denn gegen Johannis, wenn Sie es nicht ungütig nehmen, denke ich wieder bey Ihnen zu seyn. Und da ist zu den traurigen Kopfschmerzen, der großen Leere, und der verdrüßlichen Schwachheit immer noch Zeit genug. Haben Sie denn im Ernste eine Fortsetzung des Tagebuchs erwartet? Bey aller meiner natürlichen Eigenliebe, war ich doch so hochmüthig nicht, es für Ernst zu halten, und Ihr langes Stillschweigen über diesen Punkt war schon Ursache genug, mich stumm und demüthig zu machen. Ich habe mir also Gewalt angethan, es nicht fortzusetzen, ungeachtet mich solches unendliche Ueberwindung gekostet; da dieses Tagebuch meine tägliche Unterredung mit Ihnen war, und mir zu meinem Vergnügen in S** nichts

nichts fehlt, als ein Freund, mit dem ich von Lorchen reden kann.

Es iſt mir recht lieb, daß Sie unſerer guten einſamen Babet das Tagebuch geſchickt haben; denn unmöglich kann ſie es durchleſen, ohne wenigſtens einmal an mich zu gedenken, und das iſt alles, was ich wünſchen kann.

Grüßen Sie dieſe gute Freundinn tauſendmal von mir! Heute alſo ſind Sie bey Hofe; Sie haben doch die Gefälligkeit, und melden mir in Ihrem nächſten Briefe etwas davon? Sie ſchreiben, Sie müßten wieder nach Hofe kommen! Iſt das ſeit meiner Abweſenheit ſchon einmal, außer dem Gallatag, geſchehen? B* werde ich keine Strafpredigt halten; er iſt geſtraft genug, wenn er in Ihrer Geſellſchaft unzufrieden ſeyn kann. Ich habe am Sonntage einen Brief an B* mit einem Inſchluſſe an Sie geſendet, und in D** Hauſe abzugeben darauf geſchrieben, um deſſen Beſtellung zu beſchleunigen; gleichwohl bekomme ich von B* keine Antwort, und im Briefe vom Montage nicht die geringſte Nachricht, ob Sie und B* dieſe Briefe bekommen haben. Wie geht das zu? Laſſen Sie ſich doch auf der Poſt erkundigen, und erinnern Sie B* an mich; vielleicht antwortet er mir.

Ich? Ihren Brief zerreißen? Nimmermehr folge ich Ihnen darinne; dazu iſt er mir viel zu lieb. Aufheben will ich ihn, für meine Enkel und die ganze Nachwelt will ich ihn als ein Heiligthum aufheben, und verflucht ſey der Wurm, der ihn freſſen will! Leben Sie wohl, und lieben Sie Ihren Freund

Rabener.

G**, am 13. Junii, 1759.

G**, am 14. Junii, 1759.

Bis hieher wäre ich also, meine beste Freundinn; aber mein böses Gewissen, wegen des so gröblich gemißbrauchten Urlaubs, verstattet mir nicht, eher nach Dresden zurückzukehren, bis ich von Ihnen die schriftliche Versicherung erhalten, daß Sie mir diesen Ungehorsam verziehen haben. Ich könnte zwar Verschiedenes, zu meiner Entschuldigung, und das nicht ohne Grund, anführen; aber ich will diese Verzeihung bloß Ihrer großmüthigen Freundschaft, und nichts davon der Gerechtigkeit meiner Sache zu danken haben. In Ihrem nächsten Briefe, dem ich mit unruhigem Verlangen entgegensehe, können Sie mir nichts Wichtigers und Erfreulichers sagen, als die Versicherung, daß Sie unverändert meine Freundinn sind, und sich gesund, vergnügt, ohne Kopfschmerzen, Kolik und Eigensinn befunden haben.

Dem Herrn Papa, dem ganzen Hause, und allen Freunden, empfehle ich mich aufs beste; ich würde an den Papa selbst geschrieben haben, wenn ich nicht von meiner nächtlichen Reise zu müde wäre. Der Herr Professor Gottsched und seine Frau lassen sich Ihnen besonders empfehlen, und hoffen, Sie werden die übersendeten Musikalien erhalten haben. ꝛc. ꝛc. Mündlich erzähle ich Ihnen von allen diesen noch mehr. Beyliegenden gedruckten Zeddel sende ich Ihnen, damit Sie sich einen kleinen Begriff von dem N**ger Geschmack machen können.

Niemand kann die Babet freundschaftlicher grüßen, als Sie; darum bitte ich, es in meinem Namen zu thun. Wie sehr wünsche ich, es bald selbst zu thun,

und

und Ihnen, mein beſtes und ſchlimmes Lorchen, die Hände zu küſſen.

Rabener.

S**, am 16. Junii, 1759.

Da Sie mir gütigſt die Erlaubniß gegeben haben, auf einige Wochen nach S** zu verreiſen; ſo bitte gehorſamſt um Verlängerung dieſes Urlaubs, weil ich mich genöthigt ſehe, nach Leipzig, und vielleicht noch weiter zu gehen. Ich hatte mir vorgeſetzt, künftige Mittwoche mit dem früheſten aufzubrechen. Weil Sie mich aber gewöhnt haben, ohne Ihr Vorwiſſen und Ihre Vergünſtigung nicht einen Schritt zu thun; ſo erwarte ich mit der künftigen Montags-Poſt Ihre Befehle, und eine genaue Beſtimmung der Zeit, wie lange ich noch außen bleiben darf. Ich werde ſodann nicht eine Minute länger bleiben, und wenn ich den Koffre auf den Buckel nehmen, und zu Fuße bis an das weiße Thor gehen ſollte.

Sie können urtheilen, wie dringend meine Reiſe ſeyn muß, da ich mich dadurch des gehofften Vergnügens berauben laſſe, Ihnen auf Johannis aufzuwarten.

Empfehlen Sie mich, wenn ich bitten darf, den Ihrigen allerſeits gehorſamſt. Unter die Ihrigen gehört wohl auch Ihre Babet.

Alſo auf den Montag antworten Sie mir gewiß auf meine Briefe vom 10ten, 13ten, 16ten Junii.

nii. Ich bin Ihr aufrichtiger Freund und demüthigſter Knecht.

Rabener.

N. S.

Heute Abends erwarten wir hier den Miniſter ***k. Ich wollte, daß wir unſern Freund B* erwarteten, ich würde mich mehr drauf freuen; und wenn wir vollends . . . o! daran darf ich gar nicht einmal denken.

G**, am 18. Junii, 1759.

Sie ſind ein allerliebſtes boshaftes Lorchen. Dieſen Morgen lag ich noch im Neſte, als mein Bedienter mir acht Briefe von Ihnen brachte. So eine Freude, als ich darüber hatte, kann kaum ein Kind haben, welches früh beym Erwachen den ſo lange gehofften heiligen Chriſt auf dem Bette findet. Ich entwickelte einen Umſchlag nach dem andern, und bey dem achten war ich ſehr unzufrieden, daß er ſchon der letzte war. Eine ganze Stunde länger, als ich es ſonſt gewohnt bin, blieb ich im Bette liegen, um Ihre Briefe recht ungeſtört und ruhig durchzuleſen; und ich bin itzt nur um deswillen aufgeſtanden, damit ich Ihnen gleich antworten könne. Es ſoll nach der Ordnung geſchehen, wie ſie vor mir liegen, und wie ich glaube, daß ſie von Ihnen geſchrieben ſind.

Ad 1) Ich freue mich über das Vergnügen, das Sie am 14ten in Ihrem Garten genoſſen, und doppelt freue

freue ich mich, daß Sie meine Geſundheit getrunken. Ich bewundere Ihre Philoſophie! Wer hätte glauben ſollen, daß der Beſuch von dem Kaufmann R** Ihnen den weiſen Seufzer anpreſſen können, daß nichts Vollkommenes in der Welt ſey. Oder fiel Ihnen dieſe Sentenz nur dabey ein, daß Sie mitten in Ihrem Vergnügen durch das Trinken auf meine Geſundheit geſtört worden? Erklären Sie ſich darüber, denn Ihr Brief erklärt ſich nicht deutlich genug.

Ad 2) Die Hofnachrichten von der Mittwoche geben Sie mir in einem ziemlich trockenen Zeitungsſtyle; und der Schluß, daß Sie mein Glück beneiden, iſt der wichtigſte. In der That bin ich hier ſo glücklich, als man es ohne Lorchen ſeyn kann.

Ad 3) Die beſte Babet! Wie freue ich mich, daß ſie einen Abend mit Ihnen hat ungeſtört ſeyn können! Ich weis gewiß, ihr iſt das lieber geweſen, als die artige Galanterie von ihrem ſüßen P**. Grüßen Sie doch die liebe Gevatter tauſendmal von mir! Alſo wird aus meinem Wunſche, Ihre beiderſeitigen Briefe ſelbſt zu beſtellen, nichts? Es geht doch alles wider meine Wünſche! Was für einen glücklichen Beruf hätte ich gehabt, wenn ich früh einen Brief von der Lorchen und Abends eine Antwort von der Babet hätte abholen können! Umſonſt hätte ichs auch nicht thun dürfen; denn von Ihnen hätte ich das Lohn bekommen, und die Babet hat ein viel zu mitleidiges Herz, als daß ſie nicht auch für einen Theil meiner Kleidung würde geſorgt, und mir wenigſtens eine abgeſetzte Kleidung zugeworfen haben. Und wäre auch alles dieſes nicht geweſen, ſo bin ich doch ehrgeizig genug, ein ſo wichtiges Amt umſonſt zu verwalten. Denn das Vergnügen, die Lorchen und Babet

alle

alle Tage einmal zu sprechen, geht über alle Besoldung, und über allen Rang, den auch die ansehnlichsten Ehrenstellen und Aemter mit sich bringen.

Ad 4) Was ist das für eine höhnische Frage, die Sie an mich thun? Ich kann eine Person vielleicht binnen vier Jahren noch nicht vollkommen ausgelernt haben, und doch so viel Gutes und so viele liebenswürdige Vorzüge an ihr finden, daß es unrecht seyn würde, diese nicht zu bewundern. Und diese Person kann einige Fehler haben, die um deswillen Tadel verdienen, weil man bey einer so vollkommenen Person gar keine Fehler erwartet. Vielleicht hat sie noch ein paar Fehler und unendlich mehr Tugenden, als ich in vier Jahren an ihr entdeckt: soll ich deswegen nicht über sie urtheilen, sie nicht eher loben und tadeln, als bis ich auch den geringsten Fehler an ihr ausgespähet, und alle ihre Vorzüge zu bewundern Gelegenheit gefunden habe? Denn z. E. Sie, mein liebes Lorchen . . . aber ich muß zum fünften Briefe eilen. —

Ad 5) Von dem überschickten Buche urtheilen Sie weit nachsehender, als es mein Freund verdient. Zu seiner Demüthigung soll er Ihren Brief lesen, so bald ich nach Leipzig komme. Wie gefährlich können Sie schmeicheln, wenn Sie wollen! Von meinem Tagebuche urtheilen Sie so vortheilhaft, daß ich vor Hochmuth ganz schwindelnd werden würde, wenn Sie nicht die demüthigende Vorsicht gebraucht hätten, mitten unter dem Witzigen, dem Aufgeweckten, dem mit Eigenen, dem Boshaften, dem Schmeichelhaften, dem Rabenerischen, nicht eine kleine Syllbe von dem Freundschaftlichen zu gedenken. Denn wenn Sie mir den prächtigen Titel eingestehen, daß ich Ihr Freund sey, so bin ich darauf unendlich stolzer, als auf allen Witz.

Ad

Ad 6) Das iſt mir doch von B** ganz unbegreiflich: ich habe ihn ſelbſt gebeten, daß er von meinem Befinden Ihnen mündlich Nachricht geben möchte.

Und alſo iſt Ihr Kopf noch nicht, wie er ſeyn ſoll? Das ſagen Sie wohl mir, um mich zu ängſtigen? Am Sonnabende habe ich meine Kur mit dem Bitterwaſſer beſchloſſen. Den Nutzen muß ich davon erwarten. Geſtern Abends überfiel mich mein alter Schmerz mit einemmale wieder ſo heftig, daß ich Abends auf meinem Zimmer ohne Speiſe und Trank bleiben mußte, und eine ſehr unruhige Nacht hatte. Wie ich mich dieſen Morgen befinde, weis ich in der That nicht. Ich habe noch nicht Zeit gehabt, an mich zu gedenken, da ich von früh ſechs Uhr bis itzt halb zehn Uhr nur an Lorchen gedacht habe. Und dieſes Vergnügen will ich ſo ſpät, als möglich, unterbrechen.

Ad 7) Es iſt ſchon genug, daß Sie meine Briefe vom 8ten und 11ten erhalten haben; ich bitte Ihnen alle ungerechten Vorwürfe, die ich Ihnen gemacht habe, und ferner machen werde, demüthig ab, und küſſe Ihnen die Hände, bis Sie mir es vergeben haben.

Ad 8) So iſt auch mein letzter Brief richtig eingegangen, und von Ihnen gütig aufgenommen worden. Wie glücklich bin ich, daß ich eine ſo gütige Freundinn habe, die mir alle mein freundſchaftliches Gewäſche mit ſo viel Nachſicht vergiebt! Meinen geſtrigen Brief werden Sie nun auch bekommen haben, und mit dieſen Vormittag vermuthlich ein paar Zeilen antworten, die ich morgen früh bekomme. Wie ungenügſam bin ich! Den Augenblick erſt acht Briefe, und ſchon hungert mich nach dem neunten. Leben Sie auf heute wohl!

Den

Den übrigen Raum hebe ich für die morgende Antwort auf.

Den 19. Junii, 1759.

Nein; gewiß werde ich den Urlaub nicht mißbrauchen. Eine längere Abweſenheit von Ihnen kann ich unmöglich ausſtehen, und das Vergnügen, welches ich ſonſt von der vorhabenden Reiſe erwarten könnte, würde mir ſehr verbittert werden, wenn ich genöthigt werden ſollte, meine Rückreiſe weiter zu verſchieben, als ich es ausgerechnet habe.

Ich bitte, mich Ihrer Familie beſtens zu empfehlen. Leben Sie bis zu meiner Rückkunft geſund, hernach wird weiter Rath werden. Ich küſſe Ihnen die Hände, beſtes Lorchen.

Rabener.

Am 22. Junii, 1759.

Damit es unſerer fleißigen Babet nicht, während meiner Abweſenheit, an Nahrung für ihre Lehrbegierde fehlen möge, ſo ſende ich für dieſelbe den engliſchen Zuſchauer.

Ich hoffe, von Ihnen, mein liebes Lorchen, noch heute mündlich Abſchied zu nehmen, da ich morgen früh abzureiſen denke, wofern mich mein böſes Auge nicht zurückhält. Aber von Ihnen, meine Babet, wie unglücklich bin ich! von Ihnen darf ich mündlich nicht Abſchied nehmen. Tauſendmal küſſe ich Ihnen in Gedanken die

Hän-

Hände, und empfehle mich Ihrer Freundschaft, die mir alle Tage schätzbarer wird, und wünsche, Sie und Ihr ganzes Haus gesund und vergnügt wieder zu finden.

Ich darf es nicht sagen, mit was für schwerem Herzen ich von Ihnen und von der Lorchen reise; wie unruhig ich mitten in meinem vergnügten Landleben an zwo abwesende, so liebenswürdige Freundinnen denken werde; wie traurig mir die Stunden Abends von sechs bis acht Uhr seyn werden, da ich nicht bey Lorchen seyn, mit ihr mich nicht zanken, und nicht mit ihr von unsrer guten besten Babet reden kann: das alles darf ich nicht sagen, sonst spricht Lorchen wieder mit ihrer grausamen Frostigkeit, das sey getändelt. Ja, meine Babet, das sagte Lorchen gestern; so gleichgültig ist sie gegen meine Freundschaft: aber sie ist nur gegen meine Freundschaft so. Leben Sie wohl, mein gutes Lorchen! leben Sie ewig wohl, meine gute Babet! Wie glücklich bin ich, wenn Lorchen und Babet mich nicht vergessen, mich,

Ihren

aufrichtigen Freund,
Rabener.

An

An Herrn Cramer.

Leipzig, am 7. May, 1752.

Sie werden meinen Brief vom 4ten dieses, nebst dem dritten Theile meiner Schriften bekommen haben. Ich versprach damals, weitläuftiger zu schreiben, und itzt will ich dieses Versprechen erfüllen. Der Verleger wird Ihnen das neue Stück der vermischten Schriften gesendet haben. Die Abhandlung der moralischen Nachahmung hat mir sehr wohl gefallen. Die Ode an Herrn Sucro nicht ganz, ob sie schon so rührend ist, daß sie einem betrübten Wittwer Thränen kosten muß. Wollen Sie wissen, warum sie mir nicht gefallen hat? Ich weis es selbst nicht recht. Vielleicht kömmt es daher, daß ich dieser neuen Versart überhaupt nicht recht gut bin: vielleicht auch daher, daß gewisse Redensarten Klopstocken zu eigen sind, und in dem Munde eines andern zu gezwungen und zu nachahmend klingen. Das:

Schläft sie zu Gott hin;

ist ein Ausdruck, der mich ehedem betäubt hat, und nun glaube ich kaum, daß er richtig gedacht sey. Kann ich dahin schlafen, so kann ich auch einher wachen. Kurz, wenn wir, wie ich allenfalls wünsche, diese Versart und die Gedichte ohne Reime allgemeiner machen wol-

ollen; thäten wir nicht beſſer, wir beobachteten, außer
:m Wohlklange, auch die Reinigkeit der Sprache aufs
rgfältigſte, ſo wie ſie von Ihnen ſelbſt, und im Jüng-
nge *), auch ſonſt **), beobachtet iſt? Erſchrecken Sie
nn nicht über meine Verwägenheit, da ich mich wage,
ne Ode zu tadeln, die Ihnen wegen Ihres einſamen
reundes und der verlornen Freundinn ſo vorzüglich lieb
yn muß? Und tadle ich nicht zur Unzeit, da ich Sie
ider meine Satyren reize, in denen vieles ſteht, das
hnen nicht gefallen kann, weil Sie ein Amt und ſolche
eſchäfftigungen haben, die Sie, Ihres Witzes und Ih-
r Lebhaftigkeit unerachtet, wider gewiſſe Ausdrücke auf-
ingen müſſen, die ich bey manchem Charakter für un-
ntbehrlich halte, und die Sie nur in der engliſchen
prache ſchön, in der deutſchen zu niedrig finden. Mit
r Kritik von der geiſtlichen Epopee legt der Probſt oder
onſiſtorialrath in Berlin gewiß mehr Ehre ein, als die
eiſten derjenigen, die für die Meſſiade bisher gekämpft
ben. Nur der Schluß hätte bitterer ſeyn ſollen. Ein
icher Einfall, wie ihn N** loſer Freund gehabt hat,
ürde bey einem muthwilligen Tertianer die Ruthe ver-
enen; verdient er bey Sr. Magnificenz nicht zum
enigſten einen amtsmäßigen und empfindlichern Ver-
eis? ***) Aber auch bey dieſer Kritik muß ich etwas
delu. Der Herr Probſt hat ſich einen Ausdruck an-
gewöhnt,

*) Z. E. im Jünglinge, das 22ſte, 35ſte und 43ſte Stück.

**) Das Muſter von allen ſiehe in Uzens Gedichten.

***) Siehe dieſe unglückliche Stelle im Neueſten der Gelehrſamkeit ꝛc. im Jänner des 1753ſten Jahres.

gewöhnt, der ſchön iſt, wenn er ſelten kömmt, ekelhaft, wenn er oft wiederholt wird, und lächerlich, wenn er gar falſch gebraucht iſt. Es iſt das Wörtchen ein. Wenn ich ſage: Ich wünſche meinem beſten Freunde das weſentliche Vergnügen, daß er, wie ich es genoſſen, mit einem Cramer, einem Giſeke, einem Klopſtock, unter einem Dache wohne; ſo wünſche ich ihm auf eine redneriſche Art etwas Gutes: denn ich rede von dem Charakter dieſer drey Freunde, und wünſche ihm die Geſellſchaft eines gelehrten und redlichen Mannes, wie Cramer, eines lebhaften Mannes, wie Giſeke, eines muntern und ſtark empfindenden Mannes, wie Klopſtock war. Sage ich aber: Ich habe mit einem Cramer, einem Giſeke, einem Klopſtock unter einem Dache gewohnt; anſtatt, daß ich ſagen will: Ich habe mit Cramern, Giſeken und Klopſtocken unter einem Dache gewohnt; ſo iſt dieſer Ausdruck meines Erachtens ganz falſch, und deſto unerträglicher, weil er ſteif und affektirt iſt. Dieſen Fehler hat, deucht mich, der Herr Probſt oft begangen, und ich würde die widrige Empfindung, die ich dabey gehabt, Ihnen deutlicher und bitterer zu Tage legen, wenn ich mich nicht ſcheute, etwas für einen Fehler auszugeben, das der Herr Probſt mit dem fortgeſetzten Boſſuet des Herrn Oberhofprediger Cramers ſo ſehr, gewiß gar zu ſehr gemein hat.

Ey! Ey! Ey! Wie wird es meinen armen ſatyriſchen Briefen gehen! Wie unvorſichtig bin ich, daß ich ſo muthwillig reize! Die Ode von den Schickſalen der Religion iſt vortrefflich. Die Abhandlung von Saint Real iſt leſenswerth; nur damit bin ich nicht zufrieden, daß ſie eine Ueberſetzung iſt. Ich möchte nicht gern, daß zu oft und zu lange Ueberſetzungen in die vermiſchten

Schrif-

Schriften kämen. Aber wer ſoll ... Gut! Sie haben Recht; aber ich auch. Ich bin ein aufrichtiger Freund von Ihnen und Ihrer Frau, die Sie in meinem Namen grüßen ſollen. Leben Sie wohl.

Rabener.

Quedlinburg, den 14. Aug. 1752.

Ich hätte mir gar nicht eingebildet, daß ich in der ganzen Zeit, von Pfingſten her, weiter nichts, als eine Note von den Briefen, die Sie an mich geſchrieben haben, und anderthalb horaziſche Verſe zum Verweiſe bekommen würde, mich an meinen lieben Rabener erinnern zu können. Ich habe mir ſo gar weiß gemacht, daß ich in dem Poſſeß wäre, Ihnen wegen Ihres langen Stillſchweigens Vorwürfe zu machen. Denn ich habe Ihre beiden Briefe beantwortet; ich habe mich in einem Briefe, beſonders wegen Ihrer Kritik der vermiſchten Schriften, theils gerechtfertigt, theils für ſchuldig erkannt; und in dem andern Briefe Ihnen von C** geſchrieben, daß er mich beſucht, und den ernſtlichen Entſchluß gefaßt hätte, an Sie ſehr weitläuftig zu ſchreiben. Sind alſo dieſe beiden Briefe verloren gegangen? Das müſſen ſie freylich ſeyn; aber, wenn ſie auch nicht verloren wären, ſo müßten Sie doch auch nicht ſo ſcharf mit Ihrem Cramer rechnen, und hätten auch wohl, wie er wohl öfter gethan hat, ſeit dem 9ten May 1752 einmal eher an mich ſchreiben können. — Daß Sie nun gar auf den ungerechten Verdacht gefallen ſind, ich möchte mich von Ihrer Kritik beleidigt gefunden haben, das iſt ganz unver-

zeihlich. Hören Sie doch, mein liebster Rabener, wie lange ist es denn, daß Sie mich kennen? Ist Ihnen das Unglück schon oft begegnet, daß ich einer Kritik wegen auf irgend einen unserer Freunde böse geworden bin? Oder haben Sie geheime Urkunden, daß ich, seitdem ich so unglücklich bin, gar nicht mehr beurtheilt zu werden, eine so empfindliche Seele erhalten habe? In der That, ich wünschte mir itzt ein wenig theologische Bitterkeit, damit ich mich recht böse, wegen eines solchen Verdachts, gegen Sie anstellen könnte. Und ich will es gewiß im Ernste werden, wo Sie mir nicht bald Brief und Siegel darüber geben, daß Sie völlig überzeugt sind, ich könne nie in einen solchen Fehler verfallen. Ich hätte auch seit Pfingsten an Sie wieder geschrieben, wenn ich nicht befürchtet hätte, daß Sie mein Brief nicht in Leipzig antreffen würde. Zum Beweise, wie leicht Sie mich wieder versöhnen können, schreibe ich gleich an Sie, als ich von unserm Freunde den Auszug aus Ihrem Briefkalender erhalte. Sie sind doch mein lieber Rabener. Ich glaube auch, daß Sie mich sehr lieb haben; sonst hätten Sie sich die Mühe nicht gegeben, den Horaz wider mich zu citiren. Ich will durchaus von Ihnen beurtheilt seyn, und so scharf Sie können. Denn, wo ich Gründe genug habe, zu glauben, daß Sie nicht Recht haben, widerspreche ich, und folge nicht. Ich bitte Sie auch itzt, daß, wenn Sie irgend eine von meinen schon gedruckten Oden lesen, Sie mir alle Ihnen mißfallende Stellen auf einen Zeddel schreiben sollen, weil ich an Verbesserung und Herausgabe derselben mit der Zeit denken will. Wenn Sie eine neue Ausgabe Ihrer Satyren besorgen müssen, will ich Ihnen den Liebesdienst auch erweisen.

Sie

Sie haben doch Ihre Autorſchaft noch nicht niedergelegt? Sie hatten vordem allerley ganz artige Projekten: ſie ſind doch nicht aufgeopfert? und in einen neuen heil Ihrer Satyren kommen doch auch einige neue Arten? ꝛc. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg, den 2. Oktober, 1752.

Sind Sie glücklich von Ihrer verdrießlichen Expedition rückgekommen? Und ſind Sie geſund? Und haben ie mich auch, ungeachtet Sie ſelten Briefe von mir halten, noch lieb? Sie können ſo fürchterliche Briefe reiben, daß ich mir der Langſamkeit wegen keinen Verreis zuziehen möchte. Dem aber vorzukommen, noch ehr aber, um Ihnen zu ſagen, daß wir Sie unverändrt lieben, ſchreibe ich itzt, da ich hoffe, daß Sie mein rief in Leipzig finden werde. So gern ich von Ihnen erfahren wünſche, daß Sie geſund ſind; ſo will ich ch noch lieber erfahren, daß Sie zufrieden ſind. Ihre iden letzten Briefe waren ſo voll Hypochondrie! War nur Hypochondrie des Körpers? Iſt Ihre Seele seitm heitrer, liebſter Rabener? Wunder wäre es nicht, enn Sie Ihres unruhigen Amts wegen, das Sie ſo enig Ihrer ſelbſt und Ihrer Stunden mächtig werden ßt, unzufrieden würden. Immer reiſen, und immer it ſo vielen Unbequemlichkeiten reiſen müſſen, unterß daß andere, die, weil ſie keine Verdienſte haben, auch in Recht zu einem ruhigen und vergnügten Leben han, für keinen Menſchen, als allein ihres Vergnügens we-

wegen in Bewegung ſind, das muß endlich auch den Allerunverdroſſenſten zur Laſt und zum Ekel werden. Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie oft wir uns ärgern, daß Ihre Verdienſte zwar gebraucht, aber nicht belohnt werden. Man giebt Ihnen die Anwartſchaft auf ein Kreiseinnehmer-Amt; aber was hilft ſie Ihnen, wenn es ewig eine Anwartſchaft bleibt? Giebt es denn keine andern Aemter, wo Sie der Welt dienen können, ohne ſo zerſtreut zu werden, und in einer beſtändigen Unruhe zu leben? Was ich für ein Moraliſt bin! Mögen Sie nicht lachen, wenn Sie meinen Brief leſen, daß ich Ihrentwegen vielleicht unzufriedner bin, als Sie ſelbſt ſind. — — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — —

Immer reiſen müſſen, das iſt ärgerlich! Ja, wenn ſich Ihre Kommiſſionen bis nach Quedlinburg erſtrecken könnten! Wie weit ausgebreitet doch der Schade iſt, wenn große Herren Schutzgerechtigkeiten über Abteyen verkaufen! Wäre die hieſige noch bey Sachſen, ſo könnte man doch noch hoffen, daß Sie ſich, kraft Ihrer theuern Pflicht, auch einmal hieher verirren würden. Und ich glaube, ich ließe in dem Falle die Oberhofprädikatur, wenn es leidlich wäre, auf meine Lebenszeit in den Steueranſchlag bringen. Arbeiten Sie denn noch etwas, oder ruht Ihr Satyr? Billig ſollte ers nicht thun; denn man ſiehts ihm nicht an, daß er ſo oft auf der Poſt liegen muß. Wie ſtehts um Ihre Freunde in Leipzig? ꝛc. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

An Herrn Cramer.

Leipzig, am 14. Febr. 1753.

Hier haben Sie die Antwort auf zween Briefe. Dem Verleger habe ich die auf zweymal überſendeten Manuſcripte, zu einem neuen Theile der permiſchten Schriften, zugeſtellt. Ich habe ein paar Lieder von D. M** dazu gegeben; aber das alles macht noch nicht fünf Bogen aus. Halten Sie ſich immer gefaßt, noch mehr zu ſenden. Ihre Abhandlungen, ſo viel ich habe davon leſen können, ſind unvergleichlich. Es fehlt aber doch noch eine Art der Schriften, die der Leſer in dergleichen Sammlungen zu ſuchen gewohnt iſt; die Satyren meyne ich. Wer ſoll die fertigen? Der Herr Oberhofprediger? Nein, Ihro Hochwürden! Das fehlte noch, daß ein Oberhofprediger Satyren machte! Es iſt ohnedem ſchon Aergerniß genug, daß er andere Sachen drucken läßt, als Geſangbücher. Gleichwohl ſieht der Verleger, vermöge ſeiner buchhändleriſchen Weisheit, wohl ein, daß dieſer Monatsſchrift Satyren fehlen. Er hat mir ſehr angelegen, ihm wenigſtens noch einige Sprüchwörter dazu auszuarbeiten, und ich habe ihm mit der größten Vertraulichkeit ins Ohr geſagt, daß ichs nicht thun werde. Wie wollen wir es aber ſonſt anfangen? »Das weis ich nicht, mein lieber Rabener!« Und ich noch weniger, mein Herr Cramer! Ich wollte, daß jemand um dieſe Monatsſchrift ſich ſo verdient machte, und etwas Atheiſtiſches ausarbeitete, damit es auch an einem und dem andern Hofe mit Beyfalle geleſen würde. Meynen Sie nicht? — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich freue mich, daß G** sich seinem Glücke zu nähern scheint. Ich bin dem kleinen süßen Männchen von ganzer Seele gut, das sagen Sie ihm nur: Künftigen 23sten Sept. 1754 will ich ihm gewiß antworten; denn da werden es zwey Jahre seyn, daß ich seinen Brief bekommen habe. Er hat es eingeführt, daß wir einander alle zwey Jahre antworten, und ich folge seinem erbaulichen Exempel billig. — —

Ich bin etliche Tage in Naumburg gewesen; ich habe Schlegels Frau kennen lernen, und sie gefunden, wie ich wünsche, daß die Weiber meiner Freunde seyn mögen. Sie hat Vernunft und Witz, sieht fein aus, und scheint eine gute Wirthinn zu seyn. Ein Umstand, der für den Mann der wichtigste ist, und um deswillen ich es seiner Frau nunmehr beynahe verzeihe, daß sie ihm kein Geld mitgebracht hat.

Nun bin ich auch wegen der Sorge beruhigt, die ich mir machte, daß er noch nicht hätte heurathen, sondern die Wirthschaft noch einige Zeit durch seine beiden Schwestern führen lassen sollen — —

Küssen Sie Ihre rechtschaffene Charlotte in meinem Namen tausendmal! — So? Haben Sie ein Bedenken dabey? Pfuy! Was für eine eifersüchtige Miene machten Sie itzt! das war garstig! Leben Sie wohl!

Rabener.

Und

Quedlinburg, den 17. Febr. 1753.

Vergiß nicht, Freund, bey deinen Freuden,
Daß deine Freunde dich beneiden,
Die mit dir ſcherzen, und ſich freun;
Die deinem Spotte gern verzeihn,
Durch deine Luſt des Trübſinns Heer zerſtreun,
Und jeden Abend dir, frey von gelehrten Leiden,
Und froh durch deine Scherze weihn:
Indeß daß, weit von dir entfernet,
Dein Cramer Scherz und Luſt verlernet,
Den Kopf auf Folianten ſtützt *),
Bey alten Chroniken und dummen Mönchen ſchwitzt,
Und, voll gelehrter Meditationen,
Bald von Rebellionen,
Vom Umſturz ſtolzer Thronen,
Und bald von Ketzern ſchreibt, ſich hypochondriſch ſtößt,
Stets ungewiß, ob er auch nützt,
Der der Gelehrten Ewigkeit,
Die alberne Unſterblichkeit,
Zuerſt erfand, wie ſchlecht hat der erfunden!
Der wohnte zwar vom Himmel nicht ſehr weit,
Vier Treppen hoch, doch hat er niemals ſich gefreut,
Nie, wie die Freundſchaft glücklich iſt, empfunden:
Da, da hat er die Schreiberewigkeit,
Und Nachwelt, und Unſterblichkeit,
Die Räuber meiner ſchönen Zeit,
Kurz, eh er Hungers ſtarb, erfunden.
Wie ſchlecht hat er erfunden!

Aber was ſoll ich Ihnen für Vorwürfe machen, mein lieber Rabener? Sie durchflattern das ganze Land,

*) Um dieſe Zeit ſchrieb Herr Cramer an der Fortſetzung des Boſſuets.

denn Sie haben durchs ganze Land Kommissionen; und nirgends halten Sie die Kommissionen länger auf, als in den Gegenden, wo Bekannte von Ihnen, und zufälliger Weise junge Weiber Ihrer Bekannten sind. Endlich kommen Sie nach Leipzig zurück; Sie finden Briefe von Cramern. Es wäre wohl nöthig, sie zu beantworten; aber unmöglich haben Sie Zeit: denn nunmehr müssen Sie auch in Leipzig Ihre Freunde und Freundinnen besuchen, die Sie seit so vielen Wochen haben entbehren müssen.

Aber wie beschäfftigt Sie auch sind, so müssen Sie mir doch bald einmal schreiben. Ihre Briefe muntern mich sehr auf, und wie sehr habe ich nicht Aufmunterung nöthig, da ich itzt so viel von Arianern, Eunomianern, Aetianern, Macedonianern, Psathyrianern, Audäanern, Photinianern, Origenisten, Apollinaristen, Dimoriten, Monotheliten, und allen Ketzern in anern, isten, asten und iten schreiben und lesen muß. Meine Frau sagt mir, ich soll nachsehen, ob es auch eine Sekte von Catastristen *) gäbe; darunter könnte ich Sie bringen. In der Kirchenhistorie stehen so viele seltsame Namen; es sollte mich wundern, wenn es keinen Ketzer gäbe, der Cataster geheißen hätte. Zum wenigsten kann ich einen Heinrich von Nepkow und Anton Panßa darunter bringen, und da habe ich Gelegenheit, in einer Note zu sagen: »Siehe des gelehrten Gottlieb Wilhelm Rabeners satyrische Schriften, worinnen er die »dunkle

*) Cataster sind in Sachsen Verzeichnisse desjenigen, was ein jeder Einwohner eines Ortes an Steuern zu geben hat, und solche Cataster zu verfertigen, ist eins der wichtigsten, aber auch der traurigsten Arbeiten eines Steuerrevisors.

unkle und verworrene Hiſtorie dieſer Erzketzer ſehr bün-
ig und deutlich erörtert hat.«

Mich deucht, Sie können es aus meinem Briefe
en, daß ich mich mit den Meinigen ganz wohl be-
be — —

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg, den 27. März, 1753.

Liebſter Rabener,

Sie mögen Vorſchläge zur Güte thun, und auf den
lben Weg nur entgegen reiſen wollen, oder auch gar
ht antworten: Sie ſollen und müſſen mein und Char-
tens Gevatter ſeyn. Merken Sie es, Charlottens
vatter — und ich bin auch nicht zu verachten. Ue-
dieß muß ich immer anfangen, meine Kinder zu ver-
gen. Müſſen Sie ſich nicht anheiſchig machen, daß
ie den Pathen in die Schule wollen gehen laſſen?
ie mögen ihn auf der Univerſität, und Heine auf der
chule erhalten; denn Sie ſind reicher. Das iſt ein un-
ſchämter Gevatter! werden Sie denken. Aber es iſt
ht anders. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Leipzig, am 31. März, 1753.

Liebſter Cramer,

Sie ſind ſehr witzig, das weis ich von langen Jahren
r; aber ſo einen witzigen Einfall hätte ich von Ihnen
doch

doch nicht vermuthet, daß Sie mich würden zu Gevattern bitten. Sie und Ihre rechtſchaffene Charlotte haben mir eine wahre Freude gemacht, wofür ich Ihnen als ein aufrichtiger Freund verbunden bin, und Ihnen und Ihrer Frau Wöchnerinn und dem kleinen Buben mehr Gutes wünſche, als ich in drey Bogen wünſchen kann. Den Vorſchlag von der Erziehung des Pathens laſſe ich mir unter gewiſſen Bedingungen gefallen. D. Heine ſoll ihn auf Schulen erhalten, ſo lange, bis ich ihn werde auf die Univerſität nehmen. Das ſoll ſpäte genug geſchehen; und wenn es auch endlich geſchieht, ſo will ich ſchon Anſtalt machen, daß er im erſten halben Jahre relegirt wird. Ich hoffe, er wird es nicht an Urſachen fehlen laſſen, da er mein Pathe iſt.

Aber warum iſt der Junge ſo klein? Haben Sie das dem Könige von Preußen zum Poſſen gethan? —

— — — — —

Alſo heurathet unſer Gleim gewiß? Denkt er denn gar nicht an den anakreontiſchen Fluch, den er ſich gegeben hat? *) Ein feurig Mädchen von ſiebzehn Jahren, wie ſeine Braut iſt, kann ihn wahr machen. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg, den 21. May, 1753.

Liebſter Rabener,

Ungeachtet Ihr heutiger Brief ſehr kurz war, ſo habe ich doch noch keinen von Ihnen erhalten, der mir angenehm-

*) S. Gleims anakreontiſche Lieder.

nehmer geweſen wäre. Wenn die Stelle, die Sie erhalten, ſo wichtig iſt, als ich glaube; ſo bin ich mit dem Hofe wieder ausgeſöhnt, an den ich nicht ohne Unwillen denken konnte, wenn ich daran dachte, daß er Sie wohl nutzen, aber nicht belohnen wollte. Ich zweifle gar nicht, daß Ihnen viel Arbeit werde aufgebürdet werden; aber wie viel können Sie auch nicht arbeiten! Und nun dürfen Sie das doch nicht in jedem Bauerhauſe von Sachſen thun, können immer an einem Orte ſeyn, die Freunde, die Sie entweder da ſchon haben, oder finden werden, mehr genießen, und, wie meine Charlotte ſagt, heurathen. Denn ſie bleibt dabey, daß es ewig ſchade ſey, wenn Sie nicht heuratheten. Ein Mädchen könnte immer noch mit Ihnen vorlieb nehmen, wenn Sie gleich ſo viele Fehler hätten: genug, daß Sie ſie geſtünden. Aber die arme Satyre! Soll ich ihr die Stand- und Leichenrede halten? oder haben Sie Hoffnung, daß ſich der witzige Kopf mit dem Steuerſekretär vertragen werde? Wenn er ſich damit verträgt, und das hoffe ich: o! was für reichen Stoff werden Sie in Dresden dazu finden. Ganz neue Narren. Nun werden die armen Poeten, und die bürgerlichen Bankrottmacher, und die Richter, und die Advokaten, und die Pedanten zu einiger Ruhe kommen! Aber, weh euch, ihr Narren, die ihr größer ſeyd, ihr Narren von! Weh euch; denn der Mann kömmt über euch, deſſen Schneider Gnaden und Excellenzen zuſchneiden kann! *) Das iſt eben mein Wunſch geweſen. Ja, ja, in Sachſen müſſen noch gute Zeiten kommen, weil ſich der Hof getraut, Sie nach Dresden kommen zu laſſen.

Ey

*) S. in Antons Panſa von Mancha Sprüchwörtern: Kleider machen Leute. Sat. Schriften 4ter Th.

So begierig als ich bin, bald einen recht langen Brief von Ihnen zu erhalten, so will ich doch itzt warten, weil Sie ohne Zweifel sehr werden beschäftigt seyn; aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß Sie mir künftig desto öfter schreiben, und sich nicht alle Briefe abbetteln lassen. Sie wissen wohl, daß ich noch ein ganz fleißiger Korrespondent bin. ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Quedlinburg, den 9. November, 1758.

Liebster Rabener,

Sie sind doch nicht unwillig auf mich? Oder haben Sie in Dresden keine Zeit, an Ihren Cramer zu denken? Sie sind gesund? Das wünsche ich — Und haben eine Frau? Daran verzweifeln wir. Und so aufgeräumt, als fleißig? Das glaube ich. Der vierte Theil von Ihren Schriften steht im Meßkatalogus: wird er in dem künftigen auch noch stehen? Schreiben Sie, schreiben Sie, oder ich bemächtige mich aller Ihrer Erfindungen, und arbeite sie aus. Ich habe itzt viel Muth zur Arbeit; aber wer darf sich wundern, daß ein Veteran auch nach dem sechzigsten Jahre noch gern zu Felde geht? »Sehr stolz! ich will Sie schon mit meinem Urtheile über den neuen Theil Ihrer Fortsetzung *) demüthigen,« werden Sie sagen. Sie richten nichts aus; Sie machen vielleicht, daß ich mich im nächsten Theile mehr in Acht nehme; aber ich schäme mich nicht!

Von

*) Des Bossuets.

Von witzigen Schriften, die in dieſer Meſſe heraus gekommen ſind, habe ich eben nicht viel geſehen, das vortrefflich wäre. — — — — —

Vergeſſen Sie es nicht, Herr Hofmann, mir bald zu antworten; oder wenn Sie mich der eingeſogenen Hofluft wegen nicht mehr lieben, ſo ſchreiben Sie doch aus Reſpekt oder Devotion. Ich bin

Ihr

treueſter

Cramer.

Dresden, am 18. November, 1753.

Mein liebſter Cramer,

Da haben Sie einen Brief, der ſo geſchäfftig, ſo unruhig, ſo eilfertig geſchrieben iſt, wie der Brief eines jungen Kammerherrn, der dem mahnenden Kaufmanne ſagt, daß er unmöglich ausführlich antworten könne, da ihm ſein wichtiges Amt nicht einen Augenblick Zeit laſſe, ſich von der Seite des Königs zu entfernen.

Ich will Ihren erſten Brief zuerſt beantworten. Ich habe Ihre Antwort freylich vermißt. Denn ich bin ſo zärtlich, daß ich auch in Dresden meine Freunde vermiſſe. Das bleibt unter uns. Mit Ihrem Boſſuet bin ich ausnehmend zufrieden. Bedenken Sie, was das ſagen will, wenn ein Sekretär mit einem Buche zufrieden iſt. Herr Breitkopf hat mir ein Exemplar geſchenkt; aber das iſt die Urſache nicht, warum ich zufrieden bin.

Herr

Herr D. Heide meldet mir, er ſolls mir in Ihrem Namen noch eins ſchicken. Schönen Dank! Aber was ſoll ich mit dem lieben Gute anfangen? Wären es Opernarien, ſo könnte ich ſie vielleicht wieder verkaufen — — — — — — —

Die vermiſchten Schriften ſind alſo ihrem Schluſſe nahe. Ich ſehe es gern; das neue Stück habe ich noch nicht geſehen. Soll ich Ihnen meine Gedanken von dieſem letzten Stücke ſagen? Warum nicht? Wir bey Hofe kunſtrichtern ſo gut, als die Profeſſoren, ohne etwas zu verſtehen, und ohne etwas geſehen zu haben. Ich wünſche ſehr, daß der Hiob in Ihre Hände fallen möge. Dieſes Buch gehört für witzige Köpfe, und nicht für pedantiſche Zuſammenſchmierer der Bibelwerke! Auf dieſe Art lernte die Welt auch Ihre Fähigkeit im Hebräiſchen kennen. Aber iſt denn keine Hoffnung mehr, daß Sie ſich den Ausländern in einer lateiniſch, fleißig ausgearbeiteten lateiniſchen Schrift, in einer Schrift, die allen Religionen angenehm ſeyn muß, wollen bekannt machen? — Ihre Freundſchaft mit Baumgarten wird gute Folgen haben, für Sie beide und für die Welt.

Sie haben Recht. Ich bin noch nicht verheurathet, und allem Anſehen nach, werden Sie lange Recht haben. Das wird noch immer eine reiche Materie zu künftigen Briefen ſeyn; und um deswillen mag ich ſie itzt nicht erſchöpfen. —

Was macht denn unſer Giſeke, den ich recht ſehr liebe, ſo ſtumm und verſtockt er auch iſt? Kennen Sie ſeine Frau? ſie muß ein rechtſchaffnes Weib ſeyn, da ſie Giſeken gefällt. — Melden Sie doch, wie es in Braunſchweig ausſieht. In der Meſſe habe ich viel von N**ti

Roman

Roman gehört, deſſen Ausgang ich zu erfahren wünſche. Von der einen Seite, Sie verſtehen doch wohl den Sekretär? gefällt er mir, denn er iſt ſolide; die andere Seite will mir nicht gefallen, denn mich deucht, er erquackert ſich die Frau, und das, dünkt mich, iſt wenigſtens nicht anakreontiſch, wenn es auch ſonſt nichts iſt.

Alles dieſes iſt die Antwort auf Ihren erſten Brief vom . . . ja, das weis ich nicht, von welchem Dato; denn in dem Augenblicke, da ich den Tag itzt ſuche, finde ich, daß Sie ihn nicht beygeſetzt haben. Er war an eben dem Tage geſchrieben, da Ihre Charlotte ſich mir aufs freundſchaftlichſte empfahl, da Ihre Kinder geſund waren, und da Sie waren, mein Cramer. Sie ſind es doch heute noch? Und Ihre Frau iſt doch meine Freundinn? Ihren andern Brief muß ich noch mit wenigem beantworten. Er war vom 9ten November. Ich bin auf Sie nicht unwillig; könnte ich das wohl ſeyn? Ich habe wenig Zeit, ſehr wenig Zeit in Dresden, aber immer noch Zeit genug, an meinen Cramer zu denken. Geſund bin ich auch, faſt geſünder, als in Leipzig. Eine Frau habe ich noch nicht. Aufgeräumt bin ich, ſo ſehr man es bey meinem Amte und in einer ſo weiten Entfernung von ſeinen alten und beſten Freunden ſeyn kann. Ob ich fleißig bin? ja wohl, und mit mehr Gemüthsruhe fleißig, als bey meinem vorigen Amte. Im Meßkatalogus ſteht der vierte Theil von meinen Schriften, da haben Sie Recht. Das ſollen Sie wohl bleiben laſſen, daß Sie ſich meiner Erfindungen bemächtigen. Trotz Ihnen! oder ich bemächtige mich Ihrer heiligen Reden. Sehen Sie, mein Herr, iſt das nicht von Punkte zu Punkte beantwortet? — — — — — — — — — — — — Auf Ihre Predigten

freue ich mich, als ein Freund, als ein witziger Kopf und als ein Christ. Ihren Psalmen sehe ich mit Verlangen entgegen. — Nun dächte ich, ich hätte alles beantwortet und geschrieben, was ich schreiben und beantworten sollen.

Mein Verleger hat einen sehr demüthigen Brief an mich geschrieben, und mich wegen meines vierten Theils beym Aermel gezupft. Ich wollte, daß er ihn schon hätte, und ich ihn nicht erst machen sollte. Auf Ostern wenigstens kann ich ihm solchen nicht versprechen, und auf Ostern will er ihn haben. Ich habe zwey neue Sprüchwörter in Leipzig schon fertig gemacht: Die Ehen werden im Himmel geschlossen: Jung gewohnt, alt gethan! Das dritte habe ich schon angefangen: Gedanken sind zollfrey! Aber in Dresden habe ich noch keine Feder angesetzt. Aufrichtig zu gestehen, muß ich hier mit meinen Satyren viel vorsichtiger seyn. Gemeiniglich suchen die Leser die Originale da wo der Verfasser schreibt. Das könnte ich allenfalls in Leipzig geschehen lassen; in Dresden wage ich zu viel. Ein Märtyrer der Wahrheit mag ich nicht werden; und daß die Welt billiger denken lerne, dahin werde ich es nicht bringen: also thue ich wohl am besten, ich gebe der Welt nach. Ich muß die besten Themata fahren lassen, die ich auszuarbeiten mir vorgesetzt hatte. Finden Sie diese Umstände nicht wichtig genug, den vierten Theil gar zurückzuhalten? Ungefähr zwölf Bogen, inclusive fünf Bogen bereits gedruckter Sprüchwörter, möchten zum vierten Theile fertig seyn. Hätte ich nur zehn Bogen! Werde ich es verantworten können, wenn ich ein paar freundschaftliche Briefe zusammenstoppte, die ich theils schon habe, theils machen wollte? Das Thema, zu welchen

heim ich ſo viel Luſt hätte: Der allezeit fertige Bau-Procurator, muß ich auch weglaſſen. Es mochten es Excellenzen ungnädig vermerken. Dergleichen reichhaltige Materien verliere ich. Bald werde ich Sie bitten, daß Sie mir helfen mit arbeiten.

Was das für ein ungeheurer Brief wird! Ich dächte, ich hörte auf; dächten Sie es nicht auch? Wollen Sie von meinen Umſtänden noch mehr wiſſen? Was ſoll ich Ihnen noch mehr ſagen? Kommen Sie zu mir. Ich habe vier Stuben, davon ſollen zwo für Sie, wenn Sie kommen wollen. Da will ich Ihnen noch viel mehr ſagen. — So? Neuigkeiten wollen Sie wiſſen? Gut! — Der Hof iſt noch in Hubertsburg. Fünf Kaſtraten aus Venedig ſind vorige Woche ganz verhungert hier angekommen, und werden auf die Faſten ſatt wieder zurück kehren, um daſelbſt zu verdauen, und in der Charwoche dem heiligen Antonius zu danken, der für ſein Vieh ſo väterlich ſorgt. Die Jagd iſt vorbey; die Hunde waren ſehr ſtumpf, und die Pferde konnten der Jagd nicht folgen. Solimann wird nicht wieder aufgeführt: die Ratten haben vier Elephanten gefreſſen. Der Kaſtrat Nicolini macht dem Hofe viel Vergnügen, weil er ſo feiſt iſt, daß er kaum mehr gehen kann. Die Albuzzi, prima donna an mehr als einem Orte, dürfte wohl aufs Karneval wieder in die Wochen kommen. Budini, dieſer ſteife Sänger, den man in Rom nicht zum Nachtwächter machen würde, iſt heiſch; ein Unglück, darüber ſich niemand, als er und ſeine Mutter, betrübt. Ammirevoli, deſſen Frau beſſer küßt, als er ſingt, iſt verdrüßlich, und macht Miene fortzugehen; man wird ihm tauſend Thaler Zulage geben. Die Bildergallerie iſt in vollkommenem Zuſtande. Man erwartet den Bucentauro

boni aus Rom, welcher grüne Himmel und blaue Wiſſen nach dem neueſten Guſto malen ſoll. Oedern iſt ganz abgebrannt; Suhl kann nicht wieder angebauet werden. Wer kann den albern Leuten helfen? warum gehen ſie mit dem Feuer nicht vorſichtiger um. — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Auf! die Redoute freue ich mich. Die neue Oper wird ſehr prächtig und koſtbar. Leben Sie wohl! Ich muß in die Antichambre! — Gefallen Ihnen dieſe Neuigkeiten? Wenn ſie nicht wahr ſind, ſo ſind ſie doch möglich.

Leben Sie recht wohl! Ich bin

Ihr

redlicher

Rabener.

Quedlinburg, den 16. März, 1754.

Liebſter Rabener,

Meine Veränderung iſt nunmehro gewiß. Ich habe die königliche Vokation nach Kopenhagen, und ein ſehr gnädiges Schreiben von dem Grafen von Moltke empfangen. Ich habe alles ſo reiflich überlegt, als es nur möglich geweſen iſt, und meine Freunde in dieſen Gegenden zu Rathe gezogen; ich kann nicht anders, als überzeugt ſeyn, daß dieſe Veränderung zu meinem Glücke gereichen werde. Unter allen meinen Freunden iſt wohl kei-

keiner ſo überzeugt, als Sie, daß ich bey einer ſolchen Veränderung keine langen Briefe ſchreiben könne, zugleich auch, daß mir die Trennung und ſo weite Entfernung von meinen Freunden nicht gleichgültig ſeyn müſſe. Wie ſehr würde ich getröſtet werden, wenn ich Sie noch in Leipzig umarmen könnte! Ach, liebſter, liebſter Rabener, wenn Sie Ihren Cramer ſo glücklich machen wollten — — — — — — — — — — — — Wenn Sie mich entzücken wollen, ſo kommen Sie auf acht, nur auf viet Tage nach Leipzig — — — — — — — — — — Das iſt, allem Anſehen nach, das letztemal, daß wir uns ſprechen und ſehen können — — — — — — — — — — — — — — — — — — Meine Charlotte umarmt mich, damit Ihnen, wenn Sie zu mir nach Leipzig kommen, meine Umarmungen deſto beſſer gefallen ſollen. Sie küßt mich ſo gar für Sie; denn bald, ſpricht ſie, würden Sie ſo alt werden, daß Sie kein Mädchen mehr küſſen würde. Ich bin

ꝛc. ꝛc.

Dresden, am 25. März, 1754.

Den Brief vom 12ten März, oder vielmehr die drey Zeilen, worinnen ich Ihnen den richtigen Empfang des Übrigen meldete, und bald mehr zu ſchreiben verſprach, werden Sie erhalten haben. Ich bin noch nicht im Stande, mein Wort zu halten, und ausführlicher zu ſchreiben, da wegen fortdauernder Seſſionen binnen hier und Oſtern kaum die Nächte meine ſind. Noch weniger

kann ich nach Leipzig kommen. — Und also soll ich Sie gar nicht, mein liebster Cramer, nimmermehr in dieser Welt wiedersehen? Der Gedanke ist mir bitter. Ich kann mich unmöglich dabey aufhalten. Aber warum habe ich mir nicht Freunde gewählt, die keine Verdienste haben, und die auf dem Flecke unbekannt und grau sterben, auf dem sie geboren sind? Auf die Feyertage schreibe ich Ihnen gewiß, und weitläuftig. Gott lasse es Ihnen immer wohl gehen, Sie verdienen es, und ich werde mich mit Ihnen freuen, wenn ich Ihre ewige Trennung besser werde gewohnt seyn, und wenn Sie mir, von Kopenhagen aus, diejenige gute Hoffnung bestätigen, die Sie mir in Ihrem gestrigen Briefe melden. Ich wollte Ihnen noch einmal so viel Gutes gönnen, wenn Sie es nur in Dresden, und nicht in Kopenhagen genießen sollten.

Grüßen Sie Ihre Frau tausend, tausendmal von mir, und nehmen Sie ihr meinem Namen Abschied. Unserm Zerbster Schlegel habe ich geschrieben. Nach Zerbst? — das lasse ich gelten; aber nach Kopenhagen! Was haben Sie denn gedacht? Wie wird es nun bey Ihrer so geschwinden Aenderung mit den Psalmen, mit den sechs heiligen Reden, und mit den verwaisten vermischten Schriften werden? Wen werde denn ich haben, dem ich den Rest meines Witzes, welchen ich dem Verleger noch schuldig bin, anvertrauen könnte? Herr Schlegelein allein? Das ist sehr gut, aber mir nicht genug. Oculi plus, quam oculus, würde ich sagen, wenn ich kein Deutscher wäre. Ich wollte, daß Sie itzt in Leipzig Abends eine Stunde Zeit hätten, die zwey Sprüchwörter durchzulesen, die ich hier schicke. Streichen Sie mir nichts aus, denn allemal folge ich Ihnen nichts, Sie wissen es wohl, sondern schreiben Sie nur Ihre Zweifel auf

auf ein Blatt; zu dem Ende habe ich unten mit Bleyſtift ſolirt. Geben Sie die Aufſätze dem Verleger verſiegelt wieder, der es an mich zurückſenden wird. Der Verleger mag es auch leſen, ſonſt kein Menſch. Sie können mir glauben, daß ich, ſeit meinem Hierſeyn, noch nicht ſo viel Zeit, noch ein ſo aufgeheitertes Gemüth gehabt habe, daß ich mit dem alten Eifer an die Fortſetzung meiner Schriften kommen können. Inzwiſchen hat mein Witz doch etlichemal durchbrechen wollen, und ich habe an dem Sprüchworte gearbeitet: Gedanken ſind zollfrey, mit welchem ich ſchon weit gekommen bin. Es ſoll ungefähr ſo lang werden, wie eines von dieſen. Hernach will ich noch ein halb Dutzend Flickſteine machen, damit etwa ſechszehn Bogen voll werden; denn Sie müſſen wiſſen, daß ich ſchon meinen Witz nach den Bogen dehne; und habe ich denn endlich ſechszehn volle Bogen zuſammengezerrt: Bon jour, Herr Verleger! Adieu, Witz! Alsdann will ich meine Feder an des Verlegers Laden nageln, damit ſich junge Schriftſteller daran ſpiegeln, und mit keinem Buchführer einen Kontrakt machen. Dieſes können Sie den Verleger leſen laſſen, wenn er gleich ein wenig im Laden herumpurzeln wird. . . . Den Augenblick beſinne ich mich auf den Anfang meines Briefes, und daß ich erſchrecklich viel zu thun habe. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 26. May 1756.

Ich kann es unmöglich länger ausſtehn. An der Oſtermeſſe habe ich Ihnen mit der Mummiſchen Buchhand-

handlung einen Brief zugesendet; in der Michaelismesse schickte ich Ihnen durch eben diesen Kanal noch einen Brief, und bat inständigst um Antwort: aber bis heute warte ich vergebens. Hätten Sie keinen Juden getauft *); so würde ich nicht einmal wissen, ob Sie noch lebten. So geneigt ich bin, Ihnen bittre Vorwürfe zu machen; so will ich doch warten, bis ich von Ihnen erfahre, was Sie gehindert hat. Wir werden einander noch Zeit genug fremde werden; lassen Sie uns, mein liebster Cramer, es ja vermeiden, so lange wir können. Damit Ihnen itzt nicht einmal die neue Entschuldigung von verloren gegangenen Briefen übrig bleibt, so sende ich diesen durch Innschluß eines meiner besten Freunde in Dresden, des dänischen Legationssekretärs, Herrn Kuurs, welcher ihn durch einen seiner Freunde in Kopenhagen wird bestellen lassen. Bekomme ich nun in künftiger Messe noch keine Antwort; so will ich Sie . . . Nein, vergessen kann ich Sie nicht: aber allen Leuten will ich es klagen, wie viel ich verloren, daß Sie mich vergessen haben. Wenn Ihre Frau Sie nicht überredet hat, meine Freundschaft auf eine so traurige Art zu vernachläßigen, so küsse ich Ihr die Hände. Von meinen Umständen will ich Ihnen nichts melden; Sie würden mich lange darum gefragt haben, wenn Ihnen was dran läge; aber auch von Ihnen ist mir keine Nachricht so wichtig, als die: Ob Sie noch mein Freund sind? Ich bin der Ihrige gewiß. Sie mögen es gern sehen oder nicht.

Rabener.

Copey

*) Diese Nachricht, daß Herr Cramer einen Juden getauft habe, stund als eine Merkwürdigkeit in den Zeitungen.

Kopenhagen, am 16. May, 1746.

Mein liebſter, beſter Rabener,

Ob ich gleich an Sie unlängſt einen Brief geſchrieben habe, worinnen ich ſie um Verzeihung meines langen Stillſchweigens gebeten: ſo muß ich doch meine Abbitte wiederholen. Ich mag mich nicht rechtfertigen. Ihr letzter Brief war ſo zärtlich, ſo voll Freundſchaft, daß ich ganz außerordentlich davon bin gerührt worden; aber ob Sie mich gleich mit bittern Vorwürfen verſchonen wollten, ſo war er doch ſo zornig, ſo zornig, daß Sie mich recht erſchreckt haben. Nein, mein liebſter Rabener, wir wollen uns nicht einander fremd werden. Das iſt weit von mir entfernt, daß ich einem einzigen meiner Freunde fremd werden ſollte. Viele von meinen Freunden werden es gegen mich: denn es giebt einige, von denen ich, weil ich hier bin, auch nicht eine einzige Sylbe geſehen habe. Aber ich vergeſſe gewiß keinen einzigen, und ich erinnere mich meiner ehemaligen glücklichen Zeiten um ſo viel empfindlicher, je weniger mir es noch möglich geweſen iſt, hier einen Freund, mit dem ich vertraulich umgehen könne, ausfindig zu machen. Denn Klopſtocken kann ich wenig genießen, weil ihn bisher ſeine Umſtände verhindert haben, in der Stadt zu wohnen; zwiſchen denen, die höher ſind, als ich bin, und mir, bleibt, ſo lieb ſie mich auch haben, doch allezeit eine gewiſſe Entfernung, die mich hindert, ſo vergnügt durch ihre Freundſchaft zu werden, als man ſeyn würde, wenn ſie uns dem Stande nach näher wären. Und ich ſollte meinen Rabener vergeſſen können, und ihm fremd werden? Wie zärtlich und wie zornig iſt Ihre Bitte, daß wir es ſo lange vermeiden wollen, als wir können! Alſo wird es wohl auf ewig vermieden werden: denn

ich will gern fleißiger ſchreiben. Und Sie werden mir künftig, und zwar bald, gewiß etwas von Ihren Umſtänden melden; denn ich nehme den gröſſen Antheil an dem, was Sie angeht. Alſo ſeyn Sie ferner mein lieber Rabener, und ſchreiben Sie mir bald, daß Sie mir mein langes Stillſchweigen ganz vergeben haben, ſo vergeben, als wenn ich ſehr oft an Sie geſchrieben hätte, weil ich mich gewiß beſſern werde. Aber, ich ſetze dieſes ganz furchtſam hinzu, Sie müſſen auch nicht ſo kurz ſchreiben, als Sie immer gethan haben. — — — — — — — — — — Erhalten Sie Ihrem Cramer Ihre Freundſchaft und Liebe. Ich werde Sie ewig lieben.

Ihr

Cramer.

Copenhagen, den 31. März 1756.

Liebſter Rabener,

Wie vielmal wollen Sie um Verzeihung gebeten ſeyn? denn verzeihen müſſen Sie mir, daß ich ſo lange ſtillgeſchwiegen habe. Aber Sie haben mir um meines kleinen Fleißes willen ſchon ſehr viel zu gute gehalten; alſo werde ich auch noch einmal durchkommen. Ich möchte wohl meinen Mund auch öffnen, (ſehen Sie doch, wie viel ich mir herausnehme!) und von Ihrer Wenigbriefſchreiberey und Kurzbriefſchreiberey ſagen; aber ich bin wirklich gegen Sie zu ſehr ein Sünder, daß ich mich unterſtehen dürfte, Ihnen Ihre Sünden vorzuhalten. Aber wollen Wir uns nicht alle beide beſſern? Ich mache den An-

Ihnen, und verſichere Sie, daß ich öfter an Sie denke, und ſogar öfter leſe, als ich nachläßig im Schreiben geweſen bin. Erinnern Sie ſich denn auch zuweilen Ihres Cramers, der Sie noch immer ſo ſehr liebt? Viel wollte ich darum geben, wenn ich Sie wieder einmal umarmen, und mich recht mit Ihnen ausſprechen könnte. Sie ſind überſetzt, Sie ſind in allen franzöſiſchen Monatsſchriften erhoben, wie Sie verdienen, verſteht ſich; aber iſt es nicht viel, daß man Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren läßt? Unterdeſſen freut es mich, daß ich mich an Ihrem Sonnenſcheine wärme, und von Ihrem Glanze erleuchtet werde; denn man hat meine Satyre, ob der Menſch eine Maſchine ſey? *) ins Franzöſiſche überſetzt, und Sie zum Verfaſſer gemacht, und zwar im Choix literaire, wo auch meine Ode von der Auferſtehung überſetzt worden ꝛc.

Kopenhagen, den 8. Nov. 1756.

Liebſter Rabener,

Länger kann ich es nicht ertragen, keinen Brief in ſo langer Zeit von Ihnen erhalten zu haben. Hätte ich jemals glauben können, daß Sie ein ſo unverſöhnlicher Freund ſeyn würden? Ich war im verwichenen Jahre ſaumſelig im Schreiben an Sie. Sie machten mir einige

*) Dieſe Abhandlung iſt zu finden in den vermiſchten Schriften I. Th. S. 276. und II. Th. S. 85. Es macht mir Ehre, daß man ſie auf meine Rechnung überſetzt hat. Rabener.

nige freundschaftliche Vorwürfe darüber, und ich wurde so dadurch zerknirscht, daß ich Ihnen zweymal hinter einander schrieb, und Ihnen die feyerlichste Abbitte that. Aber ich habe in den noch glücklichern Zeiten unsers Sachsens keine Zeile von meinem Rabener zur Antwort erhalten, keine Zeile Beruhigung, ob ich ihn versöhnt hätte. Und vielleicht sind Sie nun, Sie ein so guter Patriot, so in das Unglück unsers Vaterlandes vertieft, daß Sie auch vergessen, Ihre Klagen in den Schooß eines Freundes auszuschütten. Aber wer darf itzt klagen? Wer darf seine Meynung laut entdecken? Ich, der ich weit vom Ungewitter entfernt bin, und mit dem mir ewig theuern Sachsen so viele Freunde beklage, darf ich doch nicht sagen, daß kein vaterländisches Herz die Ursache seines Unglücks mit einem größern Widerwillen betrachte, als ich, und daß ich es mit Recht thue beweisen, weil ich an einen Freund schreibe, der vielleicht verschwiegen zu seyn, über das, was er denkt, mehr Ursachen hat, als ich. Aber alles, was ich weis, und ich weis nicht wenig, will ich meinen Kindern erzählen, und sie sollen eine Geschichte von Sachsen schreiben, welche Charaktere genug dem verdienten Abscheue Preis geben wird. O! was haben Aberglaube, Trägheit, Mangel von Religion, Ueppigkeit und Laster für entsetzliche Folgen! Sie, mein liebster Freund, leiden doch unter dem allgemeinen Unglücke nicht mehr, als andere? Man hat Ihnen doch Ihr Amt und Ihre Besoldung gelassen? Machen Sie doch meiner Furcht und Unruhe Ihrentwegen, durch einen recht langen Brief, bald ein Ende! Wir leben in einem Lande, wo wir einen vortrefflichen König und ein würdiges Ministerium haben, so vergnügt, als Sachsen, die überall an den Schicksalen ihres Vaterlandes Theil nehmen. Wir sind alle gesund. Ich arbeite

heite in meinem Amte noch mit eben der Freude und eben dem Beyfalle, womit ich ſonſt gearbeitet habe. Ich hoffe auch hier und da Nutzen zu ſchaffen. Meine Muſe wende ich, wie allezeit, an. Man wird doch immer noch leſen, und ſo viel ſich die Könige auch Mühe gegeben haben, und geben, durch ihre ſoldatiſche Regierung das eiſerne Jahrhundert einzuführen, ſo wird doch immer noch geleſen werden. Ich habe auch für den Sommer ein klein Tuſculanum, ein kleines Haus mit einem Fruchtgarten, und einen Küchengarten, und künftig vielleicht mit einem kleinen Teiche in Lingby; ein ganz kleines Haus mit Rohr gedeckt; aber auf dem Lande. O! ich hoffe, die künftigen Sommer werden mich noch ſehr begeiſtern. Künftige Meſſe will ich Ihnen einige von meinen geiſtlichen Liedern ſchicken. Ich freue mich, daß Gellert die ſeinigen herausgeben will. — Ich wünſche Ihnen von ganzem Herzen Frieden, und alle Arten von Glückſeligkeit, und bin ewig

Ihr

zärtlicher

Cramer.

Dresden, den 22. Nov. 1756.

Mein liebſter Cramer,

Ich habe Ihre Briefe vom 16ten May und 31ſten März noch heilig aufgehoben, und ſeit der Oſtermeſſe darauf antworten wollen. Die wahre Urſache dieſes Verzugs iſt, daß Herr Legationsſekretär Kluv den ganzen

zen Sommer über in der Erwartung gewesen, nach Kopenhagen zurückzukehren, und mich von Zeit zu Zeit gebeten, meinen Brief ihm mitzugeben. Seit acht Wochen aber haben mich unsere traurigen und weit aussehenden Umstände daran gehindert. Sind Sie mit diesen Entschuldigungen zufrieden, mein liebster, mein bester Cramer? Oder können Sie wohl den Gedanken einen Augenblick lang bey sich hegen, daß ich aus Kaltsinnigkeit und Mangel der Freundschaft unterlassen hätte, zu antworten? Gegen meinen unvergeßlichen Cramer kaltsinnig zu seyn, meinen alten besten Freund, der mir so viel Ehre macht, den königl. dänischen Hofprediger Cramer nicht eben so eifrig, nicht eben so zärtlich zu lieben, wie den armen Dorfpfarrer in Cröllwitz, Magister Cramern? Das sollte sich von Ihrem Naherner nicht einmal denken lassen.

Und wie voll von Menschenliebe, von Mitleiden, von freundschaftlicher Unruhe ist Ihr letzter Brief! Ja, mein guter Cramer, wir sind verloren, ganz ohne Hülfe verloren. Und niemand sieht das Ende unsrer Angst. Funfzig Jahre langen nicht, wenn sich das Land so wieder erholen soll, wie es vor acht Wochen war. Und wenn wir noch heuer Friede bekommen sollten, und wenn auch alsdann unser Hof selbst ernstliche Anstalt machte, dem Lande wieder aufzuhelfen, so gehören doch mehr als funfzig Jahre dazu. Und wem dürfen wir unser Unglück Schuld geben? Gott wird den finden und richten, der Ursache dran ist, wer es auch seyn mag. Ich mag mich mit der ängstlichen Beschreibung unsrer Umstände nicht aufhalten; die öffentlichen Zeitungen werden Ihnen genug davon sagen können. Wollen Sie noch etwas mehr lesen, so sende ich Ihnen zween Briefe, die

ich

ich in voriger Woche geſchrieben habe. Das arme Land! und ſo viel rechtſchaffne Leute, die ohne ihr Verſchulden mit unglücklich werden! Wie traurig iſt die Ausſicht in die Zukunft! Glücklich bin ich, da ich mein Unglück allein fühle. Deſto mehr jammern mich meine Freunde, welche neben ſich ihre Familie zugleich unglücklich ſehen müſſen.

Wie zufrieden leben Sie in Kopenhagen! Faſt würde ich Sie darum beneiden, wenn ich im Stande wäre, Sie um ein Glück zu beneiden. Wiſſen Sie wohl, mein lieber Cramer, daß ich Sie beſuchen will? Wenn die Sachen noch unglücklicher in Sachſen laufen ſollten, und ich bey meinem Amte weder Beſoldung noch Arbeit haben ſollte; (denn die letzte habe ich noch, obſchon wenig Hoffnung zur Beſoldung) ſo würde der Einfall nicht unmöglich ſeyn, denn ich habe, meine Freunde in Zerbſt, Quedlinburg, Braunſchweig und Hamburg, und meinen beſten Freund in Kopenhagen künftigen Sommer zu beſuchen. Auf den Witz zu wandern, iſt unter uns Autoren nichts neues. Helfen Sie uns ja den Frieden erbitten, ſonſt müſſen Sie mit darunter leiden, und mich wenigſtens einen Monat füttern. Aber wie wäre es, mein guter Freund, wenn ich mein Vermögen, ſo ich etwa bey dieſem Schiffbruche noch retten könnte, zuſammenraffte, und gar nach Kopenhagen zöge? Vielleicht wäre auch für einen deutſchen Sekretär Brodt und Amt bey Ihnen! Und vielleicht, wenn alles fehlte, ernährte Ihr König einen witzigen Emigranten, und wir lebten, und wir ſtürben beyſammen, mein beſter Cramer! Angenehmer Traum! Eine freundſchaftliche Schwärmerey! Gewiß, ich glaube, aus Freundſchaft fange ich an, zu phantaſiren. Wie ungern ſtöre ich mich in dieſem

Traum

Traume! Nein, meinen Cramer ſehe ich vielleicht nimmermehr wieder. Und was habe ich für Verdienſte, hoffen zu dürfen, daß ich von Ihrem Könige ein Unterthan, und von meinem würdigen Freunde ein Geſellſchafter bis an unſern Tod ſeyn werde? Wie angenehm habe ich mich itzt um ein paar Minuten betrogen! Ich war ganz bey Ihnen, und vergaß, daß ich in Sachſen, in meinem unglücklichen Vaterlande, mitten unter ſeinen Feinden ſaß. — — — — —

— — — — — — —

— — — Ich bin ewig

Ihr

redlicher

Rabener.

Dresden, am 7. December, 1756.

Hier ſende ich Ihnen meinen Freund Kuur, einen Mann, deſſen guter Geſchmack, deſſen Eifer in ſeinen Amtsgeſchäfften, deſſen menſchenfreundliches, deſſen empfindendes Herz, deſſen ernſter Haß gegen alle niederträchtige Thoren, deſſen geprüfte Freundſchaft — — wie ſoll ich recht erklären, was ich denke? — mit einem Worte, hier ſende ich Ihnen meinen Freund Kuur, einen würdigen Dänen. Ich verliere ihn ungern, ſehr ungern. Untröſtbar würde ich ſeyn, wenn ich nicht wüßte, und zu der belohnenden Billigkeit ſeines Vaterlandes gewiß hoffte, daß ihn dieſe Entfernung von mir ſeinem dauerhaften Glücke näherte. Lieben Sie ihn, wie

ich

ich ihn geliebt habe; er verdient es, und auch Sie verdienen einen ſolchen Freund. Er wird Ihnen viel von mir erzählen, und es wird ſo gut ſeyn, als erzählte ich es Ihnen ſelbſt, denn er weis viel von meinen Umſtänden. Mein gegenwärtiges Befinden iſt noch eben ſo traurig und ſorgenvoll, als es bey dem Abgange meines letzten Briefs vom 22ſten November war, und wie es ſeyn wird, wenn Sie gegenwärtigen Brief empfangen; denn vermuthlich empfangen Sie ihn erſt auf künftiges Frühjahr, das weis der Gott, der unſer gegenwärtiges Unglück wußte, da wir noch nicht einmal daran dachten. Leben Sie mit Ihrer Frau und kleinen Nachwelt geſund und vergnügter, als

Ihr

redlicher
Rabener.

Rhenendügen, den 14. Dec. 1756.

Wie gerühret, wie im Innerſten meiner Seele gerührt bin ich durch Ihren Brief vom 22ſten Nov. geworden, den ich erſt vorgeſtern erhalten habe! Meine Empfindungen laſſen ſich nicht ausdrücken, da ich zumal heute nur kurz ſchreiben kann; aber mit dem nächſten Poſttage ſchreibe ich ausführlicher. Das arme Sachſen! Mein unglückliches Vaterland! Ihre Liebe und Freundſchaft — wie dringt ſie durch meine ganze Seele! Was Sie im Schluſſe Ihres Briefes ſchreiben, nehme ich ernſthafter auf, als Sie wohl glauben. Was Sie nur eine leid-

verſüßende Schwärmerey nennen, iſt vielleicht nicht unmöglich. Ich bitte, ich beſchwöre Sie, mir mit nächſter Poſt zu ſchreiben, ob wirklich einiger Ernſt dabey geweſen iſt. — — — — — — — — — — — — — — —

Dresden, am 23. Dec. 1756.

Es iſt mein Ernſt geweſen, was ich in meinem letzten Briefe vom 22ſten Nov. wegen meiner Reiſe nach Niederſachſen und Kopenhagen geſchrieben habe; doch verſtund ich die Bedingung dabey, daß die Ruhe in Norden und Niederſachſen erhalten würde, daß die Reiſe in künftigem Frühjahre geſchähe, und daß ich durch die preußiſche Adminiſtration aus der völligen Aktivität geſetzt würde. Der andere Einfall, gar und beſtändig meine Zuflucht nach Kopenhagen zu nehmen, war allerdings mehr ein erquickender Traum, als ein ernſtlicher Einfall; den aber eine fortdauernde Noth meines Vaterlandes und deſſen Umſturz ernſthafter machen könnte. Dännemark iſt nach ſeiner gegenwärtigen Einrichtung das Land, wo ein jeder ſich zu ſeyn wünſcht. Wie angenehm würde ich in dieſem glücklichen Lande bey meinen Freunden, bey meinem unvergeßlichen Cramer leben können! Zwar entfernt von meinem Vaterlande, aber von einem verunglückten Vaterlande, mit dem es vielleicht in wenigen Monaten gar aus ſeyn wird! — — — — — — — — — — — — — — —

Sehen Sie, mein liebſter Cramer, wie ernſthaft Sie mich durch Ihre ernſtliche Anfrage gemacht haben? Ich ſchwanke, Sie ſehen es, und ich kämpfe mit mir ſelbſt. Na-

Rathen Sie mir, bester Freund, rathen Sie mir unparteyisch! Ich kenne die Heftigkeit Ihrer Freundschaft, Ihrer großen Dienstbeflissenheit. Aber thun Sie zu meinem Besten noch keinen Schritt, den Sie nicht mit Anstande, und ohne sich Vorwürfe machen zu lassen, zurückthun können. Wie ruhig, wie ruhig wollte ich das letzte Drittheil meines Lebens bey meinem Cramer zubringen, wenn es Gott, meinem und Ihrem Könige gefiele! Wecken Sie mich auf, Cramer, wecken Sie mich auf! ich träume wieder, ich träume zu angenehm, und träume ich zu lange, so wird es mir desto empfindlicher seyn, wenn ich doch endlich aufwachen und sehen muß, daß es nur ein freundschaftlicher Traum gewesen.

Rabener.

An

Herrn Johann Adolph Schlegel.

Leipzig. am 30. Dec. 175

Ihren Brief vom Ersten Dec. habe ich am 29sten erh
ten. Sie sehen daraus, wie viel Zeit sich der
berbringer genommen hat, und wie sehr ich zu entsch
digen bin, daß ich später antworte, als Sie verlang
Sollte die Schuld an Ihnen liegen, oder wären
aus einer gar wahrscheinlichen Unachtsamkeit in Ihr
Kalender irre geworden; so würde sich das Räthsel n
besser auflösen. — Sie dauern mich, mein liebs
Freund, gewiß sehr dauern Sie mich; aber Sie sag
mir nichts Neues oder Unerwartetes. Ich bin re
wohl damit zufrieden, daß Ihnen Ihr Beruf so sa
wird. Wie sehr wird Sie das nöthigen, an Ih
Freunde, an die vergnügten Augenblicke zurückzudenk
die Sie und Ihre Freunde zu schätzen wußten. Viellei
verfolgt Sie G** Fluch. Haben Sie Geduld gen
gehabt, seine deutschen Verse zu lesen, und darüber
spotten; so nehmen Sie dieses als eine Strafe an, d
Sie die lateinischen Verse Ihrer Schüler scandiren m
sen, um Ihr Brodt zu verdienen. Wie sehr muß I
n

den dieſe Arbeit erleichtert werden, wann Sie an die erſten Jahre Ihres Fleißes zurück denken, wo Ihre Lehrer vielleicht über Sie eben ſo ſeufzeten, als Sie nun über Ihre Schüler ſeufzen. Und wer weis denn, ob nicht unter der kleinen Brut, die anitzt über Ihre Jamben und Trochäen zittert, ein ſchaffender Geiſt verborgen ſteckt, welcher einmal durch ein würdiges Heldengedicht unſer Vaterland an dem Noah, dem Nimrod, dem Hermann rächet, und welcher, wann er die Trauerſpiele verfertiget, die Sie aus Bequemlichkeit nicht verfertigt haben, die Schaubühne zu der Vollkommenheit bringt, die man von dem geſchickten Fleiße Ihres verſtorbenen Bruders erwartete.

Ich ſchreibe dieſes mit der Miene, die einer Entzückung ſehr nahe kömmt. Itzt ſollten Sie mich ſehen auf meinem Sopha ſitzen! So weißagend ſitze ich hier, wie auf dem Dreyfuße, und ſo voll und ſtrotzend von meiner weiſen Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge, wie ein junger Rathsherr!

In der That hat mich Ihr Brief ziemlich ernſthaft, oder doch wenigſtens ſehr nachdenkend gemacht. Ihr Schickſal erinnert mich an das Schickſal unſerer übrigen Freunde. Die wenigſten von uns haben das Glück gehabt, in ein Amt zu kommen, das ihrer Neigung gemäß geweſen wäre. **, der arbeitſame **, der nur für die Bücher und ſeine Freunde erſchaffen zu ſeyn ſchien, der das Landleben und die Wirthſchaft weiter nicht kennt, als von dem Garten her, wo er mit ſeinen Freunden ſcherzte, und aus den Eklogen des Virgils; dieſer unglückliche Mann ward in ein elendes Dorf, unter eine Menge ungeſitteter Bauern, zum Ackerbaue verſtoßen, um alle Jahre wenigſtens zweymal in Gefahr

zu seyn, zu ersaufen oder zu verhungern. Hat er es itzt wohl viel besser, da er an einem Orte lebt, wo niemand im Ansehen ist, als der Schweine mästet, und wo er unter der Kabale eines geistlichen Hofs leiden muß, welche deste gefährlicher ist, da sie von Weibern und von kleinen Durchlauchten unterstützt wird? Denken Sie an H**, das kleine süße Männchen, der seine Freunde über alles, nur sein Mädchen mehr, als seine Freunde, liebte; welcher fleißig war, um der Welt reizend zu sagen, wie angenehm es sey, zu lieben, zu küssen, und müßig zu gehen. Ist er itzt wohl glücklicher, als Sie? Ist es wohl G** mehr, als H**? Bedauern Sie G** nicht, dem sein Amt mehr als die Hälfte des Tages raubt, die er seiner Freundinn, seinem Witze und seinen Freunden wünscht. E** ist vielleicht noch am glücklichsten, da der Wein in H** wohlfeiler ist, als in Leipzig, und da er vielleicht immer noch einen Freund findet, der den Wein erträglich macht. Soll ich von mir noch etwas sagen? Kommen Sie zu mir, und sehen Sie mich. Ich schreibe diesen freundschaftlichen Brief auf einem Konvolute Akten, durch welches ein ganzes Dorf unglücklich gemacht werden soll. Ich habe diesen Morgen die Thränen eines Mannes ausgehalten, dem Unrecht geschieht, und dem ich doch nicht helfen kann. Vielmals kostet es mich Gewalt, die Thränen zu verbergen, die meinen harten Beruf schimpfen würden. Und die meisten meiner Freunde haben mich verlassen! Und Sie, mein Liebster, wollen seufzen, daß Sie in der Gesellschaft Ihrer artigen Schwestern, unter Freunden, die Sie durch ihre Gefälligkeit sich verbinden, vor den Augen einer Jugend, die Sie für die Nachwelt heranziehen, daß Sie bey diesen Umständen einige Stunden auf die Untersuchung wenden müssen, welche Sylben lang, und welche

kurz

kurz sind? Bedenken Sie Ihr Unrecht! Haben Sie Mitleiden mit mir; wenigstens verlangen Sie von mir keines. Je mehr ich der Sache nachdenke, je mehr finde ich, daß Sie kein Mitleiden verdienen, und daß Sie noch zu beneiden sind. Künftig schreibe ich Ihnen Neuigkeiten, itzt will ich schließen. . . .

Sind Ihnen diese Verse bekannt?

Deux Henrys immolés par nos braves Ayeux,
L'un à la liberté, et Bourbon à nos Dieux,
Nous animent, Louis, à pareille entreprise.
Ils revivent en Toi ces anciens Tyrans!
Crains notre desespoir. La Noblesse a ses Guises,
Paris des Ravaillacs, le Clergé des Clemens *).

Diese Verse sind im letzten Oktober zu Paris an das Hotel Dieu und à la Porte du Palais angeheftet gewesen. Hätte man wohl diese Verwägenheit von einem Franzosen wider seinen bien aimé vermuthen sollen? Der König ist aus Empfindlichkeit über das Mißvergnügen seiner Unterthanen krank geworden. Königlicher konnte er sich an diesem Muthwillen kaum rächen. Ne vltimae quidem sortis hominum conspiratione et periculo caruit, sagt Sueton vom August, den Rom liebte. Sehen Sie, mein liebster Schlegel, daß ich neben den Steuerausschreiben auch den Sueton lese. Ich muß aufhören; sonst schreibe ich Ihnen bey dieser Gelegenheit eine Stelle aus dem Homer hin, die in der Feder eines deutschen Steuerrevisors etwas Widernatürliches seyn würde.

*) Der 5te Jänner 1757 hat diese unmenschliche Ordnung wahr gemacht.

Grüßen Sie Ihre Schweſtern, und leben Sie glücklich.

- - - - Tibi Di, quæcunque precēris,
Cōmmōdā dent. Ita Vir bonus es, cōnviváque cāris!

War das recht ſcandirt, Herr Præceptor? Ich bin unverändert

der Ihrige,
Rabener.

Mein liebſter Herr Steuerreviſor,

Freylich iſt es lange, daß ich nicht an Sie geſchrieben habe. »Schlimm genug für Sie,« werden Sie ſagen, »daß Sie die Pflichten der Freundſchaft nicht beſſer beobachten.« Sie haben ganz Recht. Schelten Sie immer auf mich; ich will Ihnen ſelbſt helfen, wenn Sie Ihre Zunge noch nicht recht aufs Schelten eingerichtet haben. Ich will zwar Ihnen das gar nicht ſtreitig machen, daß Sie ein ſträfliches Amtsgeſicht anzunehmen wiſſen; doch das werden Sie mir auch hinwieder nicht ſtreitig machen wollen, daß ich, als ein erfahrner anderthalbjähriger Schulmann, in dieſer Kunſt noch weiter gekommen ſeyn muß. Wie kann ich alſo wohl mein langwieriges Stillſchweigen beſſer gut machen, als wenn ich mich erbiete, Ihnen mit meinem Amtsgeſichte wider mich ſelbſt beyzuſtehen.

So laſſen Sie uns zuſammen in Gemeinſchaft auf mich ſchmälen, recht tüchtig auf mich ſchmälen. Doch worüber wohl? Was meynen Sie? Ueber Faulheit?

Das

Das wiſſen Sie ſelber wohl, daß dieſer Vorwurf mich nicht trifft. — Nun denn! Ueber Kaltſinnigkeit in der Freundſchaft? Ich bin ſicher, daß auch davon Sie ſelber mich freyſprechen werden. — So viel ich herumdenke, kann ich doch in der That mich auf ſonſt nichts beſinnen, als darauf, daß ich ſo ſehr viel zu thun habe; denn das kann ich freylich nicht leugnen.

Wie ſollt' ich dieſes leugnen können,
Da mich, der ich mich ſonſt zur Braut vom Buche ſtahl,
Itzt Schularbeiten ohne Zahl
(Freund, denke, für ein Herz, das ſich in ſeiner Wahl
So glücklich preiſet, welche Qual!)
Des Tages oft von meinem Muthchen trennen;
Für meine Zärtlichkeit mir Armen nicht einmal
Nur halbe Viertelſtunden gönnen?
Mir iſt, mein Freund, nicht wenig leid,
(Denn dieß hat mir vordem die Amme prophezeiht)
Daß mich die Schnitzer einſt ermorden;
Doch bin ich, wie du ſiehſt, zur Zeit
Noch nicht ein Märtyrer von der Grammatik worden.
Itzt eben bin ich nur, dem Himmel ſeys gedankt,
Den Schnitzern, die ſchon oft auf meinen Tod geſonnen,
Und wider mich Verſchwörungen entſponnen,
Geſund und unverletzt entronnen.
Wenn mir das Haupt ſchon ſchwer vom Schlafe ſchwankt,
So muß ich noch von allen Seiten
Mit einem Muthe, der nicht wankt,
Mit neuen Wörtermonſtren ſtreiten,
Und mich durch Schnitzer durcharbeiten;

Doch iſt das ſchlimmſte noch, daß ſich um meine Zeiten
Der Autor mit dem Schulmann zankt.
In Leipzig waren beßre Zeiten ; ; ;
Doch war da wohl ein Muthchen? Nein!
Wie konnten ſie denn beſſer ſeyn?
Sollt' ich itzt wieder rauſchen? Nein!
Und wenn ſie auch noch zehnmal beſſer wären;
So würd' ich ſie doch nicht zurückbegehren.

Das arme Muthchen, ob es gleich mit mir in Einer Stube wohnt, ſo iſt ſie doch bald nicht beſſer daran, als ob ſie in einer Einſiedeley wäre, oder neben einer Bildſäule ſäße. Da ich ſo wenig mit dieſer meiner guten Frau reden kann; ſo werden mir ja wohl meine Freunde nicht anſinnen, daß ich mit ihnen mehr reden ſoll. Ich bin ohnedieß geſtraft genug: denn ich muß faſt den ganzen Tag korrigiren; und gleichwohl liegt mir mehr daran, mich mit meinem Muthchen zu unterhalten, als immermehr einem Knaben an einer Mahlzeit liegen kann, die er zur Strafe entbehren ſoll. Sehen Sie; ſo gar itzt, da ich von ſo langen Zeiten her mich mit dem Vorſatze herumtrage, an Sie zu ſchreiben, kann ich für dießesmal doch nicht weiter kommen, weil mich Banier abfordert, den ich, wie Sie wohl wiſſen werden, überſetze, und mit erſtaunlich gelehrten Anmerkungen begleite. Wenigſtens wimmelu ſie von Citatis, daß ich mich ſelbſt nicht enthalten kann, die Stirne davor in finſtre Runzeln zu falten. Welch eine Beſchäfftigung für einen alten Freund der Poeſie, der des Umgangs mit poetiſchen Schriften ſo gewohnt iſt! — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
—

— — — — — — —
— — — — — —

Ihr

redlicher Freund,
Schlegel.

Leipzig, am 7. Junii, 1752.

Ich glaube, ich bin Ihnen noch auf einen Brief eine Antwort schuldig. Nicht wahr? Und was stund denn in Ihrem Briefe? . . . Aber was das für ein Gesicht ist, das Sie machen? Einen Brief kann man ja wohl verlieren; und Leute, wie ich, verlieren sie manchmal mit Fleiß, damit sie Gelegenheit haben, von ihren weitläuftigen Geschäfften und ihrer amtsmäßigen Zerstreuung ein paar große Worte zu seufzen. Wie gesagt, Ihren Brief habe ich verloren, und wenn Sie etwa nichts an mich zu schreiben wissen, so will ich Ihnen die Erlaubniß geben, mir darüber mit einer sträflichen Schulmiene eine tüchtige Lektion zu geben.

Wissen Sie denn, daß ich in vierzehn Tagen die Welt mit acht und zwanzig Bogen Witz in groß Oktav beseligen werde? Wie gern hätte ich Ihnen vorher das Koncept zugeschickt! Aber es war nicht möglich, Giseke und Gellert haben es in Ihrem und in aller Freunde Namen thun müssen. Die ganze Sammlung besteht aus satyrischen Briefen. Gellert ist mit allem ganz wohl zufrieden, nur mit den Stellen nicht, wo die Satyre mit Poeten frevelt. G** ärgert sich über nichts, als wenn ich der Chicane spotte. F** hat mich auf eine

sehr

ſehr feine Weiſe betrogen, daß ich zwo Stellen habe wegſtreichen müſſen, wo der Würzkrämer gedacht war. M*, der ſich bey der Cenſur ſehr vernünftig aufgeführt, hat doch gebeten, daß ich einmal Philoſoph, und ein paarmal Magiſter, und noch einmal Präſident habe wegſtreichen müſſen. Werden Sie es wohl, mein lieber Schlegel, leiden können, wenn vom Scandiren etwas darinnen ſteht? Und was wird C** zu den Satyren wider unwürdige Geiſtliche ſagen, da er in meiner letzten Vorrede einen ganz unſchuldigen Ausdruck, der dieſe Materie betraf, nicht leiden konnte? Wie wird es mir ergehen, wenn ein jeder ſonſt mit allem zufrieden iſt, und nur um deswillen mit mir unzufrieden, daß ich das Lächerliche ſeiner Kollegen nicht ſchone? Kann ein Vernünftiger etwas dafür, daß er Narren unter ſeinen Kollegen hat? Und was für Einwürfe muß ich von meinen mürriſchen Leſern beſorgen, da meine vernünftigen Freunde ſo bedenklich ſind? — Leben Sie wohl! Grüſſen Sie Ihre lieben Schweſtern, und lieben Sie mich, wie ich Sie.

Rabener.

Am 10. Julius, 1752.

Mein liebſter Rabener,

Wie liſtig ſind Sie! Sie geben vor, daß Sie meinen letzten Brief verloren hätten. Sie denken, ich ſoll gleich in die Amtshitze gerathen, und darüber wollten Sie ſich ſodann luſtig machen. Nein! die Freude ſollen Sie nicht erleben, mich in der Geſtalt eines kleinen Präceptors zu ſehen. Sie könnten wohl gar die geheime Abſicht

ſicht dabey haben, in Ihrem nächſten Bande von Satyren einen Schulmeiſter nach dem Leben zu zeichnen, und in dieſer Abſicht mich dazu reizen wollen, daß ich Ihnen die Züge zum Gemälde an die Hand geben ſolle; denn einem ſo ſchlimmen, ſo ſatyriſchen Manne, wie Sie ſind, kann man ſolche kleine Bosheiten wohl zutrauen. Aber nehmen Sie mirs nicht übel; ſo gern ich mich in meiner Freunde Schriften verewigt ſehe, ſo mag ich es doch in den Ihrigen nicht ſeyn: denn der Lobredner möchte neben dem Satyrikus nicht gut abſtechen; und unſterblich die ſpäteſte Nachwelt noch zu lachen machen, das iſt eine gar zu traurige Unſterblichkeit, als daß ſie meine Ehrbegierde reizen ſollte. Sie erlangen alſo Ihren Endzweck nicht, und ich bin liſtiger, als mein Freund Rabener; das kützelt meine Eigenliebe nicht wenig.

Ich glaube gar, daß Sie ſich einbilden, ich bin wie diejenigen von meinen Herren Confratribus, die, wenn ſie in Gefahr gerathen, in der Predigt ſtecken zu bleiben, zum Schmälen ihre Zuflucht nehmen? Nein! ſo arm und erſchöpft bin ich noch nicht; und wenn gleich mein Witz bey dem Weller und Laugen leicht in Gefahr geräthen könnte, ſo ſoll es dießmal doch, bloß Ihnen zum Trotze, nicht geſchehen.

Wovon ſoll ich nun zuerſt mit Ihnen reden? Von Ihren Schriften, oder von meiner Braut? Der Bräutigam muß es doch wohl dem Autor zu Gefallen thun, und ihn ein wenig mit dem Lobe ſeiner Schriften tröſten, damit er ihn nicht gar zu ſehr kränke, es ihm nicht allzu lebhaft zu empfinden gebe, daß er ein Autor ohne Mädchen iſt. Eine faſt unerhörte Sache, deren

Sie

Sie sich freylich schämen sollten, da sie wider alle Regeln läuft.

Ich muß Ihnen also sagen, daß Sie in diesem dritten Bande von sich selbst sind übertroffen worden. Das werden Sie doch lieber leiden, als wenn Sie ein anderer übertroffen hätte. — — — — — — — — — — — — — —

Alles, was nur hier lesen kann, liest und bewundert Sie, und mein Exemplar ist aus einer Hand in die andere gewandert, und, seit ichs habe, wenig zu Hause gewesen. Werden Sie bald vortheilhaftere Begriffe von einem Winkel der Erde bekommen, von dem Sie vielleicht mit andern geargwohnet, daß da bloß die Schulweisheit das Monopolium der Bewunderung und des Lobes haben könne? Der kleine Roman von der Jungfer, die Sie auslooſen wollen, hat mir besonders gefallen. Wirklich ist Ihre Kunst in der Mannichfaltigkeit der Briefe nach den verschiednen Charaktern sehr glücklich gewesen. Nach diesem ist der Roman von dem Fräulein, das Großvater und Enkel zugleich vor ihren Füßen seufzen sieht, mein Günstling. Kurzum, ich wünschte, daß Sie alle Messen die Welt mit einem solchen Bändchen beschenkten. Fast dürfte ich auf den Einfall gerathen, Sie in allen Zeitungsblättern im Namen der Welt darum zu bitten. Sie würden ja doch nicht so hart seyn, und die Welt umsonst bitten lassen, ob Ihnen gleich dabey bange genug werden sollte. Ich habe es immer gedacht, daß es ums Berühmtseyn eine schlimme Sache sey, und daher ist mein Witz auch so weislich faul, damit das Publikum mich vergesse, wie ich das Publikum vergessen habe. — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — —

Ich bin ewig

Ihr

zärtlicher Freund,
Schlegel.

Mein liebſter Schlegel,

Ich habe noch immer einige Hoffnung gehabt, Sie an Ihrem feyerlichen Tage zu überfallen. Aber nun iſt dieſe angenehme Hoffnung ganz verloren. Ich habe eine Menge von Arbeit vorgefunden, welche mich hindert, vor dem erſten Oktober wieder nach Leipzig zu kommen. Sie kennen mich. Ich will Ihnen um deswillen keine weitläuftigen Verſicherungen geben, wie ungern ich von Ihnen wegbleibe. Es gehe Ihnen und Ihrer Braut beſtändig wohl! Weitläuftiger will ich auch nicht wünſchen; ſonſt ärgere ich mich nur, daß ich es nicht mündlich wünſchen kann.

Ich lebe hier in einer traurigen Einöde unter überhäufter verdrüßlicher Arbeit, und habe keinen Menſchen im ganzen Städtchen, mit dem ich von etwas andern, als von Steuern, vom naſſen Wetter und vom Dauphin reden könnte. Es macht mich dieſes, ſogar in den müßigen Stunden, ſo verdrüßlich, daß ich nicht einmal vermögend bin, in einem vernünftigen Buche mit Aufmerkſamkeit zu leſen. Ich habe einen ziemlichen Vorrath davon mitgenommen, und ſie ſind mir ganz unnütz.

Quorſum pertinuit ſtipare Platona Menandro?
Eupolin Archilocho? comites educere tantos?

Das

Das waren alſo zwo Zeilen Latein, dergleichen in dieſem Städtchen wohl ſeit der Reformation nicht geſchrieben worden. Ich habe mein Quartier bey einem wohlhabenden Bürger, der mir die beſte Stube eingeräumt hat, die einer Schirrkammer *) ähnlicher ſieht, als einer Wohnſtube, und, welches wohl zu merken iſt, kein Fenſter hat. Aber ich ärgere mich, daß man auswärts erfahren ſoll, wie ſchlecht mein itziger Aufenthalt iſt. Ich ſage Ihnen alſo kein Wort mehr. Empfehlen Sie mich allen Freunden, und beſonders Ihrer lieben Braut und Ihren lieben Schweſtern. Doch noch Eins! Ich habe in meinem Quartiere verſchiedene Bücher gefunden, die ſie ſich für einen Seifenſieder ſchicken; denn das iſt mein Wirth. Unter andern: Lebens- und Liebesgeſchichte der Jenny Cameron, Grand-Maitreſſe des Prätendenten. Ich habe es ganz durchgeleſen, beſonders die ſchöne Poeſie, mit der das Buch durchwirkt iſt. Unter andern ſeufzt ein Liebhaber, der ſchon den Strick der Verzweiflung um den Hals hat:

Gieb mir demnach mir einen holden Blick,
Sobald mir heut zur Mittagstafel kommen.
An dieſem hängt mein Wohlſeyn, Heil und Glück.
Nie wird der Schmerz, der mich reſtirt, entnommen.
Ich hoffe, und hoffe; bey renderen Hoffen
Wird endlich der Endzweck nach Wunſche getroffen.

Um deswillen verharre ich

Ihr

Geithain bey Rochlitz,
den 29ſten Auguſt, 1782.

aufrichtiger
Rabener.

*) In Sachſen wird diejenige Kammer ſo genannt, wo das Pferdegeſchirr aufbehalten wird.

Leipzig, am 15. Febr. 1758.

Den heutigen Tag habe ich bloß meinem Vergnügen gewidmet. Und welchem? Rathen Sie einmal. Dem königlichen Burgunder? Nein. Vielleicht beſuche ich meine Mädchen nach der Reihe? Das ließe ſich eher hören, und doch müſſen Sie beſſer rathen. Vielleicht bin ich Berufs wegen beſchäfftigt, das Land zu drücken, und als ein allerunterthänigſter treugehorſamſt pflichtſchuldigſter Steuerreviſor für meinen König einem armen Bauer aus ſeinem Kober den letzten Biſſen Brodt zu reiſſen, den er für eine kranke Frau und ſechs hungrige Kinder geborgt hatte? Ja, mein Herr, das ſollte wohl ſeyn; aber heute bin ich für dergleichen theure Pflicht zu menſchenfreundlich. Sie errathen es alſo nicht? Ich muß es Ihnen wohl ſelbſt entdecken. Quirinizo *). Ich ſchreibe heute an die halbe Welt, um geleſen und beantwortet zu werden. Ich habe heute an Cramern zween Bogen voll freundſchaftliches Nichts geſchrieben; nach Kopenhagen, nach Hamburg, nach Braunſchweig, nach Dresden, nach Bernſtadt in Schleſien habe ich nichts Wichtigers geſchrieben, und nun fange ich auch an, mit Ihnen zu pläudern. Iſt dieſer Tag nicht für mich ein vergnügter Tag?

Ich habe mich ſeit meiner Rückreiſe an die angenehmen Augenblicke erinnert, die ich in Ihrer und der Frau Liebſte Geſellſchaft gehabt. Auf dieſe neue Bekanntſchaft bin ich ſtolz, recht ſehr ſtolz, und Ew. Hochwohl-

*) Den Kardinal Quirini nennte man wegen ſeines unermüdeten Eifers, Briefe zu ſchreiben, den Cardinalem epiſtolarem.

wohlehrwürden sind ein vollkommen überzeugender Beweis von der liebreichen Vorsorge des Himmels, welcher gemeiniglich die liebenswürdigsten Weiber für diejenigen Männer aufhebt, die sie am wenigsten verdienen. Ich würde es nicht wagen, Ihnen diese Schmeicheley ins Gesicht zu sagen, wenn ich nicht Ihrer Billigkeit zu trauete, daß Sie selbst davon überzeugt wären. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau zu beständiger Freundschaft aufs beste. — — — — — Wollen Sie das nicht thun? Gut; so muß ich zu Ihnen reisen, wenn Sie die Inspektion haben, und muß mich ihr selbst empfehlen. Der Einfall gefällt mir. Empfehlen Sie mich also nur nicht; ich will es mündlich thun. Wie traurig werden Sie alsdann vom obersten Tabulate herunterschielen! so traurig, wie auf die Tische ein armer hungriger Knabe schielt, den Sie, Grausamer, ganz cariren lassen. — — — — —

— — — — — — —

Herr D* ist ein Bräutigam mit ***. Kennen Sie das Frauenzimmer? Wenn Tugend und Liebe eine glückliche Ehe machen, so muß diese Ehe die glücklichste seyn: ich wenigstens wünsche mir in Ansehung dieser beiden Punkte niemals eine glücklichere Wahl. Sollten Sie wohl meynen, daß ein Steuerrevisor so ehrlich denken könnte? Warum nicht? Denken kann er wohl so! Ihn sollten Sie meinen lieben D* sehen; er sieht so süß wie ein Chorengel. Die ganze runde Welt ist seine; voll Entzückung wadet er durch alle Pfützen; den ganzen Tag über ist sein Mund spitzig und küssend; er schwimmt im Vergnügen. O! daß man doch nicht zeitlebens Bräutigam seyn kann; ich würde es noch diesen Abend. —

— — — — — — — —

Das wird alles seyn, was ich Ihnen zu schreiben habe.

Vom

Vom römiſchen Könige iſt hier alles ſtill: denn itzt redet die ganze Stadt von nichts, als von den Elephanten, Kameelen, Trampelthieren, Pferden und andern vernünftigen und unvernünftigen Beſtien, die die letzte Oper in Dresden prächtig gemacht haben.

Verum equitis quoque iam migrauit ab aure voluptas
Omnis ad ingratos oculos, et gaudia vana.
Quatuor aut plures aulaea premuntur in horas;
Dum fugiunt equitum turmae, peditumque cateruae.
Mox trahitur manibus regum fortuna retortis,
Effeda feſtinant, pilenta, petorrita, naues:
— — — — — —
Si foret in terris, rideret Democritus, ſeu
Diuerſum confuſa genus panthera camelo,
Siue elephas albus vulgi conuerteret ora!

Wäre das nicht Latein, ſo würde mancher Kammerherr in Dresden glauben, Horaz, den Seine Excellenz nicht kennen, hätte dieſe Satyre ausdrücklich auf die letzte Oper gemacht. — — — — — — — — — — Gleich fällt mir ein, daß in Ihrem letzten Briefe auch Verſe waren, die ich, proſaiſcher Laye, nicht beantworten kann. Da die Reime die Seele der Verſe ſind, (videatur G** per totum) ſo will ich es Ihnen wenigſtens mit Reimen vergelten. Die Gedanken ſind ein ganz kleiner Nebenumſtand, dafür ſorgen Sie. Hier ſind die Reime:

Schuld,	Vorzimmer,
Geduld.	dümmer!
borgen,	Excellenz —
morgen.	Peter Squenz.
Kammerherr,	theuer,
Wucherer.	Steuer.
Beſte,	Papier,
reiche Weſte.	dafür.
Witz,	Kaſtrate,
unnütz.	Gnade.

Aber nun ſchließe ich im ganzen Ernſte, und bin ꝛc.

Rabener.

Am 3. Sept. 1753.

Liebſter Herr Oberſteuerſekretär,

Ich habe ſchon lange ſtudirt, wie ich einen Brief vom 15ten Febr. mit guter Manier am 3ten Sept. beantworten könnte, ohne daß ich mich gar zu ſehr zu ſchämen brauche, und wie ich es anfangen wolle, daß ich Ihnen zum Antritte einer neuen Station Glück wünſche, da Sie vielleicht ſchon wieder im Begriffe ſtehen, dieſelbe mit einer höhern zu vertauſchen: denn wenn Sie bald in H***s Stelle einrücken wollen, ſo muß es mit Ihren Veränderungen ſehr eilfertig zugehen. Ich ſinne vergebens; mein Witz will mir gar nicht zu Hülfe kommen; es ſey nun, daß er ſchon zugeſetzt worden, die Vertheidigung einer ſchlimmen Sache über ſich zu nehmen, oder, welches auch möglich ſeyn könnte, daß er

ſich

ſich unter den Folianten, die mich zeither umlagert gehalten, verloren hat.

Denn ich bin itzo ſo gelehrt,
Daß man nur paginas aus meinem Munde hört,
So grundgelehrt, daß ich oft vor mir ſelbſt erſchrecke,
Daß ich vom Morgen an bis in die ſpäte Nacht
In einer Bücherburg als eingekerkert ſtecke,
Ganz wie die Griechen riech' und ſchmecke,
Und meine Frau im Traum, wenn ich mich ſatt gewacht,
Oft mit Hiſtorien aus dem Plutarche wecke.
So ein ſolider Mann iſt der, der Noten macht!
Trotz ſey itzt jeglichem geboten,
Der mich und meinen Fleiß verlacht!
Ich macht' ihn gleich mit einem Dutzend Noten
Zum unbeleſnen Idioten.

Alſo fürchten Sie ſich, mir über mein Stillſchweigen Verweiſe zu geben! Ich würde in aller Eil über Ihre Vorwürfe Noten machen; und ein Notenmacher kann noch beſſer ſchimpfen, als ein Kunſtrichter. In der That habe ich dieſen ganzen Sommer hindurch, als ein Baugefangener, in dem Schutte alter Folianten und Quartanten herumwühlen müſſen.

Ich ſitze noch, wenn ſich der Tag zur Ruhe neiget;
Ich ſitze noch um Mitternacht,
Wenn nebſt mir kein Geſchöpf, als nur die Eule, wacht;
Spähe einen Namen aus, von dem Gyraldi ſchweiget;
Und blättre mit Geduld, und leſe mit Bedacht,
Von einem Gott des Alterthumes,

Den nicht Hygin erwähnt, ſo gar trotz ſeines Ruhmes
Der große Voſſius kaum kennt,
Und Auguſtin nur im Vorbeygehn nennt,
Von dem verlegnen Gott des grauen Alterthumes,
Tutan, Homogyrus, Telerion, Montin,
Vervaktor, Aeſculan, Aurin,
Und Argentin, und Limentin,
Und Statilin und Fabulin,
Mich zuverläßig zu verſichern,
In großen und in kleinen Büchern.

Schwindelt Ihnen, liebſter Freund, nicht der Kopf be
den ſeltſamen Namen? Ich mag ja aufhören, Ver
zu machen, wenn ich mich nicht um meinen witzige
Namen bringen ſoll: denn ich fühle es ſelbſt an de
Geburt, daß es kleine Mißgeburten ſind. Itzt möch
mich niemand zwingen, Verſe zu machen. Ich gla
be, aus Mangel poetiſcher Gedanken, fiele ich in de
Angſt auf den deſperaten Einfall, den Feſtus, oder au
der Kollegenſchaft wegen, noch lieber den Paulus Di
konus, in Reime zu bringen. Meine Frau ſehe un
höre ich nicht: und wenn ſie mich liebkoſt, ſo erzäh
ich ihr die Schnitzer, welche Montfaucon gemacht ha
oder antworte ihr mit einem Citato aus dem Athenäu
oder Pauſanias.

Mein Rabner, wie gefällt dir das?
Sie hat ſichs ernſtlich vorgenommen:
Sie will zunächſt bey meinem Dintefaß
Mit ihrem erſten Sohn, ganz vom Pauſanias,
Grav, Gronov, Montfaucon umſchanzet, nieder
kommen.
Nicht wahr, mein Freund, das wäre was.

Da

Das eitel, damit es noch die ſpäte Nachwelt wüßte,
Sein Leichenprediger mit Ruhm gedenken müßte?

Wird das nicht ein gelehrter Junge werden, wenn ihm gleich bey ſeiner Ankunft auf die Welt die mythologiſchen Dünſte in den Kopf ſteigen? — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

Ich bin ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Dresden, den 10. Merz, 1754.

Mein allerliebſter Schlegel,

Iſt es Ihr Ernſt, daß Sie den Brief nicht bekommen haben, worinn ich Ihnen, ob wohl nur mit wenig Zeilen, den richtigen Empfang des Ihrigen meldete? Ich habe ihn wirklich geſchrieben, und der Himmel weis, wo dieſer Brief ſie ſuchet. Inzwiſchen iſt nicht viel daran verloren.

Ich freue mich über Ihre Veränderung, und wünſche Ihnen tauſend Glück und tauſend Vergnügen dazu. Aber ſie haben mir zu wenig gemeldet. Holen Sie das nach, ſo bald Sie Zeit haben. — —
— — — — — — —

Auch zu Ihrem Jungen wünſche ich Ihnen und Ihrer guten Frau tauſend Glück. Der Himmel ſchenke ihm alle Tugenden der Mutter und bewahre ihn vor allen

Fehlern seines Vaters. Das ist der größte Segen, den ich ihm wünschen kann. Vermuthlich wird er ein Kunstrichter werden, weil er witzige Schriften zerreißt, ohne sie zu verstehen. Merken Sie doch darauf, was für Blätter er aus meinen Schriften herausreißt. Ich glaube, daß sie seine künftigen Schoosfehler daraus abnehmen können. Denn vermuthlich werden es die seyn, deren Tadel er schon so früh zerreißt. — — —

Gieseke hat mir sehr freundschaftlich und weitläuftig geschrieben. — Von unserm ** habe ich auch Briefe. Ich sehe seinen Abzug ungern. Ist es freundschaftlicher Eigennutz? Oder ist es eine gegründete Besorgniß, daß ihm diese Veränderung nicht vortheilhaft seyn werde? Das weis ich noch nicht. Leben Sie wohl. Ich bin allemal

Ihr

aufrichtiger

Rabener.

Dresden, am 24. Febr. 1758.

Mein liebster Schlegel,

Ich habe Ihren Brief richtig erhalten, — — — — — — — — — —

Ich befinde mich gesund, aber das ist auch alles Gutes, was ich melden kann. Sie werden einen Theil unsrer unglücklichen Umstände wissen; aber nicht alle unsre Noth können Sie wissen, und wenn Sie solche auch wüßten, so würden Sie doch den wenigsten Theil davon glauben. Perfer et obdura. Sehen Sie, mein lieber

lieber Schlegel, vor Angſt rede ich Latein, ſo wie ich, in guten Zeiten, bey einem Glaſe Wein vor Freuden franzöſiſch redete. Sie werden auch wiederkommen, dieſe guten Zeiten. Aber wann? Und wer wird ſie erleben? Gott weis es, und wenn ich binnen der Zeit nicht die äußerſten Unfälle erfahren muß, will ich ihm dafür danken. Sie würden kaum Ihren Rabener mehr kennen, ſo niedergeſchlagen und mürriſch bin ich itzt; und wenn ich einmal von ungefähr über meine Schriften komme, ſo wundere ich mich, daß ich jemals ſo aufgeräumt habe ſeyn können. Nicht für mich allein, ſondern noch für meine hieſigen und auswärtigen Freunde bin ich niedergeſchlagen und traurig. Bey unſrer hieſigen Noth ſind wir noch darinnen glücklich, daß wir an unſerm Kommendanten, dem Generalmajor von Fink, einen glimpflichen und vernünftigen Mann haben, welcher, wenn es auf ihn ankäme, uns lieber Gutes thun, als harte Befehle an uns vollſtrecken würde. Aber das arme Leipzig! Und was werden unſre Freunde in Halle, in Halberſtadt, in Quedlinburg, in Braunſchweig, in Lüneburg und ſonſt ausgeſtanden haben? Einen ganzen Band Satyren will ich auf die Feinde ſchreiben, ſo bald Friede iſt; aber zween Bände auf uns Sachſen; und kaum werden zween Bände zureichen, alle die Wahrheiten zu ſagen, durch welche wir uns unglücklich gemacht haben, noch in dieſem Augenblicke immer unglücklicher machen, und, nach allen Anſtalten zu urtheilen, künftig noch unſer Unglück vermehren werden. Les abus de l'autorité rendoient la corruption neceſſaire; la corruption produiſoit la lacheté, le luxe et l'extinction de toute vertu etc. Les ſujets etc. pour revenir à leurs anciens principes d'honneteté et d'amour du

Fehlern seines Vaters. Das ist der gröſste Segen, den ich ihm wünschen kann. Vermuthlich wird er ein Kunstrichter werden, weil er witzige Schriften zerreiſst, ohne sie zu verstehen. Merken Sie doch darauf, was für Blätter er aus meinen Schriften herausreiſst. Ich glaube, daß sie seine künftigen Schoosfehler daraus abnehmen können. Denn vermuthlich werden es die seyn, deren Tadel er schon so früh zerreiſst. — — —

Gieseke hat mir sehr freundschaftlich und weitläuftig geschrieben. — Von unserm ** habe ich auch Briefe. Ich sehe seinen Abzug ungern. Ist es freundschaftlicher Eigennutz? Oder ist es eine gegründete Besorgniß, daß ihm diese Veränderung nicht vortheilhaft seyn werde? Das weis ich noch nicht. Leben Sie wohl. Ich bin allemal

Ihr

aufrichtiger

Rabener.

Dresden, am 24. Febr. 1758.

Mein liebster Schlegel,

Ich habe Ihren Brief richtig erhalten, — — — — — — — — — — — —

Ich befinde mich gesund, aber das ist auch alles Gutes, was ich melden kann. Sie werden einen Theil unsrer unglücklichen Umstände wissen; aber nicht alle unsre Noth können Sie wissen, und wenn Sie solche auch wüßten, so würden Sie doch den wenigsten Theil davon glauben. Perfer et obdura. Sehen Sie, mein lieber

lieber Schlegel, vor Angſt rede ich Latein, ſo wie ich, in guten Zeiten, bey einem Glaſe Wein vor Freuden franzöſiſch redete. Sie werden auch wiederkommen, dieſe guten Zeiten. Aber wann? Und wer wird ſie erleben? Gott weis es, und wenn ich binnen der Zeit nicht die äußerſten Unfälle erfahren muß, will ich ihm dafür danken. Sie würden kaum Ihren Rabener mehr kennen, ſo niedergeſchlagen und mürriſch bin ich itzt; und wenn ich einmal von ungefähr über meine Schriften komme, da wundere ich mich, daß ich jemals ſo aufgeräumt habe ſeyn können. Nicht für mich allein, ſondern noch für meine hieſigen und auswärtigen Freunde bin ich niedergeſchlagen und traurig. Bey unſrer hieſigen Noth ſind wir noch darinnen glücklich, daß wir an unſerm Kommendanten, dem Generalmajor von Fink, einen glimpflichen und vernünftigen Mann haben, welcher, wenn es auf ihn ankäme, uns lieber Gutes thun, als harte Befehle an uns vollſtrecken würde. Aber das arme Leipzig! Und was werden unſre Freunde in Halle, in Halberſtadt, in Quedlinburg, in Braunſchweig, in Lüneburg und ſonſt ausgeſtanden haben? Einen ganzen Band Satyren will ich auf die Feinde ſchreiben, ſo bald Friede iſt; aber zween Bände auf uns Sachſen; und kaum werden zween Bände zureichen, alle die Wahrheiten zu ſagen, durch welche wir uns unglücklich gemacht haben, noch in dieſem Augenblicke immer unglücklicher machen, und, nach allen Anſtalten zu urtheilen, künftig noch unſer Unglück vermehren werden. Les abus de l'autorité rendoient la corruption neceſſaire; la corruption produiſoit la lacheté, le luxe et l'extinction de toute vertu etc. Les ſujets etc. pour revenir à leurs anciens principes d'honneteté et d'amour du

hien Publie, ils avoient besoin, d'être réveillé par les coups de verge etc. So ſagt der Ket Gordon. Gott gebe, daß er das letzte von uns ge det hat!

Ueber Ihre Familiennachrichten habe ich mich ſe vergnügt; und über Ihre Predigten eben ſo ſehr. E ſind, (ob ich ſie gleich bey einigen Stellen ſcharf kriti ren möchte,) ſo viel ich davon geleſen habe, vortreflic

— — — — — —

— — — — — —

O wenn ſich doch jemand einmal [redacted] meinem Nam mit dem Teufel zanken wollte: denn dem gebe i Schuld, daß er hinter dem ganzen Krieg ſtecke. N kann ich dabey nicht begreifen, warum wir in Dresde darunter ſo viel leiden müſſen, wo der Teufel doch au ſo viel alte gute Freunde hat.

Ich freue mich, Ihren Herrn Bruder auf Oſter hier zu ſprechen. Empfehlen Sie mich ihm, Ihrer li ben Frau, Ihren lieben Schweſtern und allen gute Freunden. Vermuthlich ſind das Ihre Kinder: den ſonſt kenne ich in Z* niemanden. Leben Sie wohl vergnügt und ferner ruhig; ſo ſind Sie weit glückli cher, als Ihr Freund,

Rabener.

Liebſter Freund,

Ihren Brief vom 23ſten May habe ich in Leipzig be kommen. Ich hätte alſo wohl eher antworten können. Aber Sie glauben nicht, mein liebſter Freund, wie we nig

wig Zeit ich habe, an meine Freunde zu ſchreiben, da ich von früh 7 Uhr bis Abends um 7 Uhr in meinem Berufe ſchreiben muß. Freylich gehe ich noch manche Stunde müßig ſpatzieren; aber das iſt auch das einzige, was mich bey Kräften und geſund erhält. Von unſerm Giſeke habe ich geſtern einen ſehr freundſchaftlichen Brief erhalten; vor einigen Monaten auch von unſerm Cramer. Unendlich angenehm ſind mir beide geweſen; aber wenn ich ſie nur mündlich beantworten könnte!

Ich bin, trotz aller meiner Arbeit, geſund und vergnügt: denn das Podagra, von welchem ich ein Kandidat zu ſeyn glaube, halte ich für keine Krankheit. Ich habe Ihnen oben geſagt, wie mein Tag eingetheilt iſt; aber iede Stunde, die ich mir abſtehlen kann, wende ich zur Bewegung und zum Vergnügen an. Ich fahre, ich gehe, ich tanze, ich genieße viele Divertiſſements. Ich habe Geſellſchaften, aber wenige und gewählte. Mit einem Worte, ich lebe glücklich, und, weil es nun mit mir ſtark bergunter geht, ſo will ich, ſo gut ich kann und darf, die Welt genießen, in die ich niemals wieder komme, wenn ich hinaus bin, und mit der ich allemal ſehr zufrieden geweſen. Der Gedanke, daß ich vielleicht bald abtreten muß, iſt bey meinen einſamen und ruhigen Stunden demungeachtet einer von meinen vergnügteſten Gedanken. Sie glauben nicht, wie ſehr mir dieſes meine Heiterkeit erhält. Ueberhaupt hat mich Gott vor vielen meiner Freunde glücklich gemacht. Ich genieße dieſes Glück in voller Maaße. Ich habe ſeit drey Jahren aufgehört zu wünſchen, denn ſeit drey Jahren bin ich in meinem itzigen Amte; wo ich viel, ſehr viel Arbeit habe, die mir aber nicht ſauer wird und mit wenigem Verdruſſe verbunden iſt; wo ich vielen tauſend Unterthanen unbemerkt ihre Steuer-

laſt

last erleichtern kann; wo ich bey meinen Obern und Untern Zutrauen und Freundschaft habe; wo ich, nach dem Verhältnisse meiner Arbeit, nicht reichlich bezahlt werde, aber doch mehr habe, als ich brauche; wo ich, wenn ich heute sterbe, alles in seiner Ordnung hinterlasse; mit einem Worte, wo ich so glücklich bin, daß mir nichts fehlet, als Sie, mein lieber Schlegel, und meine andern freundschaftlichen Beyträger.

Also bin ich, dem Himmel sey Dank! sehr glücklich. Können Sie mich ganz gewiß versichern, daß ich noch glücklicher seyn werde, wenn ich heurathe?

Ich habe von mir so viel geschrieben, daß ich von Sachsens Zustande nicht viel schreiben kann, wie Sie zwar verlangen. Unter einer guten Regierung hoffen wir alles. Ein Kranker, welcher durch seine jugendlichen und vieljährigen Ausschweifungen seinen Körper entkräftet hat, und durch eine zugestoßne heftige und anhaltende Krankheit gänzlich niedergeworfen worden ist, braucht Zeit, Diät und einen guten Arzt. Der Himmel verhüte die Recidive!

** ist — — und — — hier in Dresden. Verlangen sie keine genaue Beschreibung seines Amtes. Es ist so weitläuftig und so wichtig, daß ich nicht weis, ob es sein Körper lange aushalten wird. Er ist der geschickteste, der ehrlichste, der fleißigste Mann. Aber so zu leben, wie er leben muß, das ist Galeerenarbeit; und ich würde ihm rathen, alles aufzugeben, und nur — — zu bleiben; doch wer soll seine Arbeiten verrichten, bey welchen ein ehrlicher, geschickterer und fleißiger Mann so viel Gu-

Gutes ſtiften kann? Er läßt ſich Ihnen aufs freundſchaftlichſte empfehlen.

Grüßen Sie Ihr gutes Mutterchen und Ihre lieben Kinder vielmals, und glauben Sie, daß ich ewig Ihr Freund ſeyn werde.

Am 8. Julius, 1764.

Rabener.

An
Herrn Friedrich von Hagedorn.

Leipzig, am 17. April 1752.

Es haben mich Herr E** und Herr D**, zween Geistliche aus Bern, gebeten, sie Ihnen zu empfehlen. Ich will es Ihnen aufrichtig gestehen, daß ich über diesen Antrag sehr verlegen gewesen bin. Mein Hochmuth verlor zu viel, wenn ich es ihnen abschlug: denn ich hatte seit einem halben Jahre gegen sie mit dem Wohlwollen groß gethan, dessen Sie mich einigemal schriftlich versichert haben, und nunmehr schämte ich mich, diesen beiden Herren merken zu lassen, daß ich Denenselben wieder unbekannt geworden sey. Frontis ad urbanae descendi praemia. Ich habe ihnen ein Empfehlungsschreiben mit einer so stolzen und wichtigen Miene versprochen, daß sie gewiß glauben, ich sey so glücklich, alle Wochen Briefe von Ihnen zu bekommen. Verrathen Sie mich nicht, hochzuehrender Herr. Diese beide Fremde würden eine Art der Achtung gegen mich fahren lassen, die ich nicht gern verlieren möchte, da es Männer sind, deren Gelehrsamkeit und redliches Herz sie unendlich schätzbar machen. Sie sind keine schweizerischen Kundschafter, welche das Land durchzie-

hen

hen und die Sekten des Witzes ausſpähen. Sie ſind ſo unpartheyiſch, daß ſie noch nicht beſtimmen können, wer von beiden, ob B** oder B**, die meiſten Fehler und die meiſten Tugenden habe? Ihre Beleſenheit und ihre Kenntniß des Witzes iſt ſo allgemein, daß ſie die Schriften, welche von der Iliade bis auf den Nimrod in einer langen Reihe folgen, geleſen und mit Geſchmack beurtheilet haben. Laſſen Sie, H. H. nur, dießmal mein Bitten ſtatt finden, und benehmen dieſen beiden Herren das ſchmeichelhafte Vorurtheil nicht, das ich ihnen von Ihrem gefälligen Wohlwollen gegen mich beygebracht habe.

Ich muß mir Gewalt anthun und hier abbrechen, um Ihre Geduld nicht zu mißbrauchen und keinen Empfehlungstraktat zu ſchreiben. Wie viel fällt mir noch ein, das ich gern fragen und ſchreiben möchte! Ich werde mir doch die Freyheit nehmen, noch einmal mit Herr Bohnen zu ſchreiben, um den dritten Theil meines ſatyriſchen Muthwillens Ihrem Schutze zu empfehlen. — — — — — — —

— — — — — — —

— — — — — — —

Und dennoch plaudere ich fort, da ich doch überzeugt bin, daß es wider den Wohlſtand iſt, ſo viel zu ſchreiben? Aber bedenken Sie auch, mein Herr, daß Sie ſeit drey Jahren mit meinen Briefen verſchont geblieben ſind!

Gönnen Sie mir Ihr Wohlwollen künftig, und verſichern Sie Sich meiner vollkommenſten Hochachtung. Ich habe die Ehre zu ſeyn ꝛc.

ꝛc. ꝛc.

Rabener.

Leipzig,

Leipzig, am 22. May 1759.

Ich mache itzt Anstalt, einen ziemlich weitläuftigen Brief an Sie zu schreiben, um mich in den Besitz des Rechts zu bringen, daß Ew. ꝛc. mir gegeben haben, und das ich immer gern mißbrauche, wenn meine Freunde einmal die Uebereilung begangen haben, mir es zu gestatten.

Sie können wohl glauben, daß Ihr Brief vom 7ten May, den ich aber erst heute bekommen habe, mir wegen vielerley Ursachen unendlich angenehm ist. Er würde es schon um deswillen gewesen seyn, da er mich Ihres Wohlwollens versichert und mir die Erlaubniß giebt, Ihnen meine Hochachtung schriftlich zu bezeugen. Für die Aufnahme meiner Bernischen Freunde danke ich Ew. ꝛc. gehorsamst. Ich wünsche, daß Sie bey einem nähern Umgange mit denenselben an ihnen mögen gefunden haben, was sie mir seit einem halben Jahre schätzbar gemacht hat. Sie sind beide sehr ehrliche Leute, das sieht man ihnen gleich an; aber sie sind auch gelehrt und artig, ungeachtet sie sich nicht viel Mühe geben, es beym ersten Anblicke zu scheinen.

Der Beyfall macht mich fast übermüthig, den Ew. ꝛc. meinen satyrischen Briefen geben. Er beruhigt mich wegen meiner Furcht, die ich hatte, man werde ihnen die Uebereilung ansehen, mit welcher ich diesen dritten Theil bey meinem unruhigen Amte seit dem Brachmonate vorigen Jahres ausarbeiten müssen. Eine Entschuldigung, die der Welt zu verdächtig ist, als daß ich sie hätte in der Vorrede anführen können und die mir nur meine Freunde zu gute halten. Noch den vierten Theil wünsche ich mir mit dem Beyfalle der Welt und solcher Kenner, wie Ew. ꝛc. sind, zu Stande zu bringen.

gen. Wie beruhigt will ich mich hernach von dem Platze zurück ziehn, auf den ich mich gewagt habe und welcher dem Glücke und der Ehre eines Autors ſo gefährlich ſeyn kann, wenn er ſich nicht mit der größten Behutſamkeit in dem ehrwürdigen Anſehn eines unparteyiſchen und menſchenfreundlichen Mannes zu behaupten weis. Drey Tugenden, die man den Satyrenſchreibern ſo gern und ſo oft mit Grunde ſtreitig macht! Macht mir dieſer vierte Theil keine Schande, ſo will ich das Vergnügen ganz ruhig und ſtillſchweigend genießen, welches junge Schriftſteller meiner Art Nachruhm nennen, und welches ſie nicht genießen können, wenn ſie bis an ihren Tod ſchreiben. Wie zufrieden will ich alsdann aus meinem kritiſchen Winkel auf die Thoren hervorſehen, die ich nicht gebeſſert habe, und auf die junge Nachwelt von Thoren, welche für die Geißel meines Nachfolgers heranwachſen. Noch viel andre Urſachen machen mir den Entſchluß wichtig, den ich gefaßt habe, mit dem vierten Theile den Lauf meiner Autorſchaft zu vollenden. Ich kann es nicht leiden, wenn ein Satyriker zu mürriſch, zu böſe und zu traurig ernſthaft wird. Ich fühle es, daß ich ſchon itzt mir oft Gewalt anthun muß, dieſe finſtre Miene in meinen Schriften nicht merken zu laſſen, welche mir außerdem bey meinem menſchenfeindlichen Berufe.*) faſt natür-

*) Ich war damals Steuerreviſor im Leipziger Kreyße; welches Amt für einen Menſchenfreund ſehr traurig iſt, da man bey den aufgetragnen Kommiſſionen gemeiniglich nur die drückende Noth der erſchöpften Unterthanen ſieht, ohne ihnen abhelfen zu können; ja wohl oftmals gar Amtswegen gezwungen iſt, dieſe Noth zu verdoppeln. R.

türlich werden will. Kann ich wohl hoffen, daß ich diese Gewalt auch alsdann über mich behalten werde, wenn mich meine Geschäffte und mehrere Jahre noch ungeduldiger machen? Fast werde ich mir lächerlich, daß ich itzt bey, Gottlob, gesünden Fingern und einem Herzen voll satyrischen Muthwillens so ernsthaft von meinem Autorende spreche? Werde ich wohl standhaft genug seyn, meine vernünftigen und billigen Entschließungen zu behaupten, und wenn ich es nicht thue, wie sehr werde ich mich alsdann vor Ew. ꝛc. schämen müssen! Breche ich mein Gelübde, so sind Sie die erste Ursache, wenigstens werde ich es Ihnen am ersten zur Last legen. Ihr Vorschlag zu einem poetischen Romane hat so viel Schönes und Einnehmendes in sich, daß ich sehr wünsche, ihn als ein ganz besonderes Buch zu sehen, und wo möglich, selbst zu arbeiten. Zu dem vierten Theile, an dem ich noch nicht angefangen habe, würde er nicht kommen können, weil dieser Theil nur achtzehn Bogen stark werden soll, und weil ich aus vielerley Ursachen mich hinter meinem Gemälde verborgen halten möchte, um die Feindschaft zu vermeiden, die ich von der halben Autorwelt mir auf den Hals ziehen werde, und die, nach der Feindschaft der Weiber, der Geistlichen und der Zeitungsschreiber, mir die gefährlichste zu seyn scheint. Ich will mich mit dem Plane, den Ew. ꝛc. vorgeschlagen, bekannter machen, und eine Fabel dazu ausdenken, damit diese so nöthige Satyre auch denen angenehm wird, welche entweder zu vornehm, oder zu klein sind, als daß sie auf die lächerlichen Thorheiten der Gelehrten Acht haben sollten. Dieser Plan soll mir der Vorwand seyn, öfter an Ew. ꝛc. zu schreiben und Ihnen meine Gedanken mitzutheilen, um die Ihrigen dabey zu erfahren. Wird Ihnen bald Angst,

wenn

wenn Sie an die Folgen dieser Drohungen denken?

Wie sehr wünsche ich unserm rechtschaffnen G** ein dauerhaftes Glück und ein einträgliches Amt, das seiner Gemüthsart gemäß ist! Bedenken Sie nur, wie christlich ich bin, daß ich mich überwinden kann, diesem kleinen faulen Geschöpfe so viel Gutes zu wünschen, da er sich, seit er von Leipzig weg ist, nicht ein einzigesmal die Gewalt anthun können, an mich zu schreiben. Und doch ist er so faul nicht, als unser anakreontischer E**. Dieser läßt mir nicht einmal sagen, daß er an mich schreiben will; das thut doch G**, der seit vier Jahren mich heilig versichern laßt, daß er mit dem nächsten Posttage an mich schreiben will. Bin ich nicht mit meinen besten Freunden unglücklich? Ich glaube, sie fürchten sich alle vor meinen langen Antworten; wahrhaftig ich glaube es. Konnte ich doch um die Zeit auch in Hamburg seyn, wenn der Abt, wenn Giseke und Klopstock da seyn werden!

Diesen Wunsch, in Hamburg zu seyn, habe ich schon oft, und oft vergebens gethan, er wird auch niemals erhört werden, so lange ich mich mit meinem itzigen Amte quälen muß. Werde ich wohl noch vor meinem Ende das Glück erleben, daß ich diese freundschaftliche Wallfahrt zu unserm Vater Hagedorn thun kann? und verdiene ich wohl dieses Glück? — — —
— — — — — — —

Die Fortsetzung der vermischten Schriften geschieht in der That wider meinen Willen. Die Verfasser sind allzusehr beschäfftigt, als daß sie Zeit und Fleiß genug darauf wenden konnten. Die scherzhaftesten Verse und muntersten Satyren haben sonst C** und S** gemacht;

beide stehen itzt in solchen Aemtern, wo sie es weiter nicht thun dürfen, ohne die Kirche Gottes zu ärgern. Ich bin mit meiner eignen Sammlung beschäfftigt. G** und G*** haben die Fortsetzung am meisten verlangt, und werden am wenigsten arbeiten, jener, weil er zu viel Amtsgeschäffte, und dieser, weil er zu viel Faulheit hat; an E** mag ich nicht einmal denken. Die Gedanken von der geistlichen Epopee, so im ersten Stücke vorkommen, sind, wie mich dünkt, das bescheidenste, das in der Art geschrieben worden ist. Der Herr Probst oder Konsistorialrath in Berlin hat G** dabey mehr geschont, als es dieser verdient hat.

Ohne mich und meinen ungestalten Brief weiter zu entschuldigen, will ich abbrechen, mit der Versicherung, daß ich mit der größten Hochachtung sey

ꝛc. ꝛc.

Rabener.

Leipzig, am 25. May, 1753.

Eben da ich im Begriffe bin, auf Ihren freundschaftlichen, mir unschätzbaren Brief recht weitläuftig zu antworten; so begegnet mir ein Zufall, der mir ganz unerwartet und für mich gar wichtig ist. Ohne mein Ansuchen und ohne mein Hoffen hat mich das Oberstenerkollegium zum Steuersekretär verlangt. Morgen also werde ich von meinem traurigen Revisorate entlästigt und trete mit einiger Verbesserung und mehrerer Hofnung in ein Amt, das zwar eben so mühsam, aber nicht so unruhig und nicht so menschenfeindlich ist, wie mein bis-

heriges. Der letzte Umstand ist mir der angenehm-
. Ich werde mich nach und nach des Vertrauens
s Kollegii zu bemächtigen suchen, um für diejenigen
bitten, welche die Strenge der Gesetze zu sehr drückt.
un habe ich die Noth des Landes in adelichen Schlös-
n und Bettelhütten kennen lernen. Ich habe nichts
iter thun können, als diejenigen bedauern, die sie
fft. Vielleicht kann ich mit der Zeit mehr thun, zu-
l da ich versichert bin, daß unser Steuerkollegium
f die Erleichterung der Unterthanen aufmerksamer
als unsere Nachbarn es glauben. Bisher schreibe
nichts, als was mir ganz angenehm ist; aber nun
nmt ein schlimmer Punkt. In vierzehn Tagen muß
von hier, von meinem lieben Leipzig, weg und nach
esden! Wie unruhig mich diese geschwinde Verän-
ung macht, das kann ich Ihnen nicht sagen. Ich
wie im Traume und mit Uebergabe meiner zeither
abten Kommißionssachen so zerstreut beschäfftigt,
der schlechterdings Hagedorn seyn muß, an den ich
eiben soll. Was für eine neue Lebensart wartet
mich! Wie demüthig werde ich künftig unter mei-
Originalen antichambriren, mit denen ich bisher
meiner Stube gefrevelt habe! Eine Tabatiere kaufe
mir noch in dieser Messe, um eine Prise den Hei-
ken gehorsamst präsentiren zu können. Heute und
ern habe ich schon zwo Stunden gepfiffen. Ich
e, es soll sich geben, wenigstens habe ich heute das
gnügen gehabt, eine so gedankenlose Miene zu ma-
, das mich ein Jude fragte: Haben Ihre Excel-
nichts zu schachern?

Bis hieher kam ich am 21sten dieses, und seitdem
ich mir nicht einen Augenblick abstehlen können,
in meinem Briefe fortzufahren. Am 22sten habe

ich meine Pflicht abgelegt, und vom Premierminister ein Kompliment bekommen, welches mir als Sekretär und als Autor, schmeichelhaft war. Würden Ihre Hochwürden in Hamburg wohl das Herz haben, einen Mann auch um deswillen zu befordern, weil er Satyren geschrieben hätte? Ich schicke mich zu meiner Abreise an, und habe das seltne Glück, daß nicht allein meine hiesigen Freunde, sondern auch die meisten von denen meine Wegreise bedauern, wider die ich bisher Berufswegen arbeiten müssen. Vergeben Sie mir diesen Stolz, denn ich bin sehr hochmüthig, indem ich dieses schreibe; es ist auch ein großes Paradoxon, daß man die Freundschaft derjenigen beybehält, denen man zuwider seyn muß. Dieser Brief ist nur der Vorläufer von dem, welchen ich in etlichen Wochen schreiben werde, und alsdann werde ich auch auf den Vorschlag wegen des Romans antworten, welcher mir immer angenehmer wird, je länger ich ihm nachdenke. Aber was wird mir es nunmehr helfen, wenn ich auch schon noch so viel Lust hätte, diese Arbeit anzufangen? Hätte ich nur diese Veränderung vermuthen können, so würde ich, ungeachtet meiner starken Winterarbeit, mir alle erfinnliche Mühe gegeben haben, den vierten Theil meiner satyrischen Schriften zu fertigen. Nun fürchte ich sehr, daß dieser so bald nicht zu Stande kommen werde, weil ich mit ungewohnten Arbeiten gar zu sehr überhäuft bin, und wenigstens im Anfange mehr vorsichtig seyn muß, als bisher. Allenfalls gebe ich in der Vorrede dem Publiko die eidliche Versicherung, daß ich von allen verehrungswürdigen Narren in Dresden nicht Einen gemeint habe.

Unsern rechtschaffnen Bohn habe ich in dieser Messe bey meiner großen Unruhe gar nicht sprechen können.

Wie

Wie sehr soll ich Ihnen für die freundschaftliche Art danken, mit welcher Sie mich in der neuen Auflage Ihrer moralischen Gedichte der Nachwelt bekannt gemacht haben? und wie sehr freue ich mich, daß das Blatt vom Korrespondenten nicht auf die Nachwelt kömmt, wo man von mir gesagt:

Leandern schimpft kein Rabner mehr.

Also glaubt man in Hamburg wirklich, daß meine Satyre schimpft? Dieser unverschuldete Vorwurf ist mir desto naher gegangen, da ich ihn von unserm Herrn Z* gar nicht erwartet hätte. — — — —

Was ist das für ein verwirrter Psalm? So sang David nicht; er müßte denn damals so gesungen haben, als er seine Geberde vor denen zu Gad verstellte und unter ihren Händen kollerte, daß ihm sein Geifer in den Bart floß. Von diesem Psalm hat der Verleger weit mehr Ehre, als der Verfasser. Unserm rechtschaffnen * * * wünsche ich gewiß tausend Glück; seine Braut soll ein allerliebstes Kind seyn, und doch bin ich mit ihm nicht ganz zufrieden. Es ist immer meine Klage gewesen, daß die witzigen Köpfe zu viel seufzen und zu wenig rechnen. E** Roman ist mir auch zu arkadisch; inzwischen freue ich mich, daß er liebt, denn außerdem würde er ganz müßig gehen. Ich empfehle mich Ihnen aufs Verbindlichste, und bin mit der größten Hochachtung

Ew. ꝛc. ꝛc.

Rabener.

Vom Herrn Giseke.

Leipzig, am 18. Julius, 1747.

Das wußte ich wohl, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, ob ich wieder gesund würde, oder nicht; und ich entschloß mich also, in wie fern es bey mir stünde, wieder gesund zu werden. Ich kenne meine Freunde.

Sie, dacht' ich, werden doch nur ungern dich verlieren,
Und oft, wenn sie spatzieren gehn,
Dein Grab, nicht ungerühret, sehn,
Und alle bey ihm stille stehn,
Und nur von dir Gespräche führen
Und sagen, wenn vielleicht dabey ihr Auge weint:
„Das war auch unser Freund!
„Hätt' unsern Wunsch das Schicksal hören wollen:
„Er hätte später sterben sollen.

Sehen Sie, mein liebster Rabener, dieſen Kummer habe ich Ihnen und auch mir erſparen wollen. Es iſt immer beſſer, wenn man die Glückwünſche zu ſeiner Geneſung ſelbſt hören kann, als wenn man ſich mit der Vorſtellung tröſten muß, daß man nach ſeinem Tode werde bedauert werden. Ich kann Ihnen itzt die Nachricht

richt geben, daß ich nunmehr völlig wieder hergestellet bin und das Fieber mich ganz und gar verlassen hat. Ich habe am Sonntage schon wieder ausgehn und spatzieren dürfen.

Ich habe, Freund, den Sommer schon gesehn!
Auf Feldern, wo noch stolz die vollen Aehren stehn.
Sah' ich ihn majestätisch gehn.
In Gärten hab ich ihn gesehn,
Und alles, was ich sah, war zum Entzücken schön.
Wie offen war mein Herz, die Freuden zu empfinden,
Wie gern ließ ich von schmeichelhaften Winden
Von alten, doch vielleicht noch nicht besungnen, Linden
Die Blüthen mir entgegen wehn!
Wie neu war alles mir, was ich schon oft gesehn!
Doch, Freund, anstatt itzt nur beständig zu spatzieren,
Werd' ich mich selten nur vom Schreibepult verlieren,
Die allermeiste Zeit studiren,
Und anders nicht, als wenn die Freunde mich verführen,
Und selten nur, spatzieren gehn ꝛc.

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

G.

Am 21. Jul. 1747.

Sie ſind ſeit Ihrer Geneſung ſehr ehrgeizig geworden. Aus Ihrem Briefe ſcheint es, daß Sie nur Ihren Freunden zu Gefallen, nicht geſtorben ſind. Ich würde Ihnen dieſe Eitelkeit kaum zu gute halten, wenn Sie nicht Ihren Hochmuth in ſo freundſchaftlichen Verſen hätten einzukleiden gewußt. Es ſey Ihnen verziehen; werden Sie nun nicht mehr krank und verlaſſen Sie Sich ja nicht auf meine Thränen! Es gehört viel dazu, wenn ein Steuerreviſor aus Freundſchaft und Mitleiden weinen ſoll. ꝛc. — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Rabener.

Leipzig, am 28. Jenner, 1748.

Ich kann es doch nicht über mein Herz bringen, Ihnen ein Buch zu ſchicken, ohne Ihnen zugleich zu ſchreiben. Ich mag ſo viel zu thun haben, wie ich will, ſo bleibt doch ausgemacht: zu einem Briefe an einen guten Freund iſt noch immer Zeit genug; ungeachtet ich einige gute Freunde habe, die dieſes nicht für ausgemacht halten. Verſtehen Sie mich? Sie finden alſo einen alten franzöſiſchen Roman, von dem ich nicht weis, ob er gut oder ſchlecht iſt, und die Briefe des Pays, nebſt zwey Gedichten von mir.

Entferne, wie du willſt, von deinen Freunden dich,
Und denk': ich will mich koſtbar machen!

Du

Du irrſt dich nicht. Freund, wir entbehren dich,
Doch du entbehrſt auch uns, und unter uns auch mich,
Und wirſt auch uns dir koſtbar machen.

— — — — — — —
— — — — — — —

Den 1. April, 1748.

Sie ſind wahrhaftig mein einziger Freund in der Noth. Wenn mich die andern alle in meiner unwitzigen Einſamkeit verlaſſen, ſo ſchreiben doch Sie an mich, und machen, daß ich wieder auf ein paar Stunden Muth bekomme, die Menſchengeſichter zu ertragen, mit denen ich umgehen muß. Der Himmel wird Ihnen dieſes Werk der Liebe nicht unvergolten laſſen; und wenn ſie künftig auch zuweilen in meine traurigen Umſtände kommen, ſo wird ſich auch für Sie ein Freund finden, der an Ihnen die Barmherzigkeit ausübt, für welche ich Ihnen itzt danke. Alsdann erſt werden Sie die Wichtigkeit meines Wunſches und die Verbindlichkeit völlig einſehen, die ich Ihnen ſchuldig bin.

Die Nachricht von Ihrer Veränderung iſt mir ſehr unerwartet. Wäre ich eigennützig, ſo wünſchte ich, daß gar nichts daraus werden möchte; allein ich liebe Sie zu ſehr, als daß ich ſolches im Ernſte wünſchen ſollte. Die Umſtände ſcheinen dabey ſo vortheilhaft zu ſeyn, als es möglich iſt. Wie ſehr bedaure ich euch, Rekruten der Kirche, daß euer erſter Beruf gemeiniglich das Kinderlehren iſt! — — — — —

Wie

Wie unvermuthet muß ich Sie verlieren! Wäre ich in dergleichen Fällen nicht bereits so sehr abgehärtet, und wäre ich nicht schon so gewohnt, einen Freund nach dem andern von Leipzig zu verlieren; so würde mir diese unvermuthete Trennung noch weit empfindlicher seyn. Aber das ist doch zu grausam, daß ich meinen lieben Freund, ohne Abschied von ihm zu nehmen, auf ewig einbüßen soll. — — — — — — Ich bitte Sie, Ihrentwegen und meinetwegen bitte ich Sie, reisen Sie ja noch zum Herrn von Hagedorn nach Hamburg, ehe Sie nach Hannover gehen. Grüßen Sie meine Freunde in Leipzig; Gellerten, Cramern und Schlegeln grüßen Sie zweymal; Klopstocken küssen Sie in meinem Namen mit einem epischen Kuß. Leben Sie wohl. Ich bin mitten unter meinen Akten und Bauern

Ihr

Freund
Rabener.

Am 8. April 1742.

Also sind wir, mein liebster Freund, auf ewig sind wir getrennt? Der gestrige Tag wird mir unvergeßlich seyn. Binnen einer Zeit von vier Wochen verliere ich zween so liebe Freunde. Dieser Verlust muß mir doppelt empfindlich fallen, da ich in der Wahl meiner Freunde so furchtsam bin und weit mehr Zeit als vier Wochen brauche, ehe ich mich entschließen kann, nur den ersten

Schritt

Schritt zu einer neuen Freundschaft zu thun. Der Gedanke, daß Sie noch leben, daß Sie auch abwesend mein Freund bleiben, daß diese Veränderung der Grund Ihres künftigen Glücks seyn kann, dieser Gedanke wird mir vielleicht zu einer andern Zeit tröstend genug seyn; itzt ist er es noch nicht, unsre Trennung ist noch zu neu. Ich hatte mir vorgesetzt, mich diesen ganzen Sommer über unempfindlich zu gewöhnen, damit ich im Stande seyn möchte, Ihren Abschied auf Michael etwas gleichgültiger anzusehen. Aber Sie haben meine Zärtlichkeit überrascht, und ich bin die ganze Rückreise über für die Standhaftigkeit, so ich bey dem letzten Abschiedskusse heuchelte, grausam bestraft worden. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund und lieben Sie mich so zärtlich, als ich Sie lieben werde. O! wie zufrieden bin ich mit mir selbst, daß ich auf den Einfall gekommen bin, Sie am Sonnabende mit meinem ungehofften Besuche in Leipzig zu überschleichen. Werde ich wohl in der Welt jemals so glücklich seyn, noch eine dergleichen freundschaftliche Wallfahrt zu Ihnen zu thun? Ich glaube es nicht. Künftig werde ich mir ein Gesetz daraus machen, keinen Ausländer mehr zu meinem Freunde zu wählen. Es ist ein Vergnügen, das uns das Glück nur auf eine kurze Zeit leiht.

Ich wünsche, daß Ihre Reise glücklich seyn möge. Auf die Mittwoche werde ich nicht von Ihrem Wagen wegkommen, und Abends will ich mich einschließen, keinen Menschen zu mir zu lassen, alle meine Akten wegräumen und Ihre Gesundheit aufs feyerlichste ganz allein trinken: denn hier in diesem elenden Städtchen ist kein Mensch, welcher wüßte, warum er eben Ihre Gesundheit mittrinken sollte.

Bey

Bey Ihrer Ankunft in Hamburg vergessen Sie ja nicht, dem Herrn von Hagedorn meine Ergebenheit aufs überzeugendste zu versichern. Es ist mir daran um so viel mehr gelegen, da ich dieses auf gewisse Maße auch als einen Abschied auf ewig ansehen muß, den ich von diesem Manne, dessen Verdienste und Wohlthaten ich so hoch schätze, nunmehr nehme, da ich mit Ihnen, mein lieber Freund, zugleich alle Gelegenheit verliere, mich in dem Andenken desselben zu erhalten.

Noch einmal, leben Sie recht wohl! Ich schreibe diesen Brief mit vieler Bewegung. Warum mußte ich Sie denn so sehr lieben? Ich sterbe als

Ihr

redlichster Freund
Rabener. *)

Han-

*) Ich bekam nach einigen Jahren diesen Brief wieder zu Gesichte und fand unter meinem Namen folgende Zeilen:

„Dieses unterschrieben den 9. April, am letzten glücklichen Abende in Leipzig, die wenigen übrig gebliebenen Redlichen,

„Ebert, Cramer, Charlotte, Klopstock.

Und weiter unten stund,

„Gärtner, Zachariä,
in Braunschweig.„

Daß so rechtschaffne Freunde die redliche Sprache meines Herzens mit einem so schmeichelhaften Beyfalle zu der ihrigen gemacht, das ist für meinen Ehrgeiz zu angenehm, als daß ich es hier mit Stillschweigen übergehen sollte. R.

Hannover, am 16. May, 1748.

Wenn ich Ihnen einen Brief ſchreiben ſollte, wodurch ich Ihren letzten ſo freundſchaftlichen, ſo ſchönen und mir ſo unvergeßlichen Brief nur einigermaßen bezahltez wie vortreflich müßte ich den nicht ſchreiben? zum wenigſten, wie Hagedorn! Mein Herz iſt viel zu zärtlich, als daß ich nicht lange gewußt haben ſollte, daß Sie mich lieben, und auch, daß Sie mich ungemein lieben. Aber, daß Sie mich ſo ſehr lieben ſollten, wie ich aus Ihrem letzten Brief geſehen habe, damit habe ich mir doch nicht geſchmeichelt. Wenn ich meinen Freunden Schuld geben könnte, daß ſie in der Wahl ihrer Freunde fehlten; ſo wollte ich auch ſagen: das verdiene ich nicht. Allein, wenn man es durch eine gleich zärtliche Liebe verdienen kann; ſo habe ich es ſchon lange verdient. Ihr Brief hat mir Thränen ausgepreßt. Wenn ich itzt auf einen Augenblick aufhören könnte, ernſthaft zu ſeyn, ſo wollte ich ſagen, andre Thränen, als Ihre übrigen Schriften zuweilen auspreſſen. Ich hatte mich in Leipzig bey Ihrem Briefe noch nicht ſatt geweint; ich nahm ihn alſo, nebſt einem Briefe unſers Schlegels und einem andern von unſerm Cramer, mit auf die Reiſe. Beſſere Reiſegefährten konnte ich auch nicht haben; ſo wenig, als ich noch itzt beſſere Geſellſchaft finden kann. Sie werden daraus ſchließen, daß Sie einige Verbindlichkeit haben, mir ſo oft zu ſchreiben, als Sie können; weil Sie mich doch einmal ſo ſehr lieben. — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — —

Leipzig

Leipzig, am 15. Oktob. 1749.

Mein immer noch liebster Freund,

Sie sind ein gefährlicher Mann! Ich war Willens, Sie wegen Ihres so langen Stillschweigens zu züchtigen und Ihnen entweder einen bittern Vorwurf zu machen, oder gar zu schmollen und noch ein paar halbe Jahre zu verstummen; aber ich kann keines von beiden thun. Ihr Brief, den ich heute bekommen habe, entwaffnet meinen Grimm, ungeachtet, wie Sie wissen, ein Steuerrevisor sehr grimmig ist. Sie haben ihn so freundschaftlich geschrieben, daß ich Ihnen gleich meinen Zorn wieder abbitten möchte; und das will bey mir viel sagen! Also kann ich nicht schmollen, das ist richtig: Soll ich Sie nun ausschelten? Sie würden, nach Ihrer Art, mit einer lächelnden Miene auf die Erde sehen, und das würde bey Ihrer Verstockung alles seyn, was ich gewönne. Kurz, ich will nicht trotzen, ich will nicht schelten, ich will aber, mit Ihrer Erlaubniß, auch nicht eine von allen denen Entschuldigungen glauben, die, — — — — die Sie in Ihrem Briefe anführen.

Schon wollte ich am 15ten Oktober schreiben; aber können Sie wohl glauben, daß ich es erst heute, am 2ten Jenner, 1750, vollends ausschreibe? so lange hat der Anfang dieses Briefs gelegen. Ich bin seit den 17ten Oktober immer verreiset und so verdrüßlich beschäfftigt gewesen, daß ich glaubte, Sie würden mir im Briefe meinen Verdruß ansehen: das wollte ich doch nicht; denn Sie dauern mich. Zu allen diesen kam noch ein Umstand, der wichtig war. Ich habe zwey Blatt von

Ih-

Ihrem mir so lieben Briefe verloren. Der Himmel weis, in welcher Gegend von Sachsen sie sind liegen geblieben. Aller Bemühung unerachtet, kann ich sie nicht finden. Wie soll ich sie also beantworten? Ich will es thun, so gut ich mich deren Inhalts erinnere. Die Nachricht von des Herrn *** Veränderung und seiner glücklichen Heurath hat mich erfreuet; aber für den Witz ist es nicht gut: denn nunmehr hat er einen scheinbaren Vorwand, für die neuen Beyträge noch bequemer und sparsamer zu arbeiten, als er es bisher gethan. Wiewohl, unter uns gesprochen, es giebt Leute, junge, muntre und geschickte Leute, die eben so faul sind, ob sie schon keine Weiber haben. Verstehen Sie mich? Gott versteht mich, sagte Sancho! — — — — — — — — — — — — — —

Von Neuigkeiten weis ich Ihnen nichts zu melden. Die wichtigsten mag ich nicht schreiben; kommen Sie an die Grenze, so will ich Ihnen einige mündlich, und dennoch nur ins Ohr sagen. — — — — — — — — — — — — — —

Am Weihnachtsabende haben die Diebe beide Stuben unter der Meinigen ausgeräumt, in welchen Sie und Cramer Sich aufgehalten haben. Warum sind die Diebe damals nicht gekommen, da noch zween Poeten drinnen wohnten? Einen Poeten zu bestehlen, muß also wohl die Mühe nicht belohnen; es müßte denn solches wieder ein Poet thun. — — — — — — — — — — — —

Noch zwo Neuigkeiten. Wissen Sie denn, daß ich noch auf meine alten Tage italienisch gelernt habe? Und daß ich seit Michael Wasser trinken muß? Lauter Wasser und gar kein Bier mehr? Bedauern Sie mich!

Aber desto mehr Wein trinke ich; freuen Sie

— — — — — —

— — — — — —

Rab

Trautenstein, den 12. Jenner, 1

Ich fange, wie Sie sehen, einen großen Brief an. Da ich so lange nicht an Sie geschrieben so ist das das Wenigste, was ich thun kann. er fertig werden wird, weis ich nicht; aber gen wird fertig werden, und Sie werden ihn bekomm sich ein bischen darüber freuen. Ein bischen ? wäre ja für meinen Rabener nicht viel. Mei werden Sich recht sehr, und zwar so sehr, freuen, daß Sie vergessen, in wie langer Zeit ich nicht geschrieben habe, und mir recht bald ant Mein letzter Brief an Sie war ein wenig n Wenn ich Lust hätte: so sollte dieser eben so wi den. Denn ich bin, Gottlob, itzt eben so frölic damals, wo nicht frölicher; und ich habe auc eben so viel, oder noch mehr Ursachen, es zu sey ich damals hatte. Ich bin seit ein und zwanzi chen ein Ehemann, meines Hannchens Ehemann die meisten Ehemänner ist das schon zu lange, a Sie frölich seyn könnten; aber die haben au Hannchen und sind nicht Ich. Wie könnte i

*) Dieser Brief ist in gegenwärtiger Sam nicht befindlich.

Ihnen doch, da ich zum erstenmale als ein Ehemann an Sie schreibe, eher von was anders, als von meiner Glückseligkeit reden? Diese Materie ist für Sie viel zu wichtig, als daß ich nicht davon anfangen müßte. Wie oft haben Sie mich, da ich noch so verlassen war, bedauert? Freuen Sie Sich nun auch mit mir! Ich habe die beste Gesellschaft.

Wollen Sie wohl eine kleine Abbildung von meiner Frau lesen? Ich will sie Ihnen so unparteyisch machen, als ich kann; und Cramer, der sie nun kennt, mag sagen, ob ich Recht oder Unrecht habe.

Meine Frau ist nicht groß, das ist ein Nebenumstand; aber Sie erinnern Sich vielleicht, daß ich mir immer mein zukünftiges Mädchen nicht groß vorgestellt habe. Und es ist sehr süß, daß meine Vorstellung nun erfüllt ist. Sie hat blaue Augen, und auch die habe ich vordem meinem Mädchen gegeben, wann ich sie mir im Geiste erschuf. Ihr Haar ist braun, nicht gar zu dunkel, ob sie gleich, mir zu gefallen, sich nicht pudert. Ihre ganze Gestalt gefällt, und nach meiner Meynung ist sie auch vollkommen werth, zu gefallen: das ist alles, was ich davon schreiben kann. — —

— — — — — —

Meine Frau hat so viel Witz, daß mir bey ihrem Gespräche die Zeit niemals lang wird, und daß mir in unsrer Einsamkeit die Stunden auch alsdann sehr geschwind dahin gehen, wenn ich sie gleich nicht küsse. Sie hat so viel Geschmack, daß alles, was sie thut, oder spricht, für mich eine ganz unbeschreiblich süße Anmuth erhält, und so viel Empfindung, daß sie bey den meisten Schönheiten meiner liebsten Schriftsteller so gut, als ich, gerührt wird, und einen rührenden Dichter oft durch sanfte Zähren belohnen kann. Wenn ich nur

vor wichtigern und bereichernden Arbeiten Zeit hätte; so würde es mir bey ihr nicht an Ermunterungen und Belohnungen fehlen, meine ehemaligen angenehmen Beschäfftigungen wieder hervorzusuchen. Ich habe sie vor der Ehe von dieser Seite am wenigsten gekannt, weil sie zu bescheiden war, sich von derselben zu zeigen. Und Sie können denken, wie sehr das mein Vergnügen vergrößert.

Aber ihr Herz, mein liebster Freund, ihr Herz ist so edel und so freundschaftlich, daß ich dem Himmel nicht genug für ihren Besitz danken kann. Sie liebt alle meine Freunde gewiß so sehr, als ich selbst; und wenn sie einen von ihnen noch nicht so sehr liebte; so wäre die einzige Ursache nur die, daß sie ihn noch nicht genug kennte. Was für eine unaussprechliche Wollust ist es für mich gewesen, sie zu Cramern und Charlotten zu führen! Wie lieb hat mein Hannchen diese beiden glücklichen Eheleute! und ich kann mit Wahrheit sagen, wie sehr lieben sie auch mein Hannchen! Mir fehlt beynahe keine Glückseligkeit mehr, als daß ich mit ihr nicht von einem Freunde zum andern reisen und ihnen allen mein Hannchen und sie alle ihr zeigen kann. Dann würde ich auch zu Ihnen kommen, liebster Rabener, und sie würde Ihnen gewiß gefallen, und Sie — würden freylich meinem Hannchen auch recht sehr gefallen. Das ist meine größte Glückseligkeit, daß mir der Himmel eine so freundschaftliche Gattinn gegeben hat, die es einsieht und recht lebhaft fühlt, daß meine Freunde für uns ganz unschätzbare Geschenke der Vorsehung sind. Darum gehört Hannchen auch zu uns. Sie können leicht denken, daß eine so freundschaftliche Seele auch viel Menschenliebe hat. Und ich freue mich auch, als Priester, über die Proben, die sie mir täglich davon giebt,

giebt, und wodurch ſie meine Gemeine ohne Zweifel eben ſo ſehr erbauen wird, als ſie ſich dadurch bey ihr beliebt macht. Es müßte ein Wunder ſeyn, wenn ein ſolches Mädchen keine gute Wirthinn wäre, und Sie können Sich darauf verlaſſen, daß der Himmel auch in dieſem Stück für mich geſorgt hat, da ich ungleich weniger Talente zur Wirthſchaft, als zur Freundſchaft habe.

Nun, mein liebſter Rabener! Sie nehmen mir es doch nicht übel, daß ich Ihnen ſo viel von meiner Frau vorgeſchwatzt? Ich hätte nicht ruhig Hannchens Ehemann ſeyn können, wenn ich Ihnen nicht nur etwas von meiner Glückſeligkeit beſchrieben hätte. Wann ſoll ich Sie auch ſo glücklich ſehn? Ueber Ihre Beförderung nach Dresden freue ich mich freylich von Herzen, weil ich überall höre, daß Sie dort ſo ſehr gut geſetzt ſind. Ich wünſche Ihnen von Herzen Glück dazu, und bitte mir bald eine kleine Nachricht von Ihrer Lebensart und von Ihren dortigen Freunden aus. Aber, wenn Sie mir ſchreiben, daß Sie ein ſo glücklicher Ehemann ſind, als ich; ſo will ich mich doch noch vielmehr freuen und mein Hannchen noch zärtlicher, oder, weil das vielleicht nicht möglich wäre, noch freudiger küſſen. — — — — —

— — — — — —

Und Sie, mein theuerſter Rabener, behalten Sie mich immer lieb. Mein Hannchen grüßt Sie recht freundlich und wünſcht, Sie kennen zu lernen. Ich bin

Ihr

zärtlichſter und getreueſter

G.

Dresden, am 9. Oktober. 1754.

Denken Sie etwan, mein Herr, daß ich itzt auf Ihren Brief vom 12ten Jenner antworten wolle? Denken Sie das nur nicht. Wir sind beide nicht gewohnt, uns so zu übereilen. Auf den 12ten Jenner 1755 ist es immer noch Zeit genug; da bleiben wir fein bey unsrer alten Ordnung. Nicht wahr, lieber Freund, also antworte ich Ihnen nicht; aber zanken will ich mich mit Ihnen. So? Ja, ja, im ganzen Ernste! Nehmen Sie nur Ihre Mütze ab: denn ich will Sie erbärmlich ausschelten. Ein so wichtiges Amt zu bekommen und mir nicht ein Wort davon zu melden! Ganz von ungefähr habe ich es in Leipzig erfahren. Ist das erlaubt? O, über die Nachläßigkeit!

Den Augenblick setzen Sie Sich hin und schreiben mir alles, wie es mit Ihrer Veränderung zugegangen? wie Sie Sich befinden? wie Sie Sich befinden wollen? Alles schreiben Sie mir, und alsdann will ich Ihnen auf zween Briefe recht weitläuftig antworten. Was machen Sie mir für eine trotzige Miene? Im Ernste? Wollen Sie nicht schreiben? Gut, schreiben Sie mir nicht!

Madame,

Ich bedaure Sie von ganzem Herzen, daß Sie die Frau eines so trotzigen Mannes geworden sind. Dieser ist einer von seinen hundert Fehlern, die mir seine Erziehung sehr sauer gemacht haben. Ich bitte mir gehorsamst die Erlaubniß aus, künftig unmittelbar an Sie schreiben zu dürfen. Das Gemälde, welches mir Ihr Mann von Ihnen überschickt hat,

ist

ist so vortreflich, daß ich von dem Augenblicke an die gröſte Hochachtung gegen Sie empfunden. Ich werde mich dieſer Erlaubniß bedienen, Sie deſſen mit der aufrichtigſten Ergebenheit zu verſichern, zugleich aber Sie vor einem Manne zu warnen, welcher deſto gefährlicher iſt, je angenehmer er verführt. Wie unerſchöpflich wird die Materie zu meinen Briefen ſeyn, wenn ich Ihnen von den Fehlern dieſes Mannes ſchreibe! Ich küſſe Ihnen die Hände ꝛc.

Sehen Sie, mein guter Herr, kann ich Sie ſo kriegen? Nun ſchreiben Sie nur bald, recht bald, ſo will ich Sie bey Ihrer rechtſchaffnen Frau nicht verrathen. Und hernach will ich Ihnen auch recht viel antworten. Ich will Ihnen melden, daß ich mich wohl befinde; daß ich ſehr vergnügt lebe; daß ich ein ziemlich einträgliches Amt habe, daß ich aber auch faſt unter der Laſt meiner Arbeit erliegen muß; daß ich meinen ganzen geſunden Witz verloren habe und alſo mein Glück hier in Dresden höher bringen werde; daß ich wenig Geſellſchaft ſuche, aber unter dieſen wenigen Freunden ſehr zufrieden lebe; daß ich nicht heurathen will, weil ich befürchte, ich werde niemals ſo glücklich wählen, als mein Freund gewählt hat; daß ich tauſendmal an Sie und nach Braunſchweig denke; daß ich Sie erſtaunend liebe: das alles will ich Ihnen ſchreiben. Leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, am 29. Jenner, 1757.

Wenn Sie, mein Herr, keinen Antheil an dem brandenburgischen Ueberfalle der sächsischen Lande haben; wenn Sie nicht glauben, daß ich, unschuldiger Steuersekretär an dem vierten geheimen Artikel des petersburgischen Traktats gearbeitet habe; wenn Sie nicht, wie Ihr König, nöthig finden, der Religion wegen mich zu zerknirschen, mich armen Sachsen, der ich der Religion wegen verhungern soll, da ich doch so orthodox protestantisch bin, daß ich alle Freytage Rindfleisch, die ganze Fasten durch Wildpret esse, und auch ohne geweihte Kerzen durch dieses finstre Jammerthal hindurch zu tappen gedenke; mit einem Worte: wenn Sie noch . . . ach ja! . . . wenn Sie noch mein guter Freund sind; o! so antworten Sie mir; ich beschwöre Sie bey Ihrer Frau und Ihrem besten Kinde, so antworten Sie mir auf meinem ersten, zweyten, so antworten Sie mir wenigstens auf diesen dritten Brief. — Und so lange hat mich mein alter, bester, kleiner Freund vergessen können?

Wie viel Noth, wie viel Jammer, wie viel Schrecken, wie viel Angst wegen des Zukünftigen, ach! wie viel, wie viel Unglück, das mich und mein armes unschuldiges Vaterland seit dem neun und zwanzigsten August, das Ihr Leipzig, darinnen es Ihnen so wohl gegangen ist, betroffen hat; wie viel könnte ich Ihnen melden! Aber Sie haben mich vergessen: Sie haben Sich Mühe gegeben — — — — wollte Gott, es wäre Ihnen sauer geworden! . . . . ja wohl, Mühe haben Sie Sich gegeben, mich ganz zu vergessen; Sie würden doch sonst ein einzigesmal an Ihren Rabener, Ihren aufrichtigen Rabener, Ihren gu-

guten Freund geſchrieben haben, einmal doch würden Sie mich gefragt haben, wie es mir gienge? Seyn Sie ruhig, Sie ſollen keine Klagen weiter von mir hören, mein Herr; Sie möchten ſonſt Ihr feyerliches Geſichte ganz von mir wegwenden, wie von einem unglücklichen Bettler, deſſen ekelhaften Anblick man ſcheut. Nur einen Brief von Ihnen, als ein Allmoſen von Ihnen nehme ich es an, nur einen Brief, guter Freund, von Ihnen; ſo vergeſſe ich meine ganze Noth.

Aber, G***, ich bin ein trotziger Bettler; ſchlagen Sie mir auch dieſes Allmoſen unbarmherzig ab, ſo verfolge ich Sie mit einer hungernden Wut, und rufe allen Leuten auf der Gaſſe zu, daß dieſer ungetreue Freund ſich ſeines ſonſt geliebten Sachſens und ſeiner zärtlichen Freunde ſchämt. Wie ſollen Sie zittern, wie beſchämt ſollen Sie fliehen! In das nächſte Haus ſollen Sie flüchten, um der Wut Ihres verachteten Feindes auszuweichen. Aber das Pflaſter will ich aufreißen und an die Hausthüre donnern, hinter die Sie, vergeſſender Freund, Sich und Ihr böſes Gewiſſen geflüchtet haben! Das will ich thun; gewiß ich will es thun.

Rabener.

N. S.

Unmöglich kann ich es thun. Ich liebe Sie noch eben ſo ſehr, noch eben ſo aufrichtig, noch eben ſo heftig liebe ich Sie, wie ich Sie in Leipzig liebte. O! Madame, bitten Sie doch Ihren Mann, daß er ſeinem alten Freunde, Rabenern antworte. Freylich kennen Sie dieſen Rabener nicht; aber er iſt ein ehrlicher Mann, ſonſt würde er kein Freund von Ihrem Manne ſeyn.

Rabener.

Quedlinburg, den 9. Febr. 1757.

Ihren Brief habe ich empfangen, als meine Frau krank war, und er hat mich nur desto mehr verwundert, ob er gleich mein Herz auch zu einer jeden andern Zeit verwundert haben würde. So weh er mir gethan hat; so umarme ich Sie und danke Ihnen tausendmal dafür. Ich weis doch nun, daß Sie leben und gesund sind, und Sie haben es mir wieder gesagt, daß Sie mich lieben. Sie haben es mir nicht nur gesagt; sondern Sie haben es mir aus einer Fülle des Herzens versichert, dessen Zärtlichkeit mitten unter den Verwürfen, die es mir macht, so nachdrücklich redet. Sie klagen mich an, daß ich Sie vergessen, daß ich mir Mühe darum gegeben habe, und wünschen, daß es mir nur sauer geworden seyn möge. Mein liebster Rabener, halten Sie es denn für möglich, daß jemand, dessen Freund Sie gewesen sind, und insbesondre, daß ich Sie vergessen kann? Nein, Sie kennen mich und Sich selbst. Mit eben der zärtlichen Freundschaft, die Sie mir ehemals eingeräumt haben, bin ich noch itzt der Ihrige. Sie sind, nebst unsern übrigen Freunden, mein öfters liebstes Gespräch mit meiner Frau, und diese hat ein Herz, das so stolz seyn darf, Ihre Freundschaft zu fodern und Ihnen die seinige anzubieten. Sie kennt die ganze Lebensart, die wir mit einander in Leipzig geführt haben. Wenn kann das Andenken unsrer Zeiten in Leipzig, dieser glücklichen Zeiten! in mir verlöschen? Ach! wenn es einer Erinnerung, und einer solchen! bedürfte; so müßte es durch das gegenwärtige Schicksal Ihres geliebten Vaterlandes lebhafter, obgleich auch mit mehr Schmerzen, als jemals, erneuert worden seyn! Wo hat Sachsen, mein theu-

rester

ester Freund, und insbesondre Leipzig, nicht Freunde, und das letzte Pflegesohne, die an seinem gegenwärtigen Schicksale Theil nehmen? Die Vorsehung, die Ihr geliebtes Sachsen, das so lange das Augenmerk so vieler andern Völker in seinem Flor und in seinen Sitten gewesen ist, itzt vor allen diesen Augen heimgesucht, wird es wieder segnen. Sie wird sich itzt aller Leidenden annehmen; und sie wird insbesondre meine Freunde behüten. Ich bedaure Sie innigst, mein liebster Rabener, — seyn Sie nicht so grausam und lassen mich, nach diesem ersten Briefe, nach Nachrichten von Ihnen vergebens seufzen. Geben Sie mir dieselben so bald und so ausführlich, als Sie können. Sie sollen sehen, wie hurtig ich antworte. Sollte ich in der That zween Briefe von Ihnen unbeantwortet gelassen haben? — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —

C**, um von unsern Freunden Ihnen auch etwas zu sagen, hat in Kopenhagen den Beyfall, die Bewunderung, die Liebe und das Vertrauen gefunden, die er verdient, und bey keinem mehr, als bey den höchsten Herrschaften. Ich weis ganz besondre und zuverläßige Umstände davon, die ich von jemanden erfahren habe, der selbst in Kopenhagen ein Zeuge davon gewesen ist. — G** hat vielleicht mehr, als einer von uns andern zu thun, ist übrigens gesund. — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —

Und nun, mein liebster Rabener, leben Sie wohl. Hängen Sie Ihrem Unmuthe nicht zu viel nach. Ich

bin

bin bereit, wenn das Sie zerstreuen könnte, Ihnen recht oft zu schreiben. Aber Sie müssen mir auch antworten. Ihr Brief vom 6ten May 1755 ist ein Beweis, daß Sie es auch nicht immer gethan haben, ob ich gleich mich damit nicht entschuldigen will. Meine Frau kennt Sie; sie weis, daß Sie mein Freund sind; das erste ist die Ursache, um derentwillen sie Sie hochschätzt; für das andre ist sie Ihnen verpflichtet. Wenn Sie sie kennten; so würde sie stolz seyn, Ihre Freundinn zu heißen. Sie wünscht es zu seyn und empfiehlt sich Ihnen. Meine Kinder sind es nicht unwürdig daß ich sie Ihnen empfehle. Ich umarme Sie, und bin von ganzem Herzen,

mein liebster Rabener,

Ihr

allergetreuester Freund.

An

Herrn Professor Gellert.

Liebster Professor,

Wie unvermuthet sind wir von einander gerissen worden, und wie sehr vermisse ich Sie, so stumm Sie auch sind! Wir wollen uns unverändert lieben; wir werden beide glauben können, daß wir uns lieben, wenn wir es auch einander nicht sagen: denn wir sind bis itzt nicht sehr gewohnt gewesen, davon zu reden. Wie ist ihnen das Bad, oder vielmehr die Reise ins Bad bekommen? Sie müssen vollkommen gesund seyn, wenn die Wünsche Ihrer Freunde nur einigermaßen erfüllt sind. Wie ich mich eingerichtet habe und wie es mir hier gefällt, will ich Ihnen auf Michael sagen. Viel Arbeit, sehr viel Arbeit habe ich; aber ich bin ihrer gewohnt. Ich nehme meine Freunde aus, sonst vermisse ich hier kein Vergnügen. Bald werde ich hier eingewohnt seyn, und Leipzig zwar niemals vergessen, aber auch nicht lange mehr vermissen. Lesen Sie denn auch mannigmal meine Schriften? Machen Sie Sich gefaßt, mir auf Michael die schwedische Gräfinn eingebunden zu schenken. Ja freylich eingebunden: denn der

Band

Bänd ist das beste, und mein Exemplar haben itzt die Prinzessinnen *** und ***, von denen ich es schwer zurück bekommen möchte, wenigstens kann ich es ihnen nicht wieder abfordern. Die guten Prinzessinnen haben beide Theile durchgelesen, und sie haben ihnen recht wohl gefallen, vermuthlich, weil alles so fein leserlich gedruckt ist. Je ja! das Buch ist ganz gut, es steht auch nichts ärgerliches drinne, daß es also eine Prinzessinn ganz wohl lesen mag. Wie befindet sich denn unser Graf B* mit seinem Mentor? Ich würde den Herrn Grafen selbst gefragt haben, aber es ist bey mir noch so viel Gewirre, als daß ich so viel Zeit gewinnen könnte. An alle Freunde und Bekannte, die ich genannt habe, die ich noch nennen werde, und die ich nicht nenne, machen Sie meinen verbindlichsten Empfehl. Vornehmlich geht das auf den Herrn Grafen von G***, seinen liebenswürdigen Hofmeister und deren hochfreyherrlichen Nachbar. Fragen Sie diesen einmal, wie ihm die Rückreise bekommen sey; sehen Sie ihm steif zwischen die Augen, und wenn er roth wird, so geben Sie noch nicht alle Hofnung verloren. Er hat mir gesagt, daß auf der Rammischen Gasse, wo ich wohne, viele verdächtige Häuser wären. Woher muß er wohl diese Nachricht haben? —

Nun kömmt ein Punkt, auf den ich binnen acht Tagen Antwort haben möchte. Für einen jungen Grafen, der auf eine auswärtige Universität gehen soll und etwan funfzehn Jahr alt ist, wird ein Hofmeister gesucht. Was von ihm verlangt wird, werden Sie wohl wissen; ich weis es nicht. Vermuthlich wird, außer einem äußerlichen guten Ansehen, auch französisch und Geduld verlangt. Den Gehalt weis ich auch nicht; so viel hat man mir aber gesagt, daß es nicht darauf

an-

aykommen würde, hundert Thaler mehr oder weniger zu geben. — Meine Mädchen grüßen Sie nicht, darum will ich ſehr bitten. Antworten Sie mir bald, und recht viel; wenn Sie ſchreiben, ſo haben Sie ja nicht nöthig zu reden. Lieben Sie mich unverändert, und denken Sie an mich. Wenigſtens werden Sie an mich denken, wenn Ihnen ein Accisgroſchen zum Merſeburger fehlt. Leben Sie wohl, mein liebſter Stummer!

Rabener.

Lieber Kleiner, *)

Wenn Sie meinen Beyfall aus der geſchwinden Antwort ſchließen wollen; ſo hätte ich Ihnen wohl mit einer Staffette antworten mögen. Sie ſind ein allerliebſter Schleicher, ſo ſchleichend, wie Ihr horchender Apoll auf dem Titelblatte. Da ich von Ihnen kaum eine gereimte Zeile vermuthet, ſo überraſchen Sie mich mit einem Bändchen, worinnen ich meinen Gellert ganz finde. Ich würde mit Ihrer Furchtſamkeit ſehr unzufrieden ſeyn, wenn Sie im Ernſte aufhören wollten, mehr zu ſchreiben. Wollen Sie nicht mehr erzählen? — aber warum wollen Sie das nicht mehr? ſo geben Sie uns Lehrgedichte, in denen Sie gewiß glück-

*) Rabener pflegte Gellerten, in Beziehung auf ſeinen älteſten Bruder, den Oberpoſtkommiſſarius in Leipzig, ſo zu nennen.

glücklich sind. Wissen Sie, daß mir der Stolz am besten gefällt? Die Gedanken sind neuer, als in Reichthum und Ehre: doch hat auch dieses Stück, gleich dem Christen, vorzügliche Schönheiten. In den Erzählungen weis ich beynahe keine Wahl zu treffen; sie sind alle schön. Die 2. 3. 12te und 13te kommen mir entweder nicht neu genug, oder nicht sorgfältig genug erzählt vor. Der Informator wird wohl confiscirt werden; ob sie den frommen General in die B*** Zeitung einrücken möchten? daran zweifle ich fast. Ich freue mich, daß Sie das auf unsern Grafen mit beydrucken lassen. Er verdient, von Ihnen auf diese Art öffentlich gelobt zu werden; und vielleicht hat es auch künftig seinen großen Nutzen, wenn es ihm einmal, als Excellenz, ungefähr wieder in die Hände fallen sollte. Einen einzigen Punkt haben Sie darinne vergessen. Bey einer neuen Auflage können Sie immer noch eine Strophe nach der zehnten Strophe einrücken. In dem Gedichte auf Cramern ist viel Zärtlichkeit und Weitläuftigung; außerdem würde ich es mehr für ein Gedicht für bekannte Freunde, als für die fremde Welt halten. Die Stelle S. 133.

Da liebe Töchter, liebe Söhne, ꝛc.

müssen Sie schlechterdings Selbst und mit Ihrer eignen menschenfreundlichen Miene lesen, wenn sie gefallen soll. Inzwischen ist der Gedanke gar christlich, und er bringt mich auf den erbaulichen Kirchengesang:

Schöne
Söhne
Und die Docken,
Die den Rocken
Fein abspinnen,
Und die Zeit mit Kunst gewinnen!

Un-

Unſer Cramer wird itzt wohl bey Ihnen ſeyn. Wie beneide ich Sie!

Leben Sie recht wohl, und haben Sie mich recht lieb.

Mein letzter Segen iſt:

Sey er ruhig, eß er und trink er ꝛc.
Schreib' er fleißig Bücher, mein Sohn!

Oder, welches einerley iſt:

Auf! Wag' es noch einmal; vergiß den Zeitvertreib,
Schlaf, Freunde, Lieb' und Wein! Verläugne dich und ſchreib!

Dieſes wünſcht mit Herr Wendlern

Ihr

Dresden,
den 24. März, 1743.

redlicher
Rabener.

Extrakt

aus dem dresdnischen Anzeiger.

sub rubro. Allerhand kleine Schriften ꝛc.

Leipzig. Allhier haben wir aus dem Wendlerischen Verlage abermal ein Werkchen bekommen, welches den Titel führt: Lehrgedichte und Erzählungen von Gellerten, groß Oktav, 9 Bogen. Es ist dieses eine Sammlung gar lehrreicher Denksprüche, die uns der sel. Mann hinterlassen hat, und die seine Erben zusammen drucken lassen. Wir hätten gewünscht, daß einige Nachricht von seinem Leben vorgesetzt wäre. Da er schon vor zwey Jahren gestorben ist *), so würde es noch Zeit seyn, verschiednes von seiner Person und Umständen zu sammlen. Der selige Mann gehörte unter die großen Geister, die mehr als eine Sphäre füllen, und seine tiefe Einsicht in die Berg- und Metallenwissenschaften **) werden ihn in seinem Vaterlande unsterblich machen. Wir freuen uns, daß der Herr Pastor B** in S** Hofnung macht, eine ausführliche Beschreibung von seinen Lebensumständen künftige

*) Der Ruf hatte ihn dazumal todt gesagt.

**) Dieß bezieht sich auf eine Stelle im Journal Etranger, wo man bey Gelegenheit der Recension der Metallurgie des Herrn Bergkommissionsraths Gellerts in Freyberg, ihn mit dem Dichter verwechselt und sich verwundert hatte, daß ein Mann in einer so trocknen Wissenschaft zugleich ein so guter Dichter seyn könne.

ge Peterpaulmeſſe zu liefern. An Druck und Papier hat der Verleger nichts geſpart. Wir wollen zur Probe von dieſen Gedichten eine anakreontiſche Ode einrücken;

An
den Herrn Grafen
Hanns Moritz von Brühl.

ꝛc. ꝛc.

Wie gefällt Ihnen dieſes Extraktchen, mein lieber Kleiner? Ich erſtaune, da mir es den Augenblick in die Hände fällt, als ich den Brief ſchließen will. Sehn Sie, daß wir in Dresden auch Geſchmack haben! Am 26. Merz.

Dresden, am 19. Jen. 1756.

Liebſter Gellert,

Ich habe mit gutem Vorbedachte auf Ihren Brief vom 5ten November nicht eher antworten wollen, um den größten Theil ihrer traurigen Monate vorbey gehen zu laſſen. Ich befürchtete, zu viel zu verlieren, wenn Sie mein Brief in einer trüben Stunde finden ſollte. Ich bin immer aufgeräumt, aber nicht immer geſchickt, an meine Freunde aufgeräumt zu ſchreiben. Überhaupt werde ich es bald gar verlernen, an meine

Freunde zu schreiben, da keiner von ihnen an mich schreibt. Cramer hat mir auf zween Briefe nicht geantwortet, Gisele auch nicht; von Braunschweig kann ich keine Briefe verlangen, ohne die Herren in ihrer witzigen Ruhe zu stören, und Graf M. hat mich ohne Zweifel, mich armen Deutschen, gar vergessen. Sind Sie mit dieser Entschuldigung meiner so langen unterlassenen Antwort zufrieden? Oder verlangen Sie, daß ich noch mehr Entschuldigungen von meinem Amte hernehmen soll? Ich bitte Sie, verlangen Sie das ja nicht, oder es wird Ihnen gewiß Angst, so bald ich von meinen Berufsarbeiten zu erzählen anfange. So viel kann ich Ihnen wohl sagen, daß ich erst vorgestern mit denen Arbeiten zu Stande gekommen bin, die seit der Michaelismesse auf mir gelegen haben. Da sehen Sie Ihren alten geschäfftigen Freund, welcher dem ungeachtet mitten unter so vielen Fröhnen gesund, vergnügt und mit der ganzen Welt zufrieden, und verwegen genug gewesen ist, itzt erst englisch zu lernen. Wie gefällt Ihnen meine Pedanterey? Wahrhaftig englisch, oder engländisch, wie es heißt, lerne ich, und lerne es seit Michael ohne Anführer, und kann davon schon so viel, als keiner von unsern Kastraten, und spreche es wirklich bereits fast so gut, wie ein Wallfisch. Denken Sie aber ja nicht, mein lieber Kleiner, daß mich mein Steuerjoch und meine Bücher ganz von meinem Vergnügen abhalten. Ich gehe fleißig in die Oper, auch wohl manchmal auf Bälle, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß ich nicht heute auf die Redutte komme. Ich besuche meine Freunde und hübsche Mädchen in Familien, von denen man Ehre hat; und im Sommer sind wenigstens zwo Stunden vom Tage mein, an denen ich in unsern himmlischen Gegenden spatzieren gehe.

gehe. Bin ich nicht recht glücklich, lieber Gellert? Würde ich es wohl mehr ſeyn, wenn ich ein Weib hätte? Erbauen Sie Sich durch mein Exempel, guter Kleiner, und durchleben Sie das übrige dritte Theil Ihrer Jahre auch ſo vergnügt. Der Beyfall meiner Landsleute und der Fremden trägt vielleicht zu meiner Heiterkeit etwas bey; aber ich verlaſſe mich darauf mehr nicht, als ſich ein vernünftiges Frauenzimmer auf ihre Schönheit verläßt, die vielen gleichgültig, vielen zweydeutig, und überhaupt ſehr flüchtig und vergänglich iſt. Es werden Tage kommen, wo wir beide vergeſſen ſind, und in denen wir höchſtens darum noch genennet werden, weil wir gelebt haben. »Der fließende Herr Gellert und der ſpitzige Herr Rabener, (wird es heißen) »haben hier und da ganz artige Gedanken gehabt, und »die wenigen Bogen, die von ihren vermuthlich gar »weitläuftigen Werken noch übrig ſind, verrathen einigen Geſchmack, ſo gut man ihn von den unaufgeklärten Zeiten, in denen ſie gelebt haben, erwarten kann ꝛc.« Wie gefällt Ihnen dieſes Stückchen aus der Nachwelt, mein lieber Gellert? Ich bin gelaſſen dabey, wenn dieſe Nachwelt nur erfährt, daß Sie mein Freund geweſen ſind. Will die undankbare Nachwelt meine Schriften nicht leſen, ſo ſoll ſie doch meine allergnädigſten Befehle leſen, durch die ich mich als Steuerſekretär verewige, ſo, wie ich mich dadurch, und nicht durch den Witz, ernähre.

Auf welches Dorf werden Sie denn in künftiger Meſſe flüchten? Sie ſind ein Spötter, indem Sie Sich über das Glück meiner Schriften, die in B** immer auf dem Nachttiſche liegen, eiferſüchtig ſtellen. Vermuthlich ſoll ich Sie, zu Ihrer Beruhigung, dar-

an erinnern, daß Kinder von guter Erziehung Ihre Schriften auswendig lernen müssen und gern auswendig lernen. Der Beyfall des Pfarrers und seiner häuslichen Tochter ist mir so schmeichelhaft, als der Beyfall einer Excellenz und einer Hofdame. Ich habe immer den seltnen Hochmuth gehabt, zu wünschen, daß meine Satyren das Siegel der Orthodoxie erhalten möchten; und es ist mir immer erfreulich, wenn meine Schriften auch denen gefallen, die den Beruf eben nicht haben, witzig zu seyn.

Leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Sind Sie mit diesem Briefe zufrieden? Mich dünkt, er ist ein sehr langes freundschaftliches Gewäsche. Schreiben Sie mir noch einmal vor der Messe. Und in künftiger Messe lassen Sie Sich wenigstens einen Tag lang sehn. Noch einmal leben Sie wohl!

Rabener.

Dresden, den 31. Jen. 1758.

Mein liebster Gellert,

Hier sende ich Ihnen die Briefe zurück, welche mich sehr vergnügt haben. M** bleibt doch unser guter Graf, und da er es in Paris bleibt, so wird er sich auch in Dresden nicht ändern. Nun freue ich mich doppelt darauf, daß er mit der Zeit hoch steigen wird. Denn von ihm hoffe ich gewiß, daß er niemals wird schwindelnd werden. Diese Woche geht ihr Brief an ihn fort. Da Sie mir Ihre geistlichen Lieder nicht an-

anvertrauet haben, ſo erwarte ich die Trinklieder, die Sie, wie mich ein guter Freund von Ihnen noch geſtern verſichern wollen, unter der Feder haben. Das ſchlagen Sie mir doch nicht ab?

Ich bin mit der Entſchuldigung vortreflich zufrieden, die ſie mir wegen Ihres kleinen eitlen Herzens gemacht haben. Meine Vorwürfe ſcheinen nur denen grauſam, die mich nicht ſo, wie Sie, kennen.

Ich kann es geſchehen laſſen, daß wir Erneſti und Bachen verlieren; behalten wir nur den göttlichen Belli*) und die unſterbliche Pilaja*). Käſtnern können wir leicht vergeſſen; er konnte nicht einmal tanzen, und haben Sie wohl, ſo lange Sie ihn kennen, eine vernünftige Perücke auf ſeinem Kopfe geſehn? Wollen die Ausländer etwa Jöchern, Maſcoven, Cruſius ꝛc. auch wegnehmen? Gut; wenn nur Sie bey uns bleiben, denn ſie machen gar zu drollichte Fabelchen. Und geht auch die ganze Univerſität ein; was iſt es nun mehr? Leipzig wird doch, wegen der Lerchen, nach wie vor berühmt bleiben!

ꝛc. ꝛc.

Dresden, den 25. Nov. 1757.

Wie beſcheiden ſind Sie, mein liebſter Gellert, daß Sie meinen Beyfall als einen Theil der Belohnung für Ihre frommen Gedichte anſehen wollen. Sie haben ihn ganz dieſen Beyfall, den Ihnen keiner von Ihren Leſern verſagen wird, welcher nicht ſo unglücklich iſt,

*) Belli, ein großer Sänger, und Pilaja, eine berühmte Sängerinn auf dem damaligen dresdner Operntheater.

ein Feind von Religion und Witze zu seyn. Bisher habe ich Sie, als meinen besten Freund, aufrichtig und zärtlich geliebt; ich habe nicht geglaubt, daß meine Achtung für Sie noch höher steigen könnte, als sie war: aber sie ist in der That noch um einen ziemlichen Grad höher gestiegen.

Liebenswürdig sind Sie mir allezeit gewesen, aber nun sind Sie mir auch ehrwürdig. Ich nehme dieses Wort in seinem weiten und prächtigen Umfange, den es hatte, ehe man es noch an viele Thoren verschwendete, die keine Vorzüge vor dem Pöbel haben, als die Kleidung.

Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit diesen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt seyn, da die Welt Sie bereits auf einer so vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publici gewonnen, welches nichts anders, als etwas lehrreiches, tugendhaftes und vollkommnes erwartet, so bald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieses Zutrauen der Welt für unsre heilige Religion seyn! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leser zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die sie nunmehr in Ihren geistlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit diesen Gedichten den Leichtsinn derjenigen beschämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eitlen Belustigung gut sey. Und diese Leichtsinnigen müssen die Religion lieb gewinnen, da sie ihnen in einer so angenehmen und reizenden Kleidung vorgestellt wird.

So glücklich sind die Folgen, mein redlicher Gellert, bey denen, die Ihre Schriften lesen, ohne Sie genauer zu kennen; was werden sie nicht erst bey

denjenigen würken, die Ihr gutes Herz kennen? Diesen sind ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da sie wissen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle diese Wahrheiten herfliessen. Ich habe es Ihnen so oft gestanden, daß mir Ihr rechtschaffnes Herz noch schätzbarer ist, als Ihr Witz; und hätte ich es Ihnen noch niemals gestanden, so würden Sie mir durch Ihre Lieder dieses Bekenntniß nunmehr gewiß entreißen. Unmöglich hätten Sie so gut und lehrreich schreiben können, wenn Sie nicht diese heiligen Wahrheiten aus einer innern Ueberzeugung geschrieben hätten. Ich glaube, scharfsichtige Augen entdecken den feinsten Heuchler allemal unter der frommen Maske, hinter welcher er verborgen zu seyn wünscht. Voltäre kann uns goldne Sittensprüche predigen, Tugend und Menschenliebe in seinen Versen vergöttern und die Religion in tragischem Pompe aufführen. Er wird gefallen, aber niemals wird der Voltäre erbauen, dessen ungöttlicher Leichtsinn, dessen schmutziger Witz, dessen liebloser Eigennutz uns seine Sittensprüche, seine Reime von Tugend und Menschenliebe, und seine Religion verdächtig machen. Man muß ihn hassen, so bald man liest, wie edel er schreibt, und dennoch weis, wie niedrig er denkt.

Wie ernsthaft haben Sie mich gemacht, mein lieber Gellert, und doch empfinde ich bey aller dieser Ernsthaftigkeit eine Art des Vergnügens, das ich kaum empfunden habe, wenn ich scherzhaft und spottend an Sie schrieb. Welch ein vortreflicher Freund sind Sie! Ich fühle itzt den ganzen Werth Ihrer Freundschaft. Ihnen darf ich Sachen vorsagen, die ich keinem andern vorsagen würde, da sie zu viel Aehnliches von einer Schmeicheley haben. Aber Sie, guter Gellert,

Sie kennen Ihren Rabener, der nicht gern beleidigt, aber noch weniger schmeichelt. Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie meinen Beyfall haben, daß Sie die Welt gewiß erbauen werden und daß Sie alle Leser von Ihrem guten Herzen überzeugen; so sage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundschaft und mein Geschmack schuldig sind.

Ob ich Ihre Entschließung, nichts mehr zu schreiben, billige? darüber will ich mich itzt noch nicht erklären: aber das will ich Ihnen gestehen, daß ich hoffe, es sey nur ein flüchtiger Einfall gewesen, wenn Sie mir melden, daß Sie nunmehr wünschen, den Rest Ihres Lebens auf dem Lande in einer guten Familie zubringen zu können. Verlassen Sie Ihr Amt nicht, so lange Sie noch Kräfte haben, den Geschmack und das Herz der Jugend zu bilden. An Ihrem nothdürftigen Unterhalte wird es Ihnen niemals fehlen; und schenkt Gott unserm Vaterlande die Ruhe wieder, so werden sich bey der Universität gewiß solche Umstände äußern, die Ihnen ein bequemer Auskommen verschaffen.

Tausendmal habe ich Schlegeln in Gedanken umarmt, daß er Sie, bey Ausarbeitung Ihrer Lieder, mit seiner Kritik so freundschaftlich gekerkert hat. Wie großmüthig urtheilen Sie von diesen Gefälligkeiten; aber Sie haben auch gewiß dabey gewonnen!

Damit ich meinen Brief mit eben dem Vergnügen und der Gemüthsruhe schließe, mit welcher ich ihn angefangen habe; so will ich von unsern hiesigen Umständen nichts melden. Wann werden wir uns wieder sehn? Wann werden wir uns in Ruhe sprechen können?

Le-

Leben Sie wohl, mein witziger, mein menschenfreundlicher, mein frommer Gellert! Ich umarme Sie und danke Gott, daß er mir Sie zum Freunde gegeben hat.

Rabener.

Dresden, am 4. May, 1757.

Ueber Gellert,

Machen Sie mir doch hurtig und geschwinde einen Informator nach beygehendem Recepte. Sie werden finden, daß die Bedingungen nicht zu verachten sind; und da ich die Ehre habe, den Herrn Kriegsrath wohl zu kennen, so kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß er durch eine gute Aufführung diese Bedingungen noch mehr verbessern kann. Ich glaube nicht, daß die Fähigkeiten und Arbeiten, die man verlangt, die menschlichen Kräfte eines S. S. Th. Candidati übersteigen. Er muß allerdings, wie Sie sehn, ein Theolog seyn: denn der Vater will, daß seine Kinder Religion haben sollen. Halten Sie dieses, so viel möglich, geheim, es möchte dem Vater an seinem Glücke und an seinem guten Namen Schaden thun, da er Kriegsrath, ein Hofmann und von Geschlechte ein V* ist. Freuen Sie Sich nicht, lieber Gellert, daß, nebst dem Lateine, auch die reine Muttersprache gelehrt werden soll? Wie glücklich ist unser Professor C*, daß er dergleichen Aergerniß nicht erlebt hat! Nur mit reimfreyen Versen sollen die Kinder nicht angesteckt werden;

mer-

merken Sie das ja wohl. Klopstocks Messias hat den D** Hof und die ganze P*** Arme wider sich; den erstern, weil ihn die Kastraten nicht singen können; und die letztere, weil er der Messias ist.

Wie wird der Herr Kandidat mit dem Französischen zu rechte kommen? Doch dieses wird mehr des Informators, als der Kinder wegen verlangt, weil über Tische nichts anders gesprochen wird, als französisch. Man wird es dem deutschen Michel vergeben, wenn er dafür nur weiße Wäsche und eine gesittete Perücke hat. Ich glaube, dieses beides versteht man unter der sittlichen Lehrart, so, wie die beliebte Lehrart ihre eigne Erklärung bekommen hat.

Lassen Sie Sich, mein lieber Gellert, die Beschleunigung der Sache angelegen seyn und antworten Sie mir bald. Wäre es nicht eine Sache für den Herrn F***, der schon hier ist und den ich nicht wohnen weis? Leben Sie wohl.

Rabener.

Wlikau, am 25. Jenner, 1760.

Ich habe vergessen, Ihnen, liebster Kleiner, da ich in Leipzig war, meine Autornoth zu klagen. Meine Schriften werden in der Schweiz nachgedruckt. Desto mehr Ehre für Sie, mein Herr Kollege, werden Sie sprechen — Aber sprechen Sie das im Ernste? Unmöglich! Ein verpfuschter Nachdruck, wie dieser seyn soll, muß mich eher demüthig als stolz machen. Mein ehrlicher Verleger dauert mich zu sehr, als daß ich mich über den prächtigsten Nachdruck freuen sollte: Denn, ob

ich

ob ich gleich ein Steuerſekretär bin, ſo habe ich doch, Gott verzeih mirs, ſo viel Menſchenliebe, daß ich mich über den Verluſt meines Verlegers von ganzem Herzen kränke. Das Schlimmſte aber iſt dieſes, daß der ſchelmiſche Korſar in der Schweiz durch die Schaffhauſer Zeitung hat bekannt machen laſſen: er gäbe meine Schriften vermehrt heraus. Unter uns geſprochen; ich bin darüber ſehr verlegen. Ich kann mir nicht ausdenken, durch was für Stücke ſie könnten vermehrt ſeyn? Durch einige, aus den Beluſtigungen, die ich, als unächte und ungerathne Kinder, vorlängſt verſtoſſen habe? das will ich nicht wünſchen. Und doch wünſche ich das noch eher, als wenn dieſe angedrohte Vermehrung durch einige Briefe geſchehen ſollte, die ich, zum Theil vor vielen Jahren, an Bodmer und andre Schweizer geſchrieben habe*). Und wäre das, wie ich es beynahe befürchten muß, was ſoll ich thun? Rathen Sie mir, mein lieber Gellert. Ich glaube wohl, daß einige Ausdrücke in dieſen Briefen ſeyn mögen, die ich würde gemäßigt haben, wenn ich mir hätte vorſtellen können, daß jemand meine Korreſpondenz auf dieſe Art mißbrauchen würde: Aber doch getraue ich mir alles zu verantworten, was darinne ſteht. Soll ich an das Publikum appelliren und proteſtiren? ſoll ich die Briefe, ſo viel ich deren etwan noch in Händen habe, ſelbſt bekannt machen, ohne zu erwarten, daß ſie der Nachdrucker der Welt, vielleicht verſtümmelt, mittheilt? oder ſoll ich das alles erwarten, und mich alsdann erſt bey der Welt entſchuldigen, oder durch einen Freund mich entſchuldigen laſſen? Wehe dem Nachdrucker, wenn er es ſo weit kommen läßt! Kurz, lieber Gellert, geben Sie mir einen guten Rath.

Ich

*) Der Erfolg hat dieſe Furcht widerlegt.

Ich bin ganz unschlüßig dabey, so unschlüßig, daß ich noch nicht einmal recht weis, ob ich bey der Schelmerey dieses Buben mich ärgern, oder gleichgültig seyn soll. Läßt er sie drucken, so erfährt die Welt einige vortheilhafte Urtheile, die ich von meinen Freunden gefällt habe, und welche desto unpartheyischer seyn müssen, da sie niemals in der Absicht geschrieben waren, der Welt solche bekannt zu machen. Und sind auch etwan hier und da lächerliche Züge von andern Personen darinnen, so ist das nicht eine Beleidigung von mir, sondern von dem, der sie wider meinen Willen hat drucken lassen. Und doch werde ich mich ärgern, gewiß werde ich mich ärgern, ich mag mich auch itzt noch so philosophisch dabey anstellen; wer weis, ob ich nicht durch diese philosophische Gelassenheit mich selbst zu betrügen suche. Ihren Rath, bester Freund, erwarte ich mit Ungeduld; und er wird desto gründlicher seyn, da Sie gewissermaßen Selbst in den Umständen sind, nur mit dem Unterschiede, daß Ihr Brief Ihnen gewiß Ehre macht, wenn er auch, welches ich noch nicht glaube, durch den Druck bekannt werden sollte; meine Briefe aber . . . o, das war gar zu bescheiden, Schande sollen mir diese Briefe auch nicht machen; ich will doch sehn, wer das Herz hat, mir so etwas nachzusagen? Aber darinne ist ein großer Unterschied: in dreyen von meinen Briefen wird etwan von Einer Person ein wenig Gutes gesprochen; und Sie haben in Einem Briefe von dreyen Personen auf einmal so viel Gutes gesagt; und sind auch einige scherzhafte Züge mit darinnen, so sind diese für das Original immer noch vortheilhaft, denn ich glaube, ein preußischer Husar, wie sie ihn geschildert haben, wird sich dabey immer noch sehr geschmeichelt finden, anstatt, daß er sich hätte müssen

sen für beleidigt hatten, wenn Sie ihm hätten ein süße lispelnde Sprache, eine Beutelperücke, glaßirte Handschuhe, und weiße seidene Strümpfe gegeben. Aber, ich weis nicht, warum ich mich bey Ihrem Briefe aufhalte, da ich selbst so viel Noth wegen der meinigen habe.

Mit einem Worte, ich bitte mir Ihren freundschaftlichen Rath aus, und dafür schwore ich Ihnen bey den wildesten von meinen Satyren, Ihr Secundant in allen dergleichen Fällen zu seyn. Leben Sie wohl, mein lieber Kreuzbruder!

Rabener.

Dresden, am 9. August, 1760.

Liebster Gellert.

Aus meinem Briefe an den Herrn Kommissionsrath, den ich Herr W** vor etlichen Tagen zugestellt, werden Sie einige Nachricht von meinem traurigen Schicksal ersehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte: denn ich finde eine große Beruhigung darinnen, wenn ich einem so lieben Freunde, wie Sie sind, mein Unglück klagen kann. Was die Umstände dieser Belagerung überhaupt betrifft, so werde ich mich dabey wenig aufhalten, und mich auf ein Diarium beziehen, welches unter der Autorität unsers Gouverneurs heute herausgekommen, und sehr zuverläßig ist; nur von meinen eigenen Zufällen

fällen will ich etwas melden. Am 14ten Jul. mit Anbruche des Tages, fieng sich die Kanonade und das Einwerfen der Haubitzgranaden auf die schrecklichste Art an. Früh um acht Uhr kam eine solche Granade in mein Zimmer, (sie mochte mehr als dreyßig Pfund wiegen,) zerschmetterte die Stube meines Bedienten, und zundete. Wir löschten den Brand und machten alle mogliche Anstalten. Weil es aber Granaden und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Absicht haben mochte, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu sprengen, so packte ich meine Sachen, so viel es ohne Gefahr, erschossen zu werden, angieng, zusammen, schaffte sie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends um acht Uhr nach Neustadt zu D**., Aber auch hier fieng am 15ten die Angst an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bey mir vorbey. In dieser Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Dauniſche Armee die Seite von der Neustadt befreyte, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängstigung erzeigen konnte. Denn eben diesen Tag, besonders um zwölf Uhr Mittags, gieng das unglückliche Bombardement der Residenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drey Stunden auf die Kreuzgasse und Kirche; um zwey Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schicksal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unsre Sachen geschafft hatten, zerschmettert und alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, welche löschen sollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueste Mensch von der Welt, hatte sich so lange im

Hause

Hauſe aufgehalten, bis es anfieng einzuſtürzen, und hatte ein Dutzend ſolcher Schurken hinausgeprügelt; endlich aber ward er übermannt und flüchtete zu mir nach Neuſtadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich ſchon für erſchoſſen oder verbrannt hielt, wieder zu ſehen, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verluſte natürlicher weiſe verurſachen mußte. Sollte es nicht weh thun, liebſter Gellert, zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wäſche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Aſche verbrannt waren? und Sie wiſſen, wie reichlich mich der Himmel mit allen dieſen geſegnet hatte. Gott zum Preiſe muß ich geſtehen, daß ich mich über dieſen großen Verluſt nicht einen Augenblick betrübte. Es war weder Reflexion, noch Philoſophie, die mich ſo wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von allem habe ich gerettet, als einen abgetragnen Zeugrock und ein paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um ſie meinem Bedienten zu geben. Sonntags früh fieng man an, auch für die Neuſtadt beſorgt zu ſeyn, und viel tauſend Menſchen giengen zum Thore hinaus, auf das offne Feld und die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, mein ganzes Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochnen Weinpfahl, auf den ſtützte ich mich, und wadete bey einer brennenden Hitze durch den Sand einer Meilewegs weit zu meinem Freunde, auf ſeinen Weinberg, wo ich nothdürftiges Eſſen und gutes Waſſer fand. Seit dem 13ten Abends war ich in kein Bette gekommen, und auch hier lag ich bis Mittewochs auf der Erde. Ich ritt endlich ſelbigen Tags nach Hohenſtein, vier Meilen von Dresden, und weil

mein Bedienter ganz kraftlos war, so ließ ich ihn zwo Meilen reiten, und den übrigen Weg gieng er zu Fuße. In Hohenstein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und sehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtage giengen wir zurück, und ich befinde mich seitdem gesund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung.

Ich bin noch vor vielen tausend Menschen glücklich: denn keiner von meinen Freunden und Bekannten ist verbrannt oder erschossen worden, ich bin gesund geblieben und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von altem Tisch- und Bettzeuge ist bey einem Bekannten unvermuthet geborgen worden, und so wenig ich es vordem achtete, so lieb ist es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäsche ist mir der empfindlichste, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weis, wie lange uns Gott Ruhe schenkt.

Meine Bücher, die dauern mich; alle Aufsätze und Manuskripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebst einer zum künftigen Drucke fertig liegenden Sammlung von witzigen Briefen verschiedner Art sind leider auch fort.

Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden aufs beste. Kann ich heute noch an unsern Weiße schreiben, so will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihn diesen Brief lesen zu lassen, so wie den ehrlichen Dyck, welcher, so bald Gott Ruhe und Frieden giebt, es gewiß empfinden soll, daß alle meine Bücher verbrannt sind: denn ich will ihn hernach in Kontribution setzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu schenken.

Zwar

Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine witzigen Manuſkripte, und alſo ſeines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt ſind; aber ich will ihn ſchon kriegen, und wenn er mich wild macht, ſo ſchreibe ich wider ſeine eigne kleine Perſon einen Band Satyren in Duodez, zwey Hände ſtark, welches ziemlich das Format von ſeinem Körper ſeyn wird.

An das Haus St** bitte meinen unterthänigſten Reſpekt zu vermelden. Wie wohl haben die gnädige Frau Kammerherrinn gethan, daß Sie Sich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt haben. Nunmehr hungerte ich mit meiner Frau, da ich das Glück habe, allein zu hungern. Aber ſagen Sie, ich ließe unterthänigſt bitten, dahin zu ſehen, daß meine künftige Frau drey tauſend Thaler mehr hätte, als außer dieſem Unglück würde nöthig geweſen ſeyn; ſo hoch ſchätze ich meinen Verluſt. Nur ein eignes Haus ſoll ſie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklichers vorſtellen, als die Umſtände eines Mannes, der nur des Hauſes wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß ſeine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt.

Leben Sie wohl, mein beſter Freund. Ich bin in Feuer und Waſſersnoth

Ihr

redlichſter

Rabener.

N. S.

In der Reſidenz ſind 226 Häuſer abgebrannt, 37 ſehr beſchädigt. In Neu-

stadt 25 Häuser beschädigt. Vor dem Pirnischen Thore 102 abgebrannt und 50 beschädigt. Vor dem Wilsdurfer Thore 88 abgebrannt und 3 beschädigt. 50 Personen von der Bürgerschaft sind geblieben, viele aber gefährlich verwundet, und bey dem Sturmwinde, so gestern Nachmittags war, über 10 Personen von dem Gemäuer erschlagen worden. Auf die Wälle ist wenig geschossen worden, und wer sagt, daß das Feuer eine solche Verwüstung in in der Residenz angerichtet und daß auf die Kreuzkirche um deswillen Bomben geworfen worden, weil von dasigem Thurme auf die Belagerer wäre geschossen worden, der spottet noch unsers Elends auf eine grausame Art.

Dresden, am 18. Jen. 1757.

Mein liebster Freund,

Um mich wieder aufzumuntern, will ich mit Ihnen reden. Was machen Sie, mein guter, bester Gellert? — Hum! Ein Philosoph, wie Sie, das wäre sehr unexemplarisch, wenn er sich die gegenwärtige Noth zu sehr niederschlagen ließe. Aber gesund sind Sie doch? das will ich Ihnen rathen: denn ich bin sehr gesund und kann es nicht leiden, daß meine Freunde krank sind.

Man

Man versichert mich, daß der König von Preußen Befehl gegeben habe, Ihnen Ihre Pension richtig auszahlen zu lassen. Wie groß kam mir unser Feind, der König, in dem Augenblicke vor, als ich dieses hörte! Vor Vergnügen vergaß ich, daß er mir selbst meine Besoldung zurück halten läßt.

Haben Sie etwan auch gehört, daß ich in preußische Dienste gehen werde? Hier sagen es unser Hof und die Stadt. Aber Hof und Stadt sagen ein Mährchen. Ich würde es am wenigsten itzt thun, da ein solcher Entschluß mehr eine Desertion, als eine erlaubte Verbesserung meiner Glücksumstände scheinen würde.

Aber ich will Ihnen den Schlüssel zu diesem Räthsel geben. Ich habe hier sehr viele Bekanntschaften mit preußischen Officieren und Beamten gemacht, weil ich bey vielen ein vernünftiges Betragen, einen feinen Geschmack, eine gute Belesenheit und ein redliches Herz gefunden.

Ich bin bey dem Prinz Heinrich länger als eine halbe Stunde gewesen, und bin mit wahrem Vergnügen bey ihm gewesen. Ich habe, so viel es der Wohlstand erlaubte, lebhaft mit ihm gestritten, da er die deutsche Sprache und unsre Litteratur wenig schätzet; aber er schätzet Sie, mein guter Gellert, und dieses macht seinen Fehler verzeihlich.

Er kannte den Poeten Gellert; aber ich lehrte ihn auch den redlichen Menschenfreund Gellert kennen; und zu meiner Belohnung sagte ich ihm trotzig, daß eben dieser Gellert mein ältester Freund sey: denn auch bey Prinzen thue ich mit Ihrer Freundschaft groß.

Sie können wohl glauben, daß ich als ein deutscher Patriot mit diesem liebenswürdigen Prinzen gesprochen und ihm Einwürfe gemacht habe, die ihm un-

erwartet zu seyn schienen. Die wichtigsten Beweise hebe ich für den König auf. Seit vierzehn Tagen stehe ich mit dem Könige in Traktaten, wer Ihm mich vorstellen soll. Der Marquis d'Argens verlangt es zu thun und hat mich darum ansprechen lassen. Muß es denn eben ein Franzose seyn, der mitten in Deutschland einen deutschen Autor mit einem deutschen Könige bekannt macht? Wahrhaftig, mein lieber Gellert, das thut mir weh! Ich habe mich bey dem Marquis entschuldigen lassen, daß ich durch seine Vermittelung nicht würde den König sehen können, da ich nicht geübt sey, französisch mit ihm und noch weniger mit dem Könige zu sprechen. Der Baron von C*** wird in dieser Sache unser Adjutant.

Ich fand nöthig, einen Brief zu schreiben, und mich darinne also auszudrücken:

Je suis bien faché, Monsieur, que je sois trop allemand, et Monsieur le Marquis d'Argens trop françois, pour que je puisse profiter de la permission de rendre mes respêts à ce Sgavant, d'autant plus estimable, qu'il est peut-être le seul de sa Nation, qui permette à nous autres Allemands, d'avoir de l'esprit.

Mais, au comble de mon malheur, je me vois par cette même raison tout à fait privé de l'honneur d'être présenté par Monsieur le Marquis au Roi, et de me jetter aux pieds de Sa Majesté. Je Vous conjure, Monsieur, de manager l'affaire si bien, que Monsieur le Marquis ne me croie pas absolument barbare. Il faut être précisement de mes meilleurs amis, pour me passer l'ennui, que je puisse donner par le François, que

que je parle; auſſi ſuis-je trop diſcret, que d'y vouloir expoſer Mr. le Marquis. Voila la ſeule raiſon, qui m'empeche de me preſenter à lui.

&c. &c.

Der Marquis d'Argens ſoll es alſo nicht ſeyn, welher mich zu den Füßen des Königs legt. Der König iſt ſo gnädig, ſich meine Weigerungen gefallen zu laſſen. Er will (wird das wohl die Nachwelt glauben?) deutſch, deutſch will der große Friedrich mit mir reden. Hat wohl jemals Auguſt mit dem Horaz in ſeiner harten Mutterſprache geredet? wohl niemals: denn das Griechiſche war die allgemeine Sprache der Welt und des Hofes; nur der Pöbel und die traurigen Pedanten in Rom ſprachen Latein. Alſo iſt die Sprache feſtgeſtellt, in welcher der König mit mir reden will. Ich erwarte täglich ſeine Befehle, durch wen endlich dieſe Vorſtellung geſchehen ſoll.

Wie freue ich mich, mit dem Könige zu reden! Wie viele gelehrte und witzige Brandenburger, ſo gelehrt und witzig, als Voltaire und Baumelle, wenigſtens treuer und dankbarer, als Voltaire und Baumelle, will ich ihm nennen, die Er und ſeine Franzoſen noch nicht kennen.

Ich bin durchaus muthig, wenn es mir einfällt, daß ich zum Beſten meiner Mutterſprache dem tapferen und noch nicht überwundenen Könige dieſer Zeit (ich wäre dieſer König nur nicht unſer Feind!) den deutſchen Witz predigen ſoll. — — — — — —

— — — — — — —

— — — — — —

Nun werden Sie es begreifen können, lieber Gellert, wie es möglich ist, daß man hier glaubt, ich sey in preußische Dienste getreten. Das muß ich Ihnen noch sagen, daß vor einem Jahre schon der König den Einfall in Potsdam geäußert hat, mich in seine Dienste zu ziehen, daß vielleicht bey seinem Hofstaate auch hier davon gesprochen worden ist, und daß viele von den Preußen gewiß glauben, er werde mir noch seine Dienste antragen. Ich glaube es nicht, ich wünsche es auch nicht: denn je gnädiger er dabey wäre, desto verlegner würde ich seyn, meinen Entschluß zu erklären, ohne ihn zu beleidigen.

Im Ernste wünschte ich mit dem Könige zu sprechen, und, außer meinem besten Könige, ist es von allen Königen nur dieser, und einer noch, die ich zu sprechen wünschte. Aber wann mir auch einfällt, wie man hier schon itzt davon urtheilet und was für einen nachtheiligen Eindruck es in künftigen Zeiten wider mich machen könne; so vergesse ich meine Wünsche und werde stumm, um nichts bitteres von dieser argwöhnischen Denkungsart zu sagen.

Küssen Sie mich, guter Gellert, küssen Sie Ihren freundschaftlichen Plauderer tausendmal: denn das schmeichle ich mir, daß Sie weder an den Obristen Mannstein, noch an Ihre Hypochondrie die ganze Zeit gedacht haben, als Sie diesen meinen langen Brief gelesen.

Noch etwas, und zwar etwas sehr lustiges! Können Sie sich wohl vorstellen, daß unser G* den unerwarteten Einfall hat, eine Geschichte des gegenwärtigen Krieges und die neuen Siege seines Königes zu schreiben? G*, der Menschenfreund, der Freund der Freuden und des Weins, unternimmt aus freyem Willen,

einen

einen blutigen Krieg und die traurige Zerſtörung ſo vieler tauſend Menſchen, die auch trinken und ſcherzen und küſſen können, zu beſchreiben! Durch ſeinen und meinen Freund, den Herrn E*, habe ich ihm ſagen laſſen, daß ich ihm dieſen grauſamen Witz unter keiner Bedingung verzeihen würde, als unter dieſer, daß er den ganzen traurigen Krieg in anakreontiſchen Verſen beſchreibe und ſeine Mordgeſchichte anſtatt der Kapitel in Trinklieder eintheile.

Sagen Sie mir, mein Freund, woher kömmt es, daß Könige ſo gern Dichter zu ihren Herolden haben? Boileau, Racine, Voltaire, drey Dichter; und unſer G*, der taumelnde G*, die ſollen für die Nachwelt Zeugen ſeyn; Zeugen in Sachen, die ſie ſelbſt nicht glaubten, vor denen ſie ſelbſt erzitterten!

Warum verlangen die Könige nicht mich zu ihrem Herolde? Aber vielleicht fürchten ſie ſich, daß die hiſtoriſche Lobſchrift ihrer unſterblichen Thaten der fünfte Theil zu meinen Satyren werden möchte? Leben Sie wohl, mein ſtiller, friedfertiger, mein beſter Gellert.

Rabener.

Mein beſter Freund,

— — Penſion, guter Rabener? nein, es wird mir keine ausgezahlt; ich habe auch, ohne die geringſte Unruhe, meine Quittung, die mir von Meißen zurückge-

schickt wurde, in mein Pult gelegt; das kränkt mich nicht, ob es mich gleich nicht erfreuen kann.

Könnte ich meinem Vaterlande den Frieden und beßre Zeiten durch den Verlust von hundert Thalern jährlich erkaufen; ich, der ich, so bald ich nicht mehr arbeiten kann, auch nichts mehr habe; o, mit Freuden!

B** hat mir durch C** den Antrag thun lassen, ob ich mich zur Erziehung des Kronprinzen wolle gebrauchen lassen? Aber, mein liebster Freund, so lange ich nicht wegen meiner nothdürftigen Erhaltung gedrungen bin, mein Vaterland zu verlassen, so will ich glauben, daß ich eine Pflicht habe, auch in einem unglücklichen Vaterlande zu leben. So denken Sie auch; ja, denken Sie ewig so, wenn es möglich ist. Sachsen verliert (dieß kann und muß ich sagen) zu viel mit Ihnen; einen Mann für Geschäffte, für den Staat, einen Autor! Sie müssen unser bleiben.

Bey mir hat es wenig Gefahr. Halb krank, an die Stube gewöhnt, wahrscheinlicher Weise nicht lange mehr zu leben bestimmt, nur für einige junge Leute gut! O! ich kann bleiben, wo ich bin, und mein Wunsch ist die Einsamkeit, das Land und noch ein gutes moralisches Buch nach meinem Tode.

Sie ehren mich, wie ichs verdiene, wenn Sie dem Prinzen Heinrich sagen, daß ich Ihr ältester und bester Freund bin; und ich würde Ihm zu meinem Ansehen eben das gesagt haben.

Ja, daß Sie, Gärtner, Schlegel, Cramer, Giseke, meine Freunde gewesen, dieses sehe ich als meine Glückseligkeit des Lebens an; dieses soll mir bey der Nachwelt so gewiß Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geschmacks seyn, als es Racinen Ehre ist, daß Boileau und Moliere seine Freunde

ge-

gewesen. Unsre Periode, die itzige, wird in der Litteratur der Deutschen nicht weniger merkwürdig seyn, als es der Zeitpunkt des Boileau im Französischen ist.

Gehen Sie immer zum Könige, Er soll Sie sehen und bewundern; ich will es haben.

Ich verlange meine Pension nicht, aber Er soll Ihnen geben, was Ihnen von Rechtswegen gehört; Er soll bessre Gedanken von den Deutschen, und unter diesen von den Sachsen, in Ansehung des Witzes bekommen und Sie sollen ihm statt aller Demonstration seyn, und wenns möglich ist, den Geist des Friedens einflößen und meiner Furchtsamkeit. Aber lassen Sie Sich durch nichts fesseln.

Leben Sie wohl, stets wohl! Ich bin Ihr guter Freund

Gellert.

Dresden, den 26. Jen. 1762.

Liebster Gellert,

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben, oder doch durch Ihre finstre Hypochondrie so menschenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen können und Sich in das dunkelste Gebüsche zu Störmthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verdorbten Magen

zu

zu ſeufzen. Aber, werden Sie mit Ihrer hohlen und keuchenden Stimme, ſo einſylbig als möglich, ſprechen: Lieber Gott — weis denn der Rabener gar nicht — nun das könnte er lange wiſſen — wiſſen könnte er — alle Kinder wiſſen es — — freylich — der König hat mit mir geſprochen!... O mein hochgelahrter Herr Profeſſor! freylich viel Ehre für Sie und den Witz! aber das giebt Ihrem Stolze kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergeſſen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, das will noch vielmehr ſagen, als daß er mit Ihnen geſprochen hat, und doch bin ich nicht einen Augenblick ſtolz darauf geweſen, ſo wenig ſtolz, daß ich ſogleich an meinen liebſten Gellert ſchrieb und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch ſo machen ſollen? Hüten Sie Sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie Sich! Ich bin Ihr Freund, aber, aber ich bin auch ein Autor, und ein beleidigter Autor — verſtehen Sie mich, Gellert? kurz, ich erwarte mit der nächſten Poſt einen Brief von Ihnen. Man erzählt hier ſo ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Luſt habe, die Leute zu verſichern, es ſey alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald antworten und alles aufs umſtändlichſte melden, was der König zu Ihnen geſagt hat. Noch einmal warne ich Sie, ſäumen Sie nicht, oder ich werde es dem Publiko ins Ohr ſagen, daß dieſer Gellert, der von nichts als Vaterland und Menſchenliebe ſpricht — ja, wie geſagt, daß dieſer ſtille und friedliebende Gellert dem Könige bey ſeiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worinnen er gezeiget, wie der Krieg wenigſtens

ſtens noch zwey Jahre könnte fortgeführt werden, ohne die brandenburgiſchen Unterthanen im mindeſten zu beläſtigen — ja, ja, mein Herr, das iſt mein ganzer Ernſt; und haben wir einmal Friede, ſo ſollen Sie — zittern ſollen Sie, mehr ſage ich nicht!

Wie ich mich befinde? O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder geſund bin, Sie würden mich ſonſt lange darum gefragt haben. Aber ich merke es ſchon. Schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotiſchen Wut liebe ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, ſo möchte ich Sie vor Freuden tauſendmal umarmen! Ich bin vollkommen geſund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir itzt noch als eine Beute davon tragen, und erwarte die unruhigen Tage ohne ängſtliche Sorge.

Leſen Sie die Innlage an unſern Cramer *) in Kopenhagen, ſo werden Sie noch mehr wiſſen. Mein ganzes Herz iſt darinnen: denn ſeit meinem erlittenen harten Unglücke iſt mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelſtunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde ſcherze, wie ich itzt mit Ihnen, mein beſter Gellert, geſcherzet habe. Heben Sie dieſe beiden Briefe auf, vielleicht machen Sie, wenn ich heuer noch ſterbe, eine merkwürdige Anekdote in meiner künftigen Lebensbeſchreibung, die deſto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schrul-

*) S. den folgenden Brief.

Schmähschriften auszunehme, nichts Wichtigers gethan, als dieses, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe.

Tausend Empfehle an unsern lieben Kommissionsrath und seine redliche Frau. Melden Sie ihnen, daß unser hochachtungswürdiger Freund L** auf künftige Mittewoche Hochzeit hat. Ich bin (wie man in Leipzig spricht) ganz Zufriedenheit und ganz Freude über die Verbindung zwoer Personen, die Gott, wie es scheint, dazu erschaffen hat, um sich durch ihre beiderseitige Tugend und Rechtschaffenheit glücklich zu machen. Leben Sie wohl.

Rabener.

Dresden, den 25. Jen. 1761.

Mein liebster Cramer,

Ihren Brief vom 15ten November habe ich erst am 23sten December erhalten. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen für die versicherte Freundschaft und für das aufrichtige Mitleiden wegen des unglücklichen Schicksals unsers armen Landes. Gott wird der Noth ein Ende machen, wenn es sein Wille ist; und wenn er, wie es leider scheint, uns noch länger züchtigen will; so wird er uns Muth und Vertrauen schenken, geduldig auszuhalten und auf seine Hülfe zu harren. Unaufhörlichemal danke ich ihm, denn es ist ganz sein Werk, für die Kräfte, die Freudigkeit und Heiterkeit des Gemüths,

müths, die er mir am 19ten Julius bey dem erlittenen harten Verluſte gab, und die, welches eine noch größre Gnade von ihm iſt, mich ſeit dem nicht einen Augenblick verlaſſen hat. Ja, liebſter Cramer, danken Sie ihm mit mir dafür! Die damalige Beängſtigung hatte wohl in meinem Körper eine Unordnung gemacht, welche Folgen nach ſich zog, die mich einen nahen Schlagfluß befürchten ließen. Ich erwartete Gottes Wink, wenn ich kommen ſollte, und erwartete ihn ziemlich ſtandhaft. Meine Freunde, ich muß es ihrer Liebe nachrühmen, waren meinetwegen unruhiger, als ich; aber ein kleines Mittel hat mir geholfen, und itzt bin ich ſo geſund, als ich in vielen Jahren nicht geweſen, und ſo munter und aufgeräumt, als ich nur damals war, als ich meinen guten Cramer bey mir hatte. Da ſich im November die Unruhen unſrer armen Stadt wieder näherten, ſo ließ ich mich von einigen Freunden bereden, an den Ort unſers vorigen Aufenthalts zu fliehen. Ich blieb dort bis zum dritten December. Seit dem bin ich wieder hier, verrichte mein Amt, ſo gut es bey itzigen Umſtänden geſchehen kann, und ſo ſchrecklich auch für uns die Ausſicht inskünftige iſt, ſo gewiß bin ich doch entſchloſſen, alles hier abzuwarten, was uns Gott vorbehalten hat. Die Flucht und der Aufenthalt an einem offnen Orte iſt allemal mit vieler Gefahr verknüpft; nach Böhmen kann und mag ich nicht, und ich bin überall unter der Hand des Herrn. Will mich Gott erhalten, ſo kann er es auch hier thun; und ſoll ich ſterben, ſo habe ich für mich und meine Freunde ſchon lange genug gelebt. Ich lebe, oder ſterbe, ſo bin ich des Herrn! Erhalten Sie mir nach meinem Tode Ihr gutes Andenken und ſagen Sie der Nachwelt, daß ich Ihr Freund geweſen bin; ſo wird dadurch

durch die Nachwelt überzeugt werden, daß ich Gott gefürchtet, meinen Nächsten geliebt und mein Amt redlich verwaltet habe. So viel begreift der unschätzbare Titel, ein Freund von Cramern, zu seyn, in sich!

Sie verlangen von mir zu viel, wenn ich Ihnen sagen soll, wodurch die Schlacht bey Torgau ist verloren worden? ꝛc. ꝛc. Ich bin, wie meine Vorgesetzte sagen, ein ziemlich guter Sekretär; aber ich bin, unter uns gesprochen, ein überaus schlechter General! ich kann also von allen dem nicht urtheilen.

Die Großmuth der gnädigen Fräulein von B** gegen einige durch das Bombardement verunglückte Weibspersonen, verehre ich mit dem lebhaftesten Danke. Ich habe die 180 Thaler in hiesiger Münze erst gestern erhalten, und würde Sie, da Ihr Schuldner in Leipzig dermalen außer Stand ist, einen Dreyer zu bezahlen, noch so bald nicht erhalten haben, wenn nicht der Freund, an den Sie die Sache addressirt haben, so großmüthig gewesen wäre, sie auf seinen eignen Wechsel mir auszahlen zu lassen. Ich habe heute angefangen, das Geld, mit Zuziehung meines Beichtvaters, unter einige nothdürftige Personen auszutheilen. Binnen acht Tagen werde ich Berechnung davon thun, und dem gnädigen Fräulein selbst im Namen der Elenden danken, die sie so großmüthig erquickt hat. Der Mangel ist bey den meisten Abgebrannten wegen itziger Theurung und Kälte unaussprechlich, und oft bey denen am meisten, die es sich merken zu lassen Scheu tragen. Ich suche diese vorzüglich auf, und werde lieber nur einigen eine proportionirliche Gabe mittheilen, mit der sie ihr Leben fristen können, als diese 180 Thaler unter allzu viele ausspenden, weil durch eine zu große Vertheil-

theilung der abgezielte Endzweck ihrer nothdürftigen Erleichterung nicht erreicht werden würde. Gott wird für die übrigen auch sorgen. Und ich muß Ihnen mit einer wahren Freudigkeit meines Herzens sagen, daß hier in Dresden mehr Liebe und Gutthätigkeit ist, als ich sonst geglaubt habe. So gar diejenigen, die selbst abgebrannt sind, theilen ganz im Stillen und ohne es merken zu lassen, ihren geretteten Bissen Brodt mit dem Hungrigen. Die öffentlichen Collecten im Lande für unsre Stadt sind wenigstens beträchtlicher, als man von einem so verarmten und ausgepreßten Lande erwarten konnte. Noch mehr ist an unsern Herrn Superintendent zur beliebigen Vertheilung privatim eingesendet worden: und in dem gutthätigen Hamburg sind einige Familien, welche an unsern berühmten und rechtschaffnen Herrn von Hagedorn von Zeit zu Zeit sehr ansehnliche Posten übermacht haben und noch übermachen, die vorzüglich zu Unterhaltung der Handwerksleute und Künstler angewendet werden. Ich finde unaussprechliche Freude in einer vorsichtigen Vertheilung des eingesendeten Allmosens, und seit dem die gnädige Fräulein von B** mich durch ihre Großmuth in den Stand gesetzt hat, in ihrem Namen wohl zu thun, seit dem bin ich nicht mehr so eifersüchtig auf meinen Freund Hagedorn.

Leben Sie wohl und lieben Sie mich nur eine Minute länger, als ich Sie liebe, so wird unsre Freundschaft bis in den Tod dauern. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Rabener.

An

Herrn Weiße,

nach Paris.

Wenn Ihnen, mein liebster Freund, jemand sagte, ich sey am 19ten November wieder aus Dresden geflüchtet und halte mich seitdem in Wölke, bey dem Herrn Generallieutenant, Grafen von Vitzthum, auf; würden Sie es wohl glauben? Schwerlich: Und doch ist es wahr. Die Unruhen in den dresdner Gegenden vermehrten sich täglich, und da beide Armeen sich bis an die Stadt gezogen hatten, so ward die Gefahr immer schrecklicher. Tag und Nacht war ein ungewohnter Lärmen auf den Gassen, es äußerte sich schon an den nothdürftigsten Sachen ein Mangel, und für einen friedfertigen Autor, wie ich bin, war es ein trauriges Spektakel, wann ich mit einer unzählichen Menge Volks täglich auf der Brücke stehn und zusehen mußte, wie sich auf den Anhöhen gegen Kesselsdorf, zunächst vor der Stadt, die Vorposten der Oesterreicher und Preußen herumrauften. Täglich erwartete man ein Treffen, dessen Ausgang ungewiß war. Fiel es für

die

die Oeſterreicher unglücklich aus, ſo war Belagerung und Bombardement das unvermeidliche Schickſal der unglücklichen Stadt. Die Vertheidigungsanſtalten auf den Wällen ſo wohl, als Circumvallationslinien waren fürchterlich, und wann man uns beruhigen wollte, ſo war dieſe Beruhigung noch fürchterlicher, indem man uns heilig verſicherte, wir hätten das Glück, an unſerm alten Marſchall einen ſo braven Gouverneur zu haben, welcher ſich eher unter den Ruinen der Stadt begraben laſſen, als weichen würde. Der Hof in Warſchau, welcher mit der Art, wie man ſeit Johannis das Land befreyet hatte, zum höchſten unzufrieden war, widerſprach noch heftiger, da er ſahe, daß man Dresden zu einem Waffenplatze machen und es befeſtigen wollte. Aber auch dieſer Widerſpruch, dem ein ernſtlicher Nachdruck fehlte, war vergebens und beſchleunigte die Arbeit nur noch mehr. Archiv und Gallerie, und andre Koſtbarkeiten wurden aus der Stadt in Sicherheit gebracht, und das Miniſterium ſelbſt ſtund ſeit dem 10ten November auf dem Sprunge, nach Prag, oder wo es ſonſt am ſicherſten ſeyn möchte, zu gehn. Mit einem Worte: die ganze Stadt war beſtürzt, und wer ſich retten konnte, der rettete ſich. Was ſollte ich nun bey dieſen Umſtänden thun? Mein Amt hörte bey dieſen Unruhen auf, und meine Vorgeſetzten erlaubten mir, wegzureiſen, wohin ich wollte. Da ich in Dresden kein Haus, und, dem Himmel ſey Dank, keine Frau, und dreymal ſey dem Himmel Dank! keine Kinder habe, ſo war ich ganz frey, und nichts konnte mich zurückhalten. Ich nahm mir alſo vor, dieſen unglücklichen Ort auf einige Zeit zu verlaſſen; aber wo ſollte ich hin? und wie ſollte ich fortkommen? Mein erſter Plan war, über das Gebürge nach Naumburg zu gehen; aber die

Bewegung der preußischen Armee und deren Besitznehmung von Freyberg, verdarb diesen Plan. Nach Pirna ladete mich ein guter Freund ein; aber Pirna war den Unruhen zu nahe und bey einem unglücklichen Rückmarsche der Oesterreicher der Gefahr am meisten ausgesetzt. Es ward mir ein Vorschlag gethan, mit jemanden nach Prag zu gehen, wobey ich weder für die Reisekosten, noch meinen dortigen Unterhalt sorgen sollte; aber wenn ich auch sonst kein Bedenken gehabt hätte, so stund mir doch der Ort nicht an, in welchem der Adel und die Bürgerschaft denen dahin geflüchteten Sachsen — — —

muß! Ach! liebſter Freund, ein grauſamer Gedanke für mich! Ich bin endlich am 21ſten hier glücklich angekommen und ſeit der Zeit hier geblieben, anſtatt nach Leipzig zu gehen, wo alles in der ängſtlichen Unruhe und Verwirrung iſt, da vor einiger Zeit 800000 Thaler neuerlich gefodert worden, deren Aufbringung man für ganz unmöglich hält, ungeachtet des harten Ernſtes, den man gegen den geſammten Rath und einige der Kaufmannſchaft braucht. Da dieſer Brief vielleicht geöffnet werden möchte, ſo kann ich davon mehr nicht ſchreiben. Hier befinde ich mich geſund, wohl, ganz ruhig und ſo vergnügt, als man itzt in Sachſen ſeyn kann. Die beiden Gellerte und einige andre Freunde haben mich hier beſucht; nach dem neuen Jahre werde ich auf ein paar Tage nach Leipzig gehn.

— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — —

Wie ſehr ſehne ich mich, mein liebſter, beſter Weiße, nach ein paar Zeilen von Ihnen! Vermuthlich ſind Sie in Paris, und bey Ihrem würdigen Freunde, Herrn Pajon, und deſſen rechtſchaffnen Frau, denen Sie mich aufs verbindlichſte empfehlen werden. Wie ſehr beneide ich Paris um meinen Weißen! Leben Sie wohl, kommen Sie mit Frieden und bald zurück, und vergeſſen Sie unter dem witzigen und unwitzigen Lärmen dieſer Stadt Ihren armen flüchtigen

Freund nicht. Tausendmal leben Sie wohl. Ich liebe Sie ewig. Ich liebe Sie mehr als einen leiblichen Bruder, und nur um etwas weniger, als mein Mädchen.

Wilkau,
am 30. December, 1759.

Rabener.

An

Herrn Kabinetssekretär Ferber

in Warschau.

Dresden, am 12. August, 1760.

Bald werden Sie glauben müssen, daß mein gutes freundschaftliches Herz mit verbrannt sey, da ich, seit meinem erlittenen Unglücke, an meinen liebsten Freund nicht geschrieben und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner größten Beängstigung habe ich tausendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verloren hatte, so fiel mir zu meiner größten Beruhigung ein, daß mir doch noch die Freundschaft meines Ferbers übrig sey. Es war ganz natürlich, daß mir dieses einfiel, da ich, Sie wissen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verluste eben damals in Gegenwart Ihrer Mademoiselle Schwester erfuhr, die ich unendlich und doppelt hochschätze, weil sie Ihre Schwester und meine Freundinn ist. Sie wird Ihnen von H*** aus von meinem Schicksale etwas gemeldet haben; erlauben Sie mir, daß ich es wiederhole.

Unsre Briefe sind so oft vergnügt und scherzhaft gewesen; dieser mag einmal traurig seyn. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort: denn mein Verlust, so weh er mir auch thut, hat mir doch nicht eine Thräne gekostet und mir keine unruhige Minute gemacht. Mir selbst ist das unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit, noch Philosophie; eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sah, und mit eben der Gelassenheit hernach anhörte, daß alles verloren sey.

Der 19te Julii war dieser schreckliche Tag. Schon am 14ten, da unsre Noth angieng, war mein Haus der Gefahr am meisten ausgesetzt. Früh um acht Uhr zerschmetterte eine Haubitzgranade das Zimmer meines Bedienten und zündete. Wir löschten damals noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen, so gut es möglich seyn wollte, zusammenpacken und theils in den Keller, theils in ein Gewölbe schaffen, welches wir feste genug zu seyn glaubten. Weil sich aber die Gefahr vermehrte und es Kugeln und Karkassen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, so flüchtete ich noch selbigen Abend um sieben Uhr nach Neustädt zu Herrn D***, meinen Bedienten aber ließ ich, mit seinem guten Willen, zurücke. Neustadt ward vom 15ten an auch beschossen, und zwey Zwölfpfünder fuhren durch unser Haus, aber wir waren doch mit dem Feuereinwerfen daselbst verschont.

So gefährlich und ängstlich dieser unser Aufenthalt war, so viel komische und lächerliche Auftritte kamen doch dabey vor. Die Madame Z*** mit ihrer Bedienung, und ich, waren die meiste Zeit bey Herrn

H**

H** in seiner Stube, und da schliefen wir auch. Hinten im Hofe, in zwey gewölbten Stübchen, stack die ganze D*** Familie und noch vierzig Personen, alt und jung. Die Fensterladen waren mit Miste verschüttet, der obere schöne Saal mit Miste bedeckt, und mit eben so viel Miste der ganze Hof bestreut. Unter diesem Miste lagen alle diese Personen. Einige waren stille und verdrüßlich, einige beteten, und man sahe es ihnen am Maule an, wie sie mit ihrem Gott zankten, daß er es doch so weit habe kommen lassen, ungeachtet sie ihm nun seit vier Jahren die Ehre angethan und fleißig gebetet. In einem andern Winkel saßen einige politische Kannengießer und machten für Daunen einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie den König von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber alles über die Klinge springen lassen. Ich war fürs letztere, aber ich ward überstimmt. Eine Priesterwittwe kriegte mich immer auf die Seite und zischelte mir ins Ohr: Wir sollten Gott danken! nur der lieben Religion wegen schösse uns der König von Preußen todt und unsre Häuser in Grund. — Aber, zum Henker, Madame, was haben meine Perucken mit der Religion zu thun? (denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine dreyßigpfündige Granade meinen ganzen Apparatum von Perucken zerschmettert habe.) Lassen Sie es gut seyn, antwortete sie mir, es wird sich schon geben, danken Sie Gott dafür! — Die verwünschte fromme Frau hat mich grausam gepeinigt. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in unsrer Stube, und mich deucht, das war noch am solidesten gedacht. Unter dergleichen Abwechselung und

Unruhe brachten wir den 19ten heran, den schrecklichsten Tag meines Lebens. Schon um drey Uhr Nachmittags stund die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme. Ich lief vor in das Gouvernementshaus, (hier war es eben, wo ich die Frau Mama und Ihre Babet antraf,) und sah diesem Greuel der Verwüstung zu. Ich blieb einige Zeit dort, und gegen funf Uhr kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen und darinnen alles verbrannt, der ganz unbeschädigte Keller aber von denen zum Löschen kommandirten Soldaten rein ausgeplündert sey. Das that weh, mein lieber Ferber, sehr weh; alle mein Hausrath, meine Kleider, Wäsche, Vorräthe, alle meine Bücher und Manuskripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden so sorgfältig gesammlet hatte, alles war verloren; von Sachen, die ich wohl auf dreytausend Thaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Thaler werth gerettet. Der älteste Zeugrock, den ich anzog, um desto bequemer zu löschen, eine alte abgelebte Perucke, die ich in eben der Absicht aufgesetzt, ein paar alte Hemden, die ich schon für meinen Bedienten bestimmt hatte, und ein Schlafrock: das war meine ganze Garderobbe. Die witzigen Manuskripte, welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit, alle, alle mit verbrannt. Nun verlohnt es beynahe die Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich, als Autor, an den Tod dachte; aber nun will ich immer leben bleiben und mich in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine schönen Bücher dauern mich sehr;

aber

aber mannichmal dauern mich doch meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten, und . . . kurz, Ferber, ich bin so nackigt, wie ein Gratulant! Ein Glück für mich, daß ich noch meine Wechsel und Dokumente gerettet habe. An baarem Gelde habe ich nicht viel über vierzig Thaler verloren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuersekretär, der ein Jahr in preußischem Depot und zwey Jahr unter der Vormundschaft der Landesdeputation gestanden? Das schmerzt mich am meisten, was ich durch die Plünderung verloren habe. Einige von unsern Freunden, unsern Hülfsgenossen, unsern Errettern, Leute, die sich das größte Gewissen machen würden, am Charfreytage Schweinebraten zu essen, die plündern uns selbst in der größten Beängstigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vielleicht vor der Wut der Feinde noch etwas hätte retten können. Sagen Sie es auf mein Wort in Warschau nach, daß uns die Feinde zwey Drittel verbrannt, und diese Freunde ein Drittel gestohlen haben; aber sagen Sie auch, daß alle ehrliebende von der Garnison, Officiers so wohl, als Gemeine, einen Abscheu vor diesen Gewaltthätigkeiten gehabt, und sagen Sie auch zum Ruhme unsers tapfern Kommendanten, daß er die strengste Ordre gestellt habe, diesem Unwesen zu steuern; doch hat es nichts geholfen: denn einen Räuber macht kein Galgen ehrlich.

Den Sonntag früh ward in Neustadt angesagt, daß wer sich aus der Stadt retten wollte, es bald thun möchte. Eine neue Angst! Um acht Uhr früh gieng ich mit meinem Bedienten zum schwarzen Thore hinaus. In dem Ueberzuge von einem Kopfküssen stack

mein

mein ganzer Reichthum. Wir wadeten bey der grausamsten Hitze durch den brennenden Sand bis auf Saarens Weinberg. Das that ich in Gesellschaft der D*** Familie, welche, wie die Salzburger, emigrirte. Es schlug zwölf Uhr, und sie hatten noch keine Anstalt gemacht, etwas zu essen; zu trinken war noch weniger da. Ich versicherte die Gesellschaft, daß mich hungere und dürste, und ich, als ein Abgebrannter, sähe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Munde hinaus bringe; Ich wünschte mir also zu essen und zu trinken; und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüsten mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen und sehen, wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht blos auf die göttliche Fürsorge verließe. Ich gieng und kam nach Loschwitz zu einem guten Freunde, bey dem ich willkommen und ziemlich gut versorgt war. Hier blieb ich bis Mittewochs früh, da ich ein Pferd bekam und nach H** ritt.

Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abentheuerlicher Ritt gesehen worden, als der meinige. Stellen Sie sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit funfzehn Jahren gewesen war, im Karren zu ziehen; auf diesem Gaule den Steuersekretär Rabener, noch nicht völlig drey Ellen lang, und, der schweren Zeiten ungeachtet, anderthalb Elle im Durchschnitte; diesen Sekretär in ein paar zerrissenen Schuhen, schwarz seidenen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einem beschmutzten, alten und lebensatten

Zeug-

Zeugrocke, einer Haarbeutelperucke, welche ſeit der Belagerung nicht ausgekämmt und vielleicht ſeit der preußiſchen Invaſion nicht gepudert war; hinter ihm ein Kornſack, in welchen der Reſt ſeines Vermögens geflüchtet war, auf dieſem Kornſacke einen bundſtreifigten Schlafpelz, welcher, im Fall es regnete, zum Rockelor dienen ſollte; zur Rechten gieng mein Bedienter, der eine Schachtel mit Brodt und braunſchweiger Wurſt trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zuſprechen, und, wenn er ſtolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In dieſem Aufzuge kam ich endlich zum Amtsſteuereinnehmer in H***, wo ich ſehr wohl aufgenommen ward. Mein Quartier bekam ich im Städtchen, wo die Wirthinn eine bejahrte dienſtfertige Frau war, voll von dem Ceremonielle, wie es unter Johann George des Vierten Regierung mochte bräuchlich geweſen ſeyn; der Wirth, ein feiner Mann, mein alter Schulkamerad, und bey ihm ein friſches rundes Mädchen, welche gute Hofnung macht, daß ſie ihren künftigen Eheherrn wird ohne Hoſen herumlaufen laſſen. Hier wohnte ich. Die meiſte Zeit brachte ich auf dem Schloſſe zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Aſſiſtenzräthinn mit ihrer Familie und ganz unvermuthet ihre Mademoiſelle Schweſter zu finden. In dieſer vortreflichen Geſellſchaft habe ich zehn Tage lang mich ſo wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war. Der Amtmann und ſeine Frau ſorgten für unſre Bequemlichkeit; beide waren ſehr dienſtfertig und gaſtfrey; auch hatte ſie Gott mit zeitlichem Vermögen ziemlich und mit Hunden und Katzen reichlich geſegnet.

Am

Am 2ten August fuhr ich mit der Frau Schwester zurück und bedauerte, daß mein Exilium nicht länger gewährt hatte. Nun bin ich hier, und wohne bey der D***, welche, um ihren Geruch der Heiligkeit ferner, wie bisher, zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumet und sich bis Michaelis nach Borthen begeben hat; alsdann kömmt sie zurück; und ich beziehe mein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebster Ferber, eine lange Beschreibung meiner Abentheuer! Das übrige wünsche ich Ihnen mündlich zu erzählen; und wann? Bleiben Sie mein Freund. Ich liebe Sie ewig und küsse Sie in Gedanken. Versichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche sich ihres abgebrannten Freundes nicht schämen. Leben Sie wohl.

E N D E.

Inhalt
des ſechſten Theils.

Verſuch eines Tagebuchs vom 25ſten May 1759 bis den 29ſten May S. 5

Briefwechſel mit einigen Frauenzimmern 29

Briefe an Lorchen 93

Briefwechſel mit Herrn Cramer 128

Briefwechſel mit Herrn Johann Adolph Schlegel 164

Briefe an den Herrn Friedrich von Hagedorn 195

Briefwechſel mit Herrn Giſeke 208

Briefe an Herrn Profeſſor Gellert 221

An Herrn Weiße 258

An Herrn Ferber 268

Nachricht.

Um gleich ſtarke Bände zu erhalten, hat man das Werk in vier Bände binden zu laſſen: den erſten und zweyten Theil zuſammen, den dritten und vierten jeden beſonders, und den fünften und ſechſten wieder zuſammen.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRAR.
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building